

Klaus Zander

Kinderland ist abgebrannt



Erlebnisse eines kleinen pommerschen Jungen
in den Jahren 1940 - 1946

Klaus Zander

Kinderland ist abgebrannt

Erlebnisse eines kleinen pommerschen Jungen
in den Jahren 1940 – 1946

© Klaus Zander, Radevormwald im September 2011.

Das auf der Umschlagseite abgebildete Motiv, ist ein Ausschnitt eines Aquarell Bildes des Stolper Maler Otto Priebe. Es trägt den Titel „Stadtlandschaft mit Rathaus um 1936“, gemeint ist natürlich Stolp. Auf ihm kann man in der unteren rechten Ecke einen Straßenfeger erkennen. Ohne große Fantasie kann man vermuten, es ist der von mir auf Seite 87 beschriebene stadtbekanntes Sonderling Pieter Görs, der mit seinem zweirädrigen Karren auf der Straße die Pferdeäpfel auffegt, welcher dort verewigt wurde.

Zur Person:

Klaus Zander, geboren am 16.Juli 1937 in Stolp in Pommern.

Mutter : Anna Zander, geb. Schröder, Fischerstrasse 14.

Vater : Rudolf Zander, Friseur, Hospitalstrasse 7a. Vermisst vor Moskau.

Aufgewachsen in Stolp, bei den Omas in der Fischerstrasse und der Hospitalstrasse und unserer Wohnung in der Petristrasse. Kindergarten in der Hospitalstrasse und Schule in der Quebestrasse.

Erlebte den Einmarsch der Russen am 8.März 1945 in Stolp in der Bergstrasse. Später wohnhaft in der Fischerstrasse und der Holzstrasse.

Vertreibung: Juni 1946. Danach bis 1953 in Süderbrarup Schleswig-Holstein und von dort nach Radevormwald/NRW umgesiedelt, wo bis heute mein Wohnsitz ist. Bis 2002 für einen Fototechnik-Konzern in Wuppertal, München und Antwerpen tätig.

Danach fand das große und schmerzliche Nachdenken statt und ich begann meine Kindheitserinnerungen aus den Jahren 1940-1946 niederzuschreiben, Titel: „Kinderland ist abgebrannt“, womit ich in diesem Jahr fertig wurde. Diese Erinnerungen wurden bisher nur der Familie, Freunde und Interessierten zugänglich gemacht. Eine kommerzielle Veröffentlichung ist nicht zwingend beabsichtigt, da die meisten Verlage dafür noch einen Zuschuss erwarten, was an meinem Motiv zur Niederschrift gänzlich vorbeigeht.

Natürlich stelle ich zeitgeschichtlich und heimatpflegerisch (besonders Pommern betreffend) Tätigen, meine Schrift gerne unentgeltlich und frei zu Verfügung. Vorbehaltlich der Beachtung der Quellenangabe.

Inhalt

Vorbemerkung	5
Maikäfer flieg! Der Papa ist im Krieg	7
Wie ich meinen Namen bekam – Mit Papa und Mutti im Aucker – Das Wiesenbad – Wo ist Russland – Briefe an Sabinchen – Vor Moskau vermisst – Die Suche nach Papa – Die Fischerstrasse Der Garten in der Fischerstrasse – Oma Schröders Küche.	
Kein schöner Land in dieser Zeit	33
Besuche bei Oma und Eta – Hospitalstrasse - Im Kindergarten – Schulbeginn – Bei Onkel Richard in Bütow – Das Friseurgeschäft – Begegnung mit der Partei – Begegnung mit Mädchen – Spiel und Spaß – Arztbesuche – Mutti muss zum Schippen – Besuche in der Fischerstrasse – Der Krieg kommt näher.	
Es dunkelt schon in der Heide	93
Die Petristrasse - Kinobesuch und Schulwechsel - Hinaus in die Ferne – Stolpmünde – Christel – Verdunkelung – Trecks – Abendessen in den Sternstuben – Lesehunger und Altmetall – Heidchen – Weihnachtsen – Stützpunkt Hundestrasse – Der Tote beim Rodeln – Vor Sonnenuntergang.	
Pommerland wird abgebrannt	136
Fluchtbeginn und Fluchtende – Die erste Nacht – Der Weg zurück – Frau komm – Kaninchen und Pudding- Kurt wird verschleppt – Schokolade – Essen beschaffen – Hilde wird verschleppt und der Hunger – Radioempfang – Brotausgabe und Heidchen stirbt – Tod eines weiteren Babys – Das Rückfluten der Roten Armee – Abgetaucht – Hilde kommt wieder – Ein gereizter Blinddarm und ein Soldat mit Läusen – Eine Landpartie – Entlausung – Oma und Eta – Sommer in der Fischerstrasse – Das Ende der Fischerstrassen Zeit.	
Aus Stolp wird Slupsk	200
Im Schutz der Russen – Rabotti und Zuteilung – Die Mühle – Kartoffeleimte – Russen kontra Polen – Spielen in Ruinen – Leere Zuckersäcke machen satt – Hausmusik – Ein Zahn wird gezogen – Küchengeschichten – Ein totes Pferd hinterm Zaun – Angelversuche – Flugblätter – Oma und Eta kommen in die Holzstrasse – Der Kommandant und sein Dackel – Der Holzstapelplatz – Frühsommer In der Holzstrasse – Der Pferdetransport – Die Kreuzkirche – Die Petrikerche – Wir verlassen Stolp.	
Durchgangslager Stettin	253
Ankunft in Stettin – Das Lager – Das Leben im Lager – Lagerkinder – Der Zuhörer – Geburtstag und der Lagerzaun – Die letzten Tage in Lager – Die Fahrt in die Freiheit – Bad Segeberg - Fahrt und Ankunft.	

Vorbemerkung

Als wir im Juli 1946 auf Druck der Polen und wegen der immer schlimmer werden Lebensumstände gezwungen waren Stolp in Pommern zu verlassen, war ich neun Jahre alt und ich ahnte beim reinklettern in den Güterwaggon nicht, dass es ein Abschied für immer war.

Für die Familien meiner beiden Großeltern war Stolp seit vielen Generationen der Mittelpunkt ihres Lebens gewesen und bisher auch meines. Das Verschwinden des eigenen Mittelpunktes ist äußerst schmerzhaft und hat zerstörend wirkende Folgen, denn außer dem Verlust der gewohnten Umgebung, der Heimat, erfolgte auch ein zerreißen aller Familienbande. Viele meiner Verwandten und Freunde sah ich nie wieder. Mit Oma und Eta, die später als wir nach Thüringen ausgewiesen wurden, gab es noch einige Zeit Briefkontakte, aber was ist das schon für einen heranwachsenden Jungen im Nachkriegsdeutschland. Die Beziehungen innerhalb der Familie lockerten sich auch wegen der Teilung Deutschlands. Die in Westdeutschland verbliebenen Familieangehörigen hielten noch eine Zeitlang den Kontakt aufrecht, bis sie im Laufe der Jahre langsam wegstarben und die Lücke die sie hinterließen niemand mehr schloss. Dies geschah für mich leise und fast unbemerkt. So dass ich eines Tages überrascht feststellte, dass ich der letzte war der noch in Stolp geboren und auch in der Obhut der ganzen, jetzt nicht mehr existierenden Familie, aufgewachsen war.

Die hier geschilderten Ereignisse erlebte ich im Alter von drei bis neun Jahren in der Zeit von 1940 bis 1946. Es ist die Beschreibung der Gefühlswelt aus der Sicht des kleinen Jungen von damals, gewissermaßen aus der Froschperspektive, mit allen Merkwürdigkeiten, Grausamkeiten und Nöten jener Zeit, die ihm an die Nieren gingen und die ihn noch heute nicht loslassen. Es ist auch die Be-

schreibung einer Kinderzeit in teilweiser Geborgenheit. Das Leben in einer ländlich friedlichen Umgebung, wo der Krieg nur als weit entferntes und nicht persönlich betreffendes Ereignis wahrgenommen wurde, bis zum jähen erwachen.

Die alles war nicht einmalig oder herausragend aber es bestimmte mein Leben. Einzelne Erlebnisse unmittelbar vor und beim Einmarsch der Russen in Stolp, hatten mich schon immer daran denken lassen, das erlebte zu Papier zu bringen. Über mehrere Anfänge kam ich jedoch nie hinaus.

Die Stadt Stolp, ihre Strassen, die Wohnungen von meinen beiden Omas, der Kindergarten und viele Orte in der Umgebung spielen noch bis heute in meinen Träumen eine wichtige Rolle. So dass ich sie manchmal wie ein Bühnenbild im Kopf benutze. Wenn ich etwas lese, versetze ich den Lesestoff in meiner Fantasie oft in dieses Umfeld.

Das wiederauffrischen dieser alten Geschichten durch das niederschreiben, war für mich keine zusätzliche Belastung. Aber plötzlich konnte ich mich wieder an mehr erinnern, auch an das was ich längst für immer vergessen glaubte, aber in Wirklichkeit nur verdrängt hatte.

Gerührt erinnerte ich mich an meine Mutter in dieser Zeit, wie sie mich umsorgte und an dass, was wir beide alles zusammen machten um zu überleben. Ebenso wurde mir das große Glück wieder bewusst, dass ich mit meinen beiden Omas und mit Eta hatte, die auch in den düstersten Tagen immer wieder den Versuch unternahmen, mir ein wenig Kinderglück zu bescheren.

Deshalb ist dies auch ein nachträgliches Danke an sie alle. Ich bedaure zutiefst, dass ich zu ihren Lebzeiten dies nicht noch deutlicher zum Ausdruck bringen konnte. Aber ich glaube, dass sie trotzdem meine Dankbarkeit gespürt haben, auch wenn ich nie mein Herz auf der Zunge trug.

Maikäfer flieg! Der Papa ist im Krieg

Wie ich meinen Namen bekam / Frühjahr 1940

Wie andere kleine Kinder, die gerade dem Kinderwagen entwachsen sind und nun neben der Mutter trippelnd dahin stolpern, wurde auch ich immer wieder nach meinen Namen gefragt. Obwohl nun diese Befragung für mich ja nichts Besonderes war und sie deshalb auch in den alltäglichen Banalitäten hätte untergehen können, erinnere ich mich deutlich an sie.

Denn eines Tages fiel mir Mutti bei der Beantwortung der lästigen Befragung ins Wort. Es schien so, als wollte sie die besondere Bedeutung der Antwort klarmachen. Denn sie sagte überdeutlich betonend zu mir, du musst jetzt Klaus Zander sagen. Denn bisher hatte ich immer Klaus Schröder geantwortet. Dieses ist mir deshalb so in Erinnerung geblieben, weil ich noch mehrfach bei ähnlichen Situationen auf die gleiche eindringliche Weise auf diese Änderung hingewiesen wurde. Die Instrumentalisierung der Verkündung dieser Neuigkeit war so erfolgreich, dass ich zum Schluss schon gebremst werden musste, weil ich schon bei einer von weitem erspähten voraussehbaren Begegnung, sofort los krähte, ich heiße Klaus Zander.

Der Grund dieser Änderung war, dass meine Mutter erst im Januar 1940 geheiratet hat. Da war ich schon fast drei Jahre alt. Jetzt hieß ich also so wie mein Vater und da dieser als Soldat an der Front war, musste die Eheschließung während eines Kurzurlaubs schnell erledigt worden sein. Von einer richtigen Hochzeit kann man da dann nicht sprechen. Er wollte beeindruckt von seinen Fronterlebnissen, das Haus bestellt wissen, so erzählte mir Mutti später den

Zusammenhang. Dieser Vorgang war dem Standesbeamten aber nur eine handschriftliche Randnotiz wert, die auf meiner Geburtsurkunde vermerkt wurde.

Ansonsten habe ich aus dieser Zeit keine weiteren Erinnerungen an meinen Vater, den ich immer Papa nannte. Obwohl er abwesend war, kam er in den Gesprächen zwischen Mutti und mir sehr häufig vor und sie zeigte ihn mir immerfort auf Bildern, wo drauf er in Uniform zu sehen war. Wenn uns bei Spaziergängen Soldaten begegneten, was ja damals keine Seltenheit war, erzählte mir Mutti später, dass ich dann bei deren Anblick immer gesagt hätte, genau so sieht mein Papa aus.

Mit Papa und Mutti im Aucker / Sommer 1940

Auf meine Frage, wann kommt denn Papa, folgte meistens eine wortreiche Erklärung, aus der zu entnehmen war, dass er erst Urlaub bekommen müsse. Für alle die einen der ihren an der Front hatten, bewegte außer allen schlimmen Ungewissheiten, Tag und Nacht die Frage, wann bekommt er endlich Urlaub. Misstrauisch wurde jeder Soldat aus der Nachbarschaft beäugt und Zweifel geäußert, ob dieser nicht nur durch Beziehungen Urlaub bekommen hätte. So war Urlaub für mich ein abstrakter Begriff der zwischen mir und meinem Papa stand.

Aber dann war er endlich da und ab ging es in die Auckerwiesen. Das war eine Wiesenlandschaft, die sich in der Nähe der Wohnung meiner Oma Schröder, bis hin zur Stolpe erstreckte. Es war gerade die Zeit der Heuernte. Die Sonne schien und die Wiesen atmeten einen Duft aus, der zugleich etwas Kühlendes und wärmendes an sich hatte. Sie breiteten sich entlang der gleichmäßig, breit und

glatt dahin fließenden Stolpe bis an den Horizont aus. Am Ufer des Stromes lag zu Haufen aufgetürmtes Heu. In einer Art von Jungensstreich, riss Papa mehrmals einige Arme davon an sich und warf es in die Stolpe, wobei er das Heu vorher in Brand steckte. Dort trieb es nun brennend auf dem Wasser, bis es nach einer kurzen Strecke unterging. Mein Vater schien begeistert zu sein, denn er lachte laut, aber Mutti mahnte ungehalten und offenbar erschreckt darüber, doch diesen Unsinn zu lassen. Die Wiesenlandschaft Aucker mit der Stolpe war eine beliebte Spaziergegend für junge Leute wie es Papa und Mutti waren. Beide müssen sehr an dieser Gegend gehangen haben. Es waren wahrscheinlich die Orte ihrer Jugendliebe, deren Zeit nun unwiederbringlich vorbei war. Diese etwas infantilen Spielchen, waren wie ein Versuch die Vergangenheit zurückzuholen. Papa nahm mich auch hoch und ließ mich auf seinen Schultern reiten. Diese ungewohnte Sicht aus der Höhe und dabei der Versuch mit mir ein Rennen hinzulegen, machte mir Angst, so dass ich weinte.

Am Rand der Wiesenlandschaft, im Übergang zum angrenzenden Wald standen in lockerem Abstand kleine Fichten. Sie waren nicht viel größer als ich und das Gras zwischen ihnen bildete richtige Polster. Auf die legte mich Mutti nieder um mein vermeintliches Schlafbedürfnis zu befriedigen und um damit die Quengelei zu beenden. Nachdem ich so versorgt schien, nutzten meine Eltern die Gelegenheit, um außer Sichtweite sich ausschließlich miteinander zu beschäftigen. Irgendwann wurde ich wach und fand mich alleine im Wald zwischen den Bäumen wieder, die zwar nur ein bisschen größer als ich waren, aber ich konnte trotzdem nicht sehr weit sehen, denn schon stand da schon der nächste Baum, der genau so aussah wie der vorherige. Es war ein Irrgarten. Ich weinte und rannte los um Mutti zu suchen und fand sie nicht und rannte weiter um Bäume herum und weinte und plötzlich standen sie vor mir.

Hinter den Garten meiner Oma Schröder in der Fischerstrasse, befand sich ein verrostetes Eisenbahngleis das bis zum Sägewerk des Holzstapelplatzes ging. Von diesem bis zur Stolpe hin breiteten sich Wiesen aus und wenn die Hitze des Tages abgeklungen war, strich der erfrischende Duft dieser Flächen am Abend über das Gleis und die Gärten bis zu den Häusern hin und in die offen stehende Fenster hinein. Wenn man abends im Bett lag, roch man den Duft und hörte den langsam abklingenden Lärm aus dem Wiesenbad, das sich dort am Ufer der Stolpe befand. An den üblichen heißen pommerschen Sommertagen hörte man von dort den ganzen Tag, eine ununterbrochene Geräuschkulisse aus Kinderschrei, wie bei einem Volksfest.

Bei diesen Gegebenheiten verringerte sich dann die Anzahl der spielenden Kinder in der Fischerstrasse. Sie verschwanden alleine, oder mit den Müttern und Geschwistern in Richtung Stolpe ins Freibad und ein Teil ging ins Wiesenbad, was allerdings dreißig Pfennig Eintritt kostete.

Die Badeanstalt hatte mehrere Becken, die völlig Naturbelassen auf dem Sandboden ausgehoben und lediglich durch Holzstege von einander getrennt waren. Es gab einen Sprungturm, Umkleidekabinen und eine Restauration. Rund herum wurde das Bad mit einem hohen Maschendrahtzaun vor zahlungsunwilligen Gästen abgeschirmt. Die verlangten Eintrittspreise hatten zu Folge, dass viele lieber das am ende der Fischstrasse befindliche Freibad benutzen. So war im Sommer und bei gutem Wetter die ganze Strecke der Stolpe ab dem Wiesenbad bis zum Freibad und weit in die Ackerwiesen hinein, ein einziges Badeparadies.

Das verschwinden vieler meiner Spielgefährten in Richtung Wasser und das Wetter, animierte mich eines Tages von zu Hause auszu-

büxen und alleine dem Wiesenbad zuzustreben. Ich kam unbemerkt an dem Wärter im Kartenhäuschen vorbei. Im Bad angekommen, zog ich mich irgendwo aus, ließ meine Bekleidung im Sand liegen und reihte mich in den Strom der anderen Badegäste eine, die mich grinsend durch ließen. Sie grinsten, weil ich wie zu Hause beim planschen in der Wanne üblich, splinternackt war. Ich probierte verschiedene Becken aus und stellte ernüchert fest, dass das Wasser doch ziemlich tief war und alleine zwischen lauter unbekanntem Kindern zu sein, auch nicht den vermuteten Spaß brachte. So stand ich auch auf einmal unschlüssig oben auf dem Sprungturm und kletterte, beeindruckt von der schwindeligen Höhe, entgegen dem nach oben strebenden Badegästen, wieder herunter. In der Zwischenzeit war offenbar mein Verschwinden bemerkt worden und man holte mich ohne großes Lamento zurück.

Wo ist Russland? / Herbst 1941

Papa ist im Krieg und hat keinen Urlaub, war die immer wiederholte und deshalb schon bekannte karge Erklärung von Mutti, wenn ich nach ihm fragte und Oma sang mit mir dann manchmal das Lied „Maikäfer flieg! Der Vater ist im Krieg. Aber weil in dem Lied der Vers vorkommt, „Pommerland ist abgebrannt“ singen wir es ganz leise, sagte sie dann, was ich wie vieles andere nicht verstand. Weder warum Pommerland abgebrannt ist, noch was Krieg ist.

Mutti zeigte mir immer wieder Fotos von Papa, die überall in schönen Bilderrahmen auf Nachtschischen und Kommoden standen. Außerdem las sie mir, wenn wir alleine waren, aus den Feldpostbriefen vor die in unregelmäßigen Abständen, offenbar aus dem Krieg kamen und immer sehnsüchtig erwartet wurden. Wahrscheinlich um mein Wissensdefizit zu Krieg und Abwesenheit von Papa zu ver-

ringern. Der Postbote kam zweimal am Tag und wenn er am ende in die Straße auftauchte, bildeten sich kurze zeit später vor jedem Haus Grüppchen von Frauen die ihn beim näher kommen umlagerten. Nach dem der Postbote den Hausflur betreten hatte, warteten alle Frauen, gespannt auf das verteilen der Post und wer dann leer ausging, bei dem flossen die Tränen. Aber Oma tröstete sie dann indem sie sagte, besser keine Post als schlechte Post.

Aber auf einmal war Papa wieder da, er hatte wieder Urlaub bekommen. Was immer er auch während der ganzen Zeit machte, ich registrierte es nicht, sondern ich genoss es nur auf seinem Schoß zu sitzen, schnupperte den Geruch von Tabak und kicherte beim Pieksen seiner manchmal nicht optimal rasierten Wangen und fühlte mich wohl.

Eines Tages, er hatte wieder wunderschön begonnen, sagte Mutti mir, dass gestern der Postbote für Papa den Stellungsbefehl gebracht hatte. Ich wusste mittlerweile, das bedeutet er muss wieder an die Front. Er soll jetzt nach Russland und wir müssen ihn nachher zum Bahnhof bringen, sagte sie. Ich fühlte mich nach dieser Mitteilung so, als hätte ich ein großes Loch in der Brust und war schwer enttäuscht. Der tränenreiche Weg den ich an Muttis und Papas Hand zum Bahnhof stolperte, die düstere Eingangshalle und das hasten der vielen Uniformierten, die lauten Rufe, das alles wirkte auf mich einschüchternd und bedrückend.

Beidseitig des Knipserhäuschen standen zwei große Soldaten mit Stahlhelm und halbrunden blitzenden Blechschildern an Ketten um den Hals. Es waren die gefürchteten Feldgendarmen, die man auch Kettenhunde nannte. Ich wollte sie mir unbedingt näher ansehen und vergaß darüber sogar meine von den Tränen brennenden Wangen weiter zu reiben. Aber man zog mich schnell an ihnen vorbei. Auf dem Bahnsteig stand schon der Zug zum einsteigen bereit. Gruppen von Frauen umringten Soldaten, die sich ebenfalls

zum einsteigen anschickten. Gedämpfte Laute, ließen die Stimmung erkennen. Ich wurde gedrückt und geküsst und ließ dies über mich ergehen, ohne mich wie sonst zu wehren.

Dampf zischte mal hier mal da, salvenartig unter den Waggons hervor. Die mächtige Lokomotive am Anfang des Zuges konnte ich deutlich sehen. Papa stieg ein und der Zug setzte sich nach rechts in Bewegung. Die Lokomotive verschwand mit dem Zug, laut und fortlaufend puffend in einer Kurve, zuerst langsam, dann immer schneller werdend um die Ecke. Wir liefen mit dem Zug mit, bis zum Ende des Bahnsteigs, wo er gerade verschwunden war. Ich konnte den Zug nicht mehr sehen, denn er löste sich in einem Gewirr von anderen Zügen, Schienen, Drähten, Rauch und in der beginnenden Dunkelheit auf. Da um die Ecke, wo der Zug eben noch zu sehen war, da könnte Russland sein, dachte ich, den Hals verrenkend. Das ist ja nicht so weit. Aber ich wusste auch, dass dies wahrscheinlich zu einfach war und deshalb nicht stimmt.

Briefe an Sabinchen / Dezember 1941

Papa pflegte von der Front her einen regen Briefwechsel mit Mutti. Diese Briefe trug sie ständig bei sich und las sie mir immer wieder oft und gerne vor. Sie begannen immer mit, „Mein liebes Sabinchen“. Es ging in den Briefen nicht um Schilderungen seines Erlebens an der Front, vielmehr wurden Erinnerungen an frühere gemeinsame Erlebnisse aufgewärmt, von denen ich dadurch erfuhr. Beide schienen sich daran zu klammern, vielleicht um dem aktuellen Geschehen keinen Platz in ihrer Beziehung geben zu müssen. Jahre später zitierte Mutti Äußerungen von Papa, die entweder diesen Briefen entstammten oder die er machte als er auf Urlaub war. Unvergessen für mich ist der Satz, „wo unser Stiefel hintritt, da

bleibt kein Auge trocken“, und sie erzählte auch, dass er ein kleines Säckchen mit Kaffeebohnen mitgebracht hätte, es war eher ein Beutelchen, dass ihm jemand im Ghetto in Warschauer gab. Erst als Erwachsener wurden mir der Inhalt und die Bedeutung deutlich. Damals aber war alles was mit meinem Papa zusammenhing für mich wie eine der Heldensagen die man mir vorlas.

Das ansehen von Fotos die ebenfalls mit der Feldpost kamen, waren für mich schon interessanter. Die Orte auf den Fotos repräsentierten den Weg den Papa als Soldat in der Kriegsgeschichte des "tausendjährigen Reiches" zurücklegte. Zu jedem der Fotos wusste Mutti eine Geschichte zu erzählen. Wenn ich Langeweile hatte und rumquengelte gab sie mir die Fotos zum ansehen und sie schien froh zu sein, wenn ich sie zu dem einen oder anderen etwas fragte. So konnte sie antworten und es entspann sich ein Gespräch wovon wir beide etwas hatten.

Diese Fotos habe ich noch heute. Sie haben dann zu ihrem abgebildeten Inhalt, noch eine eigene Geschichte bekommen, deren Spuren auch jetzt noch auf vielen von ihnen zu sehen sind. Was dort wie normaler Schmutz aussieht, sind Abdrücke von Stiefeln russischer Soldaten. Denn da Mutti die Fotos überall mitnahm, nahm sie diese auch bei unserem Fluchtversuch aus Stolp mit. Dabei wurden wir vom Einmarsch der roten Armee überrascht, flüchteten in die nächsten Häuser und ließen unser Fluchtgepäck zurück bevor wir uns in den Kellern versteckten. Nachdem wir später wieder zurückkamen, war das Gepäck geplündert. Die Fotos lagen auf dem Boden und man konnte sehen, dass darauf herumgetrampelt worden war. Mutti nahm sich trotz der brenzligen Situation die Zeit, alle Fotos wieder aufzusammeln und mitzunehmen.

Eines der wichtigsten dramatischsten Ereignisse begann im Januar 1942 mit dem Erhalt der Nachricht, dass Papa vermisst wird. In einen kurz vorher eingetroffenen Feldpostbrief, der vom Dezember 1941 datiert war, schrieb er noch „...wir können die Türme von Moskau sehen“. Und jetzt diese Nachricht, die einem den Boden unter den Füßen wegzog. Es begann das Hoffen auf einen Irrtum und später auf etwas Glück. Die Folgen dieses Ereignisses sollten für Mutti und für mich eine einschneidende Bedeutung haben und entscheidende Weichen stellen. Für alles folgende Unheil war dies der Auftakt, der sich mit einem Paukenschlag so ankündigte.

Wir waren in der Fischerstraße bei Oma, als der Brief geöffnet wurde. Offenbar wusste jeder wie diese unheilvollen Briefe aussahen, denn alle starrten wie elektrisiert auf das Schreiben, bevor Mutti den Umschlag öffnete. Ich sah sie lesen, schreien, weinen, Hitler verfluchen, das eingerahmte Hitlerbild von der Wand reißen, darauf rumtrampeln, bis das Glas splitterte. Alles in dieser Reihenfolge. Überwältigt von diesen emotionalen Ausbrüchen war mir als wenn mir einer gleichzeitig ins Gesicht geschlagen und rechts und links geohrfeigt hätte.

Später habe ich mich gewundert, dass bei meiner Oma ein Hitlerbild an der Wand hing. Es gehörte aber anscheinend zu den Gaben des Standesamtes bei der Heirat meiner Mutter. Ich hörte den Satz: "Mörder meiner Jugend.....", immer und immer wieder, womit sie Hitler meinte.

Zu einem späteren Zeitpunkt, schon im Bett liegend und am einschlafen, soll ich dann gesagt haben: "Mutti Du musst nicht weinen, der Tod ist ein ganz Lieber, mit einem ganz kleinen lieben Gesicht". Worauf alle erschrakten. Sie standen um mein Bett herum und starrten mich verwirrt an. Und ich starrte verwirrt und schlaf-

trunken zurück und wusste nicht was sie wollten. Wobei ich sagen muss, dass ich mich nicht mehr daran erinnern kann wie ich dieses oder was auch immer, gesagt habe oder was mich dazu veranlasste. Aber diese Geschichte wurde mir immer wieder erzählt. Anfangs noch mit einem in mich dringen, doch zu erzählen, was ich damit meinte und wieso und weshalb.

Im Brief mit der Unglücksnachricht stand im Detail nur, dass der Gefreite Rudolf Zander von einem Spähtrupp vor Moskau zusammen mit anderen, nicht mehr zurückgekommen wäre und er als vermisst gilt. Also nicht gefallen und auch nicht in Gefangenschaft. Das ließ hoffen, aber die daraus resultierende Ungewissheit war genau so schlimm.

Später, lange nach Kriegsende, erfuhren wir dann Details. Bei dem „Operation Taifun“ genannten Teil der Schlacht um Moskau, die vom Oktober 1941 bis Februar 1942 stattfand, nahm Papa am 5. Dezember 1941 mit fünf weiteren Soldaten an einem Spähtrupp in Richtung Moskau teil. Der Spähtrupp wurde von den Russen gestellt und sie sollten alle erschossen werden. Zuvor mussten sie sich aber noch ihrer Kleidung entledigen, was sie taten. Bei dem anschließenden Versuch der Exekution gab es eine Ladehemmung. Diese Gelegenheit nutzten sie zu einem Fluchtversuch. Drei der Soldaten gelang es die deutschen Linien zu erreichen. Über das Schicksal der anderen drei, darunter Papa, gab es bis in die fünfziger Jahre keine Information. Er galt also als vermisst.

Die Suche nach Papa beginnt / Frühjahr 1942

Die Menschen nahmen in dieser beängstigenden Zeit, zu allerlei mysteriösen Praktiken Zuflucht, von denen sie sich einen Blick in die Zukunft und Informationen über das Schicksal ihrer Angehörigen an der Front versprachen. Dazu gehörten in erster Linie das Kartenlegen und die verschiedensten Pendelexperimente. Wobei der Ehering über dem Bild des Soldaten an einem Haar hängend zum pendeln gebracht wurde und das Ausmaß oder die Richtung des Ausschlags zu einer Weissagung genutzt wird. In der tiefen Verzweiflung in der sich damals die meisten befanden griff man nach jedem Strohalm. Mutti versuchte durch Kartenlegen herauszufinden ob Papa noch lebt. Man kannte Frauen in der Nachbarschaft, deren Voraussagen man schätzte und denen man sheherische Fähigkeiten nachsagte und die gegen ein kleines Entgelt, einem die Karten legten. Wobei man schon Vorsicht walten lassen musste, denn die Betätigung mit Voraussagen war nicht ungefährlich. Eine zu unbedachte Äußerung konnte in der Ohren von missgünstigen Nachbarn als Wehrkraftzersetzung gedeutet werden und Denunzianten die so was gerne auch zu persönlichen Vorteilen nutzten, gab es genug. Trotz dieser Gefahr wollte man jede Chance wahrnehmen, doch es wurden nur Hoffnungen genährt die nie in Erfüllung gingen.

Mutti war nun ständig unterwegs um auf allen möglichen Kanälen dennoch etwas über das Schicksal von Papa zu erfahren. Sie nahm Kontakt auf zum "Roten Kreuz", zum "Rotem Halbmond" und zu den ihr bekannten Kameraden und Dienststellen von Papa. Jedoch alles vergebens. Die Verbitterung über die Machtlosigkeit wurde durch Hilflosigkeit verstärkt und ich an ihrer Hand gehend, verfolgte alle Gespräche zwangsläufig mit.

Eines sonntags im Sommer in der Mittagszeit, die Stadt lag da wie ausgestorben. Nur ein paar Männer in blauen Arbeitsanzügen machten sich an den eisernen Gitterstäben der Kellerfenster in der Altstadt zu schaffen. Blaue Funken sprühten. Sie brannten die Gitterstäbe ab. Auf meine Frage nach dem warum, antworteten sie, „daraus werden Kanonen gemacht“. Auch viele Denkmäler verschwanden aus der Stadt mit dem gleichen Ziel. Ich wollte weiter zuschauen, aber Mutti zog mich weiter. Bis zu einem Hutgeschäft, dass natürlich am Sonntag geschlossen war. Mutti klopfte leise an die Ladentür, ich sah eine Bewegung der Gardine und dann öffnete sich die Türe und wir gingen hinein. Mutti sprach dort lange mit einem elegant wirkenden Soldaten in Reitstiefeln. Von einer sehr gut riechenden Dame bekam ich in einem Nebenraum eine Tasse echten Kakao und ein Stück Kuchen. Als wir wieder draußen waren, fragte ich Mutti wer das war und was sie dort wollte. Entgegen sonstiger Gewohnheit, beantwortet sie die Frage und erzählte mit das dies ein hoher Offizier sei, der in Kopenhagen stationiert wäre und dort nützliche Kontakte hätte. Sie hätte ihn gebeten sich nach Papa zu erkundigen. Ich dürfe aber niemanden davon erzählen.

Wir besuchten auch Lazarette. Mutti versprach sich offenbar was davon, denn vielleicht war einer der Verwundeten im gleichen Frontabschnitt zur gleichen Zeit gewesen, als mein Vater vermisst gemeldet wurde. Ein Lazarett war in der „Staatlichen Lessingschule“ untergebracht. Einem Lyzeum das jetzt seinen Lehrbetrieb eingestellt hatte. Die Krankenzimmer befanden sich in den ehemaligen Klassenräumen, die jetzt mit Betten voll gestopft waren. So was hatte ich noch nie gesehen. Die verwundeten Soldaten waren über den Besuch hochofrenut und ich musste allen die Hand geben. Sie fragten mich auch nach dem alter von Mutti und lachten weil ich das nicht wusste, was mich sehr verlegen machte. Im Lazarett hing

ein unangenehmer Geruch in der Luft, ein Gemisch aus Jod, Blut, Urin und dem Bemühen dieses durch irgendwelche Mittel zu beseitigen. Wohl vergeblich. Jahrzehnte später habe ich noch oft einen Hauch davon in manchen Krankenhäuser zu riechen geglaubt. Mutti meinte hinterher auf meine Bemerkung dazu, es würde nach Tod riechen.

Das Arbeitsamt in Stolp befand sich auf dem Weg zur Oma Schröder. Das Gebäude, war ein zweigeschossiger wuchtiger Klinkerbau mit Ornamenten auf der Fassade. Er rundete die sich bildende Ecke zweier Strassen ab und wirkte dadurch wie ein Rundbau. Entlang der gesamten „Eck-Front“ befanden sich mehrstufige runden Klinkertreppen. Als Mutti und ich dort vorbeikamen, waren die Treppen mit Menschen belegt. Es waren ukrainische Kriegsgefangene die dort offenbar nach der Zuweisung von Arbeitsplätzen darauf warteten von den Bauern abgeholt zu werden. Mutti mischte sich sofort unter sie, indem sie sich neben sie auf die Stufen setzte und nach ihrer Herkunft befragte oder wo sie in Gefangenschaft geraten waren. Ziel ihrer Befragung war wie immer, ob jemand Kontakt mit meinem vor Moskau vermissten Vater gehabt hatte. Und wie immer vergeblich. Die Ukrainer waren sehr freundlich zu mir, obwohl ich kein Wort verstand. Sie schenkten mir russische Münzen, die natürlich keinen Wert hatten, aber doch als freundliche Geste von mir verstanden wurden.

Wir verabschiedeten uns und gingen weiter zur Fischerstrasse. Dort zeigte ich Oma meine Münzen und erzählte wo ich sie her hatte. Sie schimpfte mit Mutti, denn derartige Kontaktaufnahmen mit Kriegsgefangenen waren streng verboten und hatten häufig unangenehme Konsequenzen.

Die Fischerstrasse / 1942 bis März 1945

Wir wohnten zuerst bei meiner Oma in der Fischerstrasse, in den Reichshäusern. Das waren Häuser die nach dem ersten Weltkrieg für Kriegerwitwen gebaut worden waren, denn meinen Opa hatte ich nicht kennen gelernt, der war in Russland gefallen. Nach dem Krieg hatte Oma einen anderen Mann kennen gelernt. Mit diesem hatte sie zwei Kinder. Das waren meine Tanten Hilde und Christel. Sie alle wohnten in der Fischerstrasse.

Eines Tages machte Christel mit mir in der Sportkarre einen Ausflug in die Stadt, durch die Parks und Anlagen. Offenbar war sie sehr stolz, mich überall präsentieren zu können. Die Sonne schien an diesem schönen Sommertag. Die Kaffees waren voll, die Parkbänke waren gut besetzt und überall flanierten Soldaten die auf Urlaub waren oder Ausgang aus dem Lazarett hatten, auf und ab. Mir schien, das manche der Verwundeten ihren Stuka, so nannte man die Drahtgestelle mit der die Verwundung des Armes in einer hochgereckten Position gehalten wurde, mit Stolz präsentierten. Sie gingen mit ihren Liebchen, manchmal waren das auch Krankenschwestern in ihrer Uniform, immer die Straßen auf und ab, weshalb man im Volksmund diesen beliebten Flanierweg auch die Rennbahn nannte. Und um mein Wohlwollen noch zu komplettieren, setzte Christel sich mit mir auf die Terrasse des bekannten Kaffee-Reinhard und bestellte passend zur Sommerzeit ein Eis. Es muss mehr gewesen sein als ich vertragen konnte. Denn auf dem Heimweg, musste ich mich zu ihrem Schrecken, mehrmals übergeben. Die Gardinenpredigt von Mutti für das „maßlose“ abfüttern folgte prompt.

Die Fischerstrasse war nur auf der einen Seite bebaut. Die andere wurde auf der ganzen Länge durch einen mannshohen Maschen-

drahtzaun begrenzt der so stark mit wildem Wein überwuchert war, dass er eine grüne Mauer bildete und dadurch die Durchsicht auf die dahinter befindliche Gasanstalt verwehrte. Diese war durch die alles überragenden Gaskessel, einem aus Stahl und einem aus Backsteinen, nicht zu übersehen. Auf den aus Backsteinen wies meine Oma immer mit der Bemerkung hin, den hat dein Opa gebaut. Später erfuhr ich, dass dieser während der Zeit des Baus der Gasanstalt, Baurat in Stolz gewesen war.

Die Strasse selbst war ein unbefestigter Fahrweg, mit einem ebenfalls unbefestigten Fußweg rechts und links. Ab und zu zockelten Pferdefuhrwerke auf ihr entlang, denen wir Kinder manchmal einige Zeit hinterherliefen und dabei versuchten einen Absatz an den Fahrzeugen zu finden, auf dem wir unsere Füße setzen konnten um so mit zu fahren. Dieses unterfangen war oft von der schnalzenden Peitsche des Kutschers bedroht, der die lästigen Mitfahrer versuchte gelangweilt abzuschütteln. Meistens wurden wir aber wohl absichtlich großzügig übersehen. Vielleicht erinnerte sich der Kutscher noch an seine eigene Kindheit, wo er sich auch dem „Rausch der Geschwindigkeit“ genussvoll hingeeben hatte.

Auch waren dem Ballspiel auf der Strasse wegen des geringen Verkehrs, keine Grenzen gesetzt. Es wurden hier die berühmten Straßenmeisterschaften im Völkerball ausgetragen. Die bei den größeren Jungs leider oft in eine Keilerei ausartete. Die daraus resultierende Feindschaft wurde gerne weiter gepflegt. Wahrscheinlich war auch das Spiel nur Mittel zum Zweck, um sich zu prügeln.

Der Garten in der Fischerstrasse / 1942 bis März 1945

Zu den Wohnungen der Reichshäuser gehörten auch die Gärten. Diese befanden sich direkt hinter den Häusern. Ein breiter Mittelweg und Holzlattenzäune teilten sie in einzelne Parzellen auf. Auf dem Mittelweg spielte sich das Leben der Kinder ab. Jungs und Mädchen liefen bei schönem Wetter den ganzen Tag mit ihren Trundel-Reifen den Weg auf und ab, denn das antreiben von Reifen war ein beliebtes Spiel. Dies waren schmale Holzreifen mit fast einem Meter Durchmesser sie wurden mit einem kurzen Stock oder auch mit der Hand angetrieben, wir nannten sie Trundel. Die Kinder ließen sich auch nicht durch das Gezeter der Erwachsenen, die sich gestört fühlten abschrecken.

Andere spielten „Land gewinnen“. Dazu wird eine glatte und ebene nicht zu harte Bodenfläche ohne Steine benötigt. Damals waren mit Asphalt oder Beton versiegelte Flächen selten, weshalb man überall dies Spiel ausführen konnte. Man benötigt ein Messer oder einen ähnlich harten und spitzen Gegenstand den man so geschickt warf, dass er im Boden stecken blieb. An dieser Stelle wurde dann die neue Grenze gezogen, den Landgewinn. Es spielten immer zwei Parteien gegeneinander. Es konnte sich stundenlang hinziehen und wurde nur durch die Mütter gestört, die ihre Sprösslinge zu Tisch oder zur Erledigung der lästigen Schularbeiten riefen. Deshalb versuchten die ganz klugen, dieses Spiel an einen abgelegneren Ort zu verlegen, von dem sie glaubten, dass dieser den Erwachsenen unbekannt wäre. Aber immer wieder stellte sich dies als Illusion heraus und auf einmal stand eine der Mütter da und führte den von ihr gesuchten am Ohr nach Hause.

Einen Spielplatz mit einem riesigen Sandkasten gab es auch. Dieser war aber häufig von einer Bande von Rabauken besetzt, die etwas älter waren und die in den vier Ecken Sandburgen gebaut hatten und von dort miteinander, wie nahe liegend für die Zeit,

Krieg spielten. So dass zum bedauern der kleineren Kinder, die Kuchenbäckerei mit Sandförmchen keine Konjunktur bekam.

Die Gärten hinter den Häusern boten noch viele andere Möglichkeiten. Fast in jedem Garten gab es Kaninchenställe, welche im Mittelpunkt des Interesse der Kinder standen. Ungeduldig wurden die jungen Kaninchen erwartet. Nachdem man uns gesagt hatte welche Muttertiere trächtig waren ließen wir sie nicht mehr aus den Augen. Mit Entsetzen und Unverständnis mussten wir leider erfahren, dass diese manchmal ihren Wurf auffraßen. Dann liefen nicht selten die Tränen und es wurde dringend Tröstung verlangt, denn die Unordnung der Welt kündigte sich für uns damit schon an.

Aufregung gab es immer, wenn ein Kaninchen, das man zum streicheln unerlaubt aus dem Stall genommen hatte, wild zappelnd entwichte. Dann stand die Entscheidung an, nachlaufen und auffällig suchen bis man den Ausreißer wieder hatte, oder so tun als wäre nichts gewesen und weglaufen. Aber weglaufen nützte nichts, denn man wurde immer bald als Sünder enttarnt. Aber nach einer gehörigen Gardinenpredigt war die Welt wieder in Ordnung.

Der Mittelweg zwischen den Gärten, wurde am Ende durch eine grüne fensterlose Laube abgeschlossen, die zu dem daneben liegenden Garten des Herrn Papke gehörte. Dieser wohnte in dem gleichen Haus wie Oma. Er hatte ein Holzbein, das alleine schon machte ihn für uns Kinder zu was besonderen, denn er zeigte es uns manchmal gönnerhaft wenn er es ölte. Dabei machte er dann immer ein grimmiges Gesicht, das mag daran gelegen haben dass ihm sein amputierter Stumpf schmerzte oder aber er wollte uns Kinder beeindrucken. Einige Kinder glaubten nämlich, dass dies hölzerne Ding unter seinen Hosenbein, wie ein normales Bein, auch Jucken oder Schmerzen empfinden könnte. Seine Freunde

bemerkten nach der Ölung immer spöttisch dazu, er würde jetzt sein Bein paradieren, denn er ging immer einige Schritte den Weg auf und ab um zu prüfen ob seine Prothese noch quietscht, denn das konnte seine Frau nicht ausstehen. Nicht genug dass er mir den ganzen Tag schon auf die Nerven geht, sagte seine Frau, jetzt quietscht er auch noch. Aber nachts im Bett hat er doch das Bein abgeschnallt sagten darauf die anderen, und dann lachten immer alle.

Vor der Laube von Herrn Papke befand sich ein kleiner Platz mit einer Bank und einem Hauklotz. Bei schönem Wetter stand er mit dem Beil in der Hand an diesem Klotz und spaltete Holz. Das Beil durften wir nicht berühren, wenn es mal unbenutzt im Hauklotz steckte, ja noch nicht mal in seine Nähe kommen. Wobei er schlimmste Drohungen ausstieß. Ob aus Angst um uns oder um sein Beil blieb unklar. Bei schlechtem Wetter war er in der Laube und schichtete die gespaltenen Holzscheite auf und um. Die Wände waren damit bis an die Decke zugestapelt. Es schien so, als sortierte er die Holzscheite ständig, nach einem nur ihm bekannten und wahrscheinlich sich häufig ändernden System um.

Die Benutzung der Bank vor der Laube von Herrn Papke war für uns Kinder Tabu, wir benutzen sie nur wenn die Tür der Laube geschlossen war, also wenn er nicht da war. Denn die Bank war sonst der allgemeine und reservierte Treffpunkt der älteren Mitbewohner der zu den Gärten gehörenden Wohnungen, die jüngeren waren ja im Krieg oder zur Arbeit. Wenn Herr Papke draußen Holz hackte, leisteten ihm einige Männer Gesellschaft, manchmal waren auch Frauen dabei. Wir kleineren Kinder wurden dann genötigt zu verschwinden, was dann häufig Geschimpfe und Diskussionen mit Müttern und Tanten zur Folge hatte. Die nicht einsehen wollten, das ihre Kinder nicht auch dort spielen dürften. Aber es schien sich um Gespräche zu handeln, die nicht für jedermanns Ohren

bestimmt waren. Das war für uns Kinder deutlich, da wir mit so was Erfahrung hatten. Denn bei unserem auftauchen verstummte die Unterhaltung häufig. Aber beim lauschen, dass dadurch zwangsläufig provoziert wurde, stellte ich zumindest fest, dass es meistens um für mich ziemlich unverständliche Dinge ging. So dass ich gezwungen war, bei passender Gelegenheit zu Hause für verschiedenem rätselhaft gebliebenem nachzufragen. Das löste häufig Verwirrung und Hektik aus aber keine Auflösung des Rätsels, deshalb behielt ich meistens das gehörte für mich und selektierte es nach dem, was man durch nachfragen klären kann und was nicht.

Das Holzhacken war nicht gewöhnliches zerhacken von Holzscheiten. Die Kiefernklöben wurden je nach Qualität in normale Scheite zum heizen oder in harzige Späne zerteilt, mit denen man getrost ohne Verwendung von zusätzlichem Papier jederzeit ein Feuer im Herd hätte entfachen können. Herr Papke hatte eine komplette Philosophie des Holzhackens parat, die er immer allen umstehenden ungefragt im Detail und im Allgemeinen erzählte. Seine Lieblingsschüler, einige schon ältere Jungs, mussten dann mit seinem Beil ihr Gesellenstück im Holzhacken vorführen. Dies geschah unter den Augen einer gespannten Zuschauerschar. Sie mussten sich einen Klöben aus dem Vorrat aussuchen und loslegen. Ein Meisterstück konnte es nur werden, wenn sich daraus genügend feine harzhaltige Späne erzeugen ließen, nicht zu grob und nicht zu fein. Das verlief häufig unterfüttert mit Beispielen aus der Politik und dem aktuellem Stand des Frontverlaufs im Verhältnis zum Weltkrieg, so nannte man den ersten Weltkrieg. Man übersah absichtlich oder auch nicht, dass man sich schon wieder in einem Weltkrieg befand. Diese Gespräche verliefen immer ruhig. Sie waren mehr eine Unterhaltung unter gleich gesinnten Nachbarn die man kannte. Einzelheiten der Gespräche erzählte Oma, die oft da-

bei anwesend war, manchmal beim Essen. Dabei ging es meistens um die Front im Osten, wie er im Radio verkündet wurde und wie er wirklich sei, angeblich bestätigt durch Urlauber und andere Informationen, die nicht näher erklärt wurden. Maßnahmen für den unmöglich erscheinenden Fall des durchbrechen der Front wurden diskutiert und in Schwarzmalerei oder mögliche Realität eingeordnet. Unterbrochen wurde Oma von Mutti oder Kurt bei derartigen Erzählungen nur, wenn sie besonders brisant zu sein schienen, mit dem lapidaren Hinweis, "Du willst wohl gerne abgeholt werden". Was ich nicht verstand, aber der Unterton und die Blicke verhießen nichts Gutes.

Oma Schröders Küche /1942 bis März 1945

Omas größte Sorge war immer, ob es genug zu Essen für uns gab. Aus eigenem Erleben des Steckrübenwinters während des ersten Weltkriegs wusste sie, was das bedeutete. Unter den bekannten Schandtaten die sie Hitler ständig vorwarf, war auch unter anderem die, dass direkt nach seiner Machtergreifung die Butter teurer geworden war. Dieses wurde als Omen angesehen. Es war eine typische pommersche Sicht, in der die Jahrhunderte alte Erkenntnisse eingeflossen waren, dass große Zeiten nicht gut für kleine Leute sind.

Der Garten spielte deshalb folgerichtig eine wichtige Rolle, denn er stellte einen direkten Bezug zu Omas Küche her. In diesem gab es zwar keine Laube, dafür aber eine laubenartige Fliederhecke mit einer Bank in der Nähe der Kaninchenställe. Als Abgrenzung zum Nachbargarten war eine Seite durchgehend mit Stachelbeerbüschen bepflanzt und in der Mitte des Gartens stand ein großer Kirsch-

baum, auf dem das klettern streng verboten war. Der Rest des Gartens diente ausschließlich dem Gemüse und Kartoffelanbau. Nur eine kleine Ecke war für die Pfingstrosen und für einen Busch lilafarbenem Phlox reserviert. An dem in der Mitte der Küche stehenden großen Tisch wurde gegessen, das tägliche Essen vorbereitet und der sonntägliche Kuchenteig geknetet, das Weihnachtsgebäck ausgestochen, gemalt und gespielt.

Das Liebessessen eines jeden pommerschen Jungen waren wohl Stampfkartoffeln mit Buttermilch. Außer das sie gut schmeckten und äußerst gesund und nahrhaft waren, konnte man unbemerkt von den mitessenden Erwachsenen, der Fantasie freien Lauf zu lassen. Man konnte mit der plastischen Kartoffelmasse auf dem Teller, Berge, Täler und Flüsse gestalten. Wobei die Buttermilch, die zuerst in eine Kuhle in der Mitte gegossen worden war, das flüssige Element der Schöpfung bildete. Ab und zu verspeiste man ungerührt einen Hügel oder einen ganzen Landstrich. Mit dem heutigen Liebessessen der Kinder, Spaghetti, lassen sich solche fantasievolle Aktionen nicht realisieren.

Eine wichtige Periode im Jahr war die Zeit der Frühkartoffeln. Zu essen gab es sie nur aus dem eigenen Garten. Das kaufen von Frühkartoffeln wäre einer schweren Sünde gleich gekommen. Wenn es die ersten gab, dann traten sofort folgende Anordnungen in Kraft, niemand durfte zu spät zum Essen kommen, denn die Kartoffelkostbarkeiten durften nicht kalt gegessen werden und nach dem Essen war es verboten Wasser zu trinken, denn das konnte schlimme gesundheitliche Folgen haben. Welche das waren, wagte ich lieber nicht zu fragen. Es gab sie nur als Pellkartoffeln. Niemand hätte es gewagt sie zu schälen. Die Kartoffeln wurden im Garten mit einer kleinen Hacke und den Händen vorsichtig aus der warmen Erde befreit. Es wurden nur soviel ausgebuddelt,

wie man für die folgende Mahlzeit brauchte. Denn nichts schmeckte so gut, wie frisch geerntete Kartoffeln, sagte Oma. Sie aß sie aber inkonsequenter weise am liebsten kalt, mit einem Stückchen Butter und etwas Salz.

Mit Bratkartoffeln konnte man keine so fantasievollen Mahle wie mit Stampfkartoffeln gestalten. Dafür schmeckten sie noch besser, besonders wenn man ab und zu eine Kartoffelscheibe in die Buttermilch tunkte die in einer Tasse neben dem Teller stand. Bratkartoffeln wurden meistens pur, das heißt ohne ergänzende Beilage wie Fleisch gegessen. Sonst wären sie ja selber in die Kategorie der Beilage gerutscht, dabei waren sie zu Recht das Hauptgericht. Über Bratkartoffeln könnten man dicke Bücher schreiben, die dann den unterschiedlichsten Disziplinen zugehörig wären, angefangen von der technischen Seite mit allen Rezepturen, welche in Kochbüchern abgehandelt würden müssten. Dann die Bedeutung der Bratkartoffel in der zwischenmenschlichen Beziehung. Man denke an die verschiedensten Bratkartoffelverhältnisse in der realen Welt und in der Welt der Literatur, im zivilen und beim Militär, in Kriegs und in Friedenszeiten. Wobei der Begriff Friedenszeiten für mich immer etwas rätselhaftes beinhaltete und ich nicht genau wusste, ob ich mir wünschen sollte in Friedenszeiten zu leben, da es mir doch ganz gut ging. Dies zeigt, welche Auswirkung Bratkartoffeln haben können, wenn sie einen doch nur so aus dem Lamäng einen zum Philosophieren bringen können. Also Bratkartoffeln können ganz schön ablenken und eine Diskussion über sie würde alleine schon viele Wälzer füllen. Denn da gibt es noch ihre unterschiedliche Bedeutung in geographische Hinsicht. Die Unterbesetzung der Kartoffeln und damit der Bratkartoffel in einigen Landstrichen und die Bedeutung dieses Mankos für die Weltgeschichte. Aber das ist hier nicht der richtige Platz, sich darüber weiter auszulassen.

Direkt nach den Kartoffeln waren für Oma die Schweinebohnen am wichtigsten, die im Rheinland als Dickebohnen bekannt sind. Wenn es die ersten gab, ob vom Markt oder aus dem Garten, wurden sie gekocht und dann mit Petersilie überstreut warm oder kalt gegessen. Sie waren Omas Lieblingsgericht und die Aussaat im Garten erfolgte immer schon sehr früh im Jahr und sie war immer sehr erfreut wenn nach einiger Zeit gemeldet wurde, die Bohnen sind aufgegangen. Wenn die Pflanzen denn größer waren, wurden sie beobachtet, ob sich nicht womöglich die schwarzen Blattläuse an ihnen vergehen würden. Wenn sie dann Früchte angesetzt hatten und die Schoten schon größer wurden, fühlte Oma immer wieder ob sie schon dick genug für die Ernte waren. Ging alles schief, dann mussten sie auf dem Wochenmarkt gekauft werden und Oma mälkelte, dass die Bohnen nicht so gut schmecken würden. Mir schmeckten sie immer gut, ob aus dem Garten oder vom Markt.

Wenn die Kirschen aus Omas Garten reif waren, gab es diese pur, Kirschen mit Milchreis, Kirschen mit Grieß, mit anderen Worten, jedes mögliche Gericht mit Kirschen. Eines dieser leckeren Gerichte, die es auch mit anderen Zutaten gab, zum Beispiel mit Birnen gab und die ich auch ganz ohne gerne aß, nannte man Klüten oder Klieben. Das sind kleinere unregelmäßig geformte Klöße, deren Teig mit einem Löffel ausgestochen und dann ins kochende Wasser gegeben wird. Wobei die Rezeptur für den Teig schwankt. Der große Unterschied ist, die Herstellung mit oder ohne Hefe. Wobei ich die Hefeklüten deutlich bevorzugte. Nach Beendigung von Omas Küchenaktivitäten in den Fünfziger-Jahren, habe ich diese Köstlichkeiten nicht mehr zu mir nehmen dürfen.

Einmal im Jahr war die Blaubeerzeit. Zum sammeln gingen die Erwachsenen in den Wald. Ich selbst war zu klein um mitzugehen, hörte aber den Diskussionen zu, wo es um die besten Sammeltech-

niken ging, ob mit Blaubeerkamm oder von Hand gesammelt werden sollte. Ebenfalls wurden die verschiedenen Missgeschicke die einigen widerfahren waren, nochmals breitgetreten. Wenn erzählt wurde, dass Kurt eine volle Milchkanne mit Blaubeeren auf dem Heimweg kurz vor der Haustüre umgekippt hatte und die mühsam gepflückten Beeren danach alle im Sand lagen. Diese Missgeschick wurde bei jedem erneuten erzählen ausgiebig von allen, mit mehr oder weniger Glaubwürdigkeit bedauert.

Blaubeeren sammeln bedeutet aufstehen vor Sonnenaufgang. Wenn Oma und ich uns aus den Betten erhoben, waren wir schon alleine. Spät am Nachmittag kamen dann alle wieder, mit Eimer und Kannen voll der kleinen blauen Früchte, die Münder blau gefärbt. Mutti erzählte, wie sie im Wald die Blaubeeren pflückten und nicht weit entfernt, in der morgendlichen Waldestille, das Röhren der Hirsche ertönte, die sich durch die Menschen in ihrem Treiben nicht stören ließen. Jetzt gab es zum Mittagessen immer viele Gerichte mit Blaubeeren. Allerdings Klüten mit Blaubeeren schmeckten mir natürlich am besten. Es gab sie in jeder möglichen Variation, bis ich sie nicht mehr sehen konnte. Aber wenn in dem folgenden Jahr die Blaubeerzeit wieder begann, wurden sie wieder mit gleicher Begeisterung verzehrt. So geht es jedes Jahr, sagte Oma.

In der gleichen Jahreszeit, etwas früher, kam dann eine weitere Frucht der pommerschen Wälder auf den Tisch, nämlich Pilze der verschiedensten Sorten. Hier sind mir vor allen Dingen Pfifferlinge mit Bratkartoffeln in Erinnerung geblieben. Für so ein Mittagsgesicht, bei dem nicht an der Pilzmenge gespart wurde, würde man heute in jedem Restaurant einen sündhaften Preis bezahlen müssen. Aber es galt in Pommern als ein ganz normales Essen für alle Bevölkerungsschichten. Man lebte bescheiden, gesund und gut. Dazu immer die gute Buttermilch, einfach herrlich und unerreicht.

Der schönste Platz in der Küche, war bei Oma auf dem Schoß, wenn sie Geschichten erzählte. Von ihrem Vater der mit dem Apfelsinenorden auf der Brust in einem offenen Sarg aufgebahrt lag, bevor er beerdigt wurde. Den Orden hatte er vom König erhalten, für Tapferkeit im Krieg gegen Dänemark, beim Sturm auf die Düppelner Schanzen. Oder wie Mutti und Kurt als Kinder auf sie warten mussten wenn sie auf Arbeit war und sie die Fenster mit Stricken zugebunden hatte damit sie nicht heraus fielen. Denn sie wohnten ganz oben im Dachgeschoss in einem Haus in der Töpferstadt. Und viele andere Geschichten. Oft sang sie auch mit mir. Von Kirchenliedern bis zu "Maikäfer fliege" und "Schneeflöckchen, Weißröckchen" kam alles zum Vortrag. Wenn es dann tatsächlich schneite, versuchte ich mit ihr auf der Bank vor dem Fenster kniend und in den Himmel starrend, die Herkunft, also den Ausgangspunkt der Schneeflocken zu erblicken. Ich dachte, wenn man nur genauer hinsah, könne man ja vielleicht die Haustür von der Frau Holle erkennen. Bis mir vom vielen hinsehen in das verschwimmende Weiße, schwindelig wurde.

An Hand des Gesangbuchs, das außer der großen Bibel mit den vielen Bildern die einzigen für mich erreichbaren Bücher in der Fischerstraße waren, erklärte sie mir die Unterschiede der verschiedenen Kirchenlieder. Und welche man zu den verschiedensten Anlässen in der Kirche singt.

Bei schlechtem Wetter durfte ich mir unter Omas großen Küchentisch, mittels weiterer Stühle und mit Decken, eine Bude bauen, in der ich mich zurückzog und nichts anderes tat, als den Gesprächen der Erwachsenen zu lauschen.

Die Reichshäuser waren zweistöckige Doppelmietshäuser mit jeweils drei Wohnungen pro Etage. Die Namen sind mir noch in Erinnerung und seien hier zum Gedenken aufgeführt: Albrecht,

Elend, König, Treptow, Thewissen, Papke und Gast. Mit den Kindern der Familie Gast spielte ich häufig. Oma erzählte im Juli 1944 aus Anlass des missglückten Hitler-Attentates, was offenbar ein Gesprächsthema war, Frau Gast hätte gesagt, dass jedem die Hand abfallen soll, der sie gegen den Führer erhebt. Worauf sich offenbar der nachbarliche Kontakt minimierte. Bei späteren Gesprächen, nach Kriegsende, bestritt sie natürlich, so was je gesagt zu haben.

Vor der Vorderfront des Hauses befand sich ein mit Sträuchern und Gebüsch bewachsener Grünstreifen. Dieser war zur Strasse mit einer halbhohen Mauer, auf der sich ein Staketenzaun befand, unterbrochen. Diese Mauer und das davor befindliche Gebüsch gehörten auch zu unseren beliebtesten Spielplätzen. Die kleineren Kinder aber wurden von den größeren dort nicht gerne gesehen, da sie offenbar deren dortige Techtelmechtel mit den gleichaltrigen Mädchen störten.

Ein geheimnisvoller Raum in der Fischerstrasse war die Waschküche. Sie befand sich wie allgemein üblich im Keller. In einer Ecke dieses Raumes stand ein gemauerter Ofen mit einem ebenfalls eingemauerten riesigen Kessel. In der anderen Ecke stapelten sich leere Bottiche und Fässer. Kleinen Kindern wurde bei den immer sehr starken Gewittern in Pommern, zur Beruhigung manchmal erzählt, die donnernden Geräusche wären nichts anderes als umfallende Fässer in der Waschküche. Ob es geholfen hat weiß ich nicht. Manchmal war die Waschküche, deren Türe sonst zu bessere Belüftung immer offen stand, abgeschlossen. Da die Waschküche den Mietern reihum zur Verfügung stand, passierte da offenbar immer etwas, was uns Kinder Anlass zu fantastischen Spekulationen gab. Intensivstes lauschen klärte uns nicht auf.

Wenn ich in der Fischerstrasse war und Oma Washtag hatte, bedeutete es, dass sie den ganzen Tag nicht zur Verfügung stand. Sie

appellierte dann an mich, ein artiger Junge zu sein und keine verbotenen Dinge zu machen oder gar wegzulaufen. Aber die Freiheit inspirierte doch oft zu fantastischen Unternehmungen die meisten gut ausgingen und infolgedessen auch konfliktfrei endeten.

Kein schöner Land in dieser Zeit

Besuche bei Oma und Eta / ab 1943

Besuche ganz besonderer Art, waren die bei Oma und Eta. Das war Oma Zander und Eta, die mit richtigem Namen Edith Langer hieß und die Halbschwester von Papa war. Die beiden traten für mich immer als Paar auf, sie waren eine Konstante, die nichts auseinander bringen konnte, wie ich damals glaubte. Die Besuche bei ihnen waren für mich ein wichtiges Erlebnis, denn dort erinnerte alles an Papa.

Eta sah in mir ihren kleinen Bruder Rudi, meinen Papa. Der große Bruder, der nur der "große" genannt wurde, war Onkel Richard. Er war fast zehn Jahr älter als mein Vater war und lebte mit seiner Frau Trutchen, genannt Tuta, in Bütow. Dort war er Regierungsin-spektor am Arbeitsamt. Für ein bevorzugtes zuteilen von Arbeitskräfte, schoben ihm die Bauern manch begehrtes Stück Schinken oder Butter zu. Der scharfe Blick meiner Oma verhinderte oft die Weiterleitung dieser begehrten Ware an meine Mutter. Onkel Richard zog den Schwanz ein und kuschte bedauernd. Er stand unter dem Pantoffel von Oma. Trotzdem war Mutti, die wegen ihrer pechschwarzen Haare nur Mohrchen genannt wurde, bei ihnen immer herzlich willkommen. Der Kosenamen von Papa für Mutti war Sabinchen. Oma und Eta nannten mich immer Nepomuk. So hatte jeder seinen speziellen Familiennamen.

Ich durfte bei Oma und Eta mit dem Spielzeug aus Papas Kindheit spielen, denn alles wurde sorgfältig aufbewahrt. Ich entsinne mich lebhaft an ein Luftgewehr Marke Diana und an ein armlanges Se-

gelschiff mit massiven Holzrumpf. Es gab unzähliges Krimkrams wie Elektrisiergeräte, Zauberkästen in denen man Sachen verschwinden lassen konnte, Geldscheine mit Millionenwerten aus der Inflationszeit, auch ein Sortiment elektrischer Klingeln war hochinteressant, ich kannte ja nur die üblichen, die von Hand betätigten, die wie die bekannten Klingeln vom Fahrrad funktionierten. Nicht zu vergessen, die unzähligen Bücher mit Bildern aus der Geschichte der Freiheitskriege gegen Napoleon und dem Untergang seiner „Grande Armée“ in Russland, worin Oma parallelen mit der Wehrmacht sah. Des weiteren viele Alben mit Fotografien, Scherenschnitten, Ansichtskarten und Fotos von Opa Zander als Soldat im ersten Weltkrieg in Bulgarien. Oma und Eta konnten stundenlang Geschichten von meinem Vater und Onkel Richard erzählen, Jungsstreiche und Schulerlebnisse.

Wenn wir sie in den Wintermonaten besuchten, saß Oma meistens auf der Ofenbank und las die Zeitung, dann konnte ich mich neben sie kuscheln und mich am Ofen wärmen. Es war ein großer weißer Kachelofen, der fast bis an die Zimmerdecke reichte und auch eine geräumige Ofenröhre hatte. Die befand sich im oberen Drittel des Ofens und war die mit einer kunstvoll verzierten Messingtüre verschlossen. In ihr konnte man nicht nur Speisen warm halten, im Winter wurden in ihr auch die begehrten Bratäpfel hergestellt. Der Höhepunkt war immer dann erreicht, wenn Oma und Eta sich vor mich stellten und das bekannte Gedicht über den Bratapfel zitierten: „Kinder, kommt und ratet, was im Ofen bratet.... Das Geheimrezept der Bratäpfel ist in unserer Familie und Bekanntheitkreis offenbar verloren gegangen, denn was Geschmack, Konsistenz und Geruch betrifft, habe ich so eine Komposition nie wieder erlebt. Dazu trank Oma aus einem dickwandigen Weinglas angewärmtes Bier. Ab und zu musste ich auch daran nippen.

Beim Lesen der Zeitung interessierte Oma sich vorwiegend für die letzten Seiten. Auf den Vorderseiten ist alles gelogen sagte sie immer, da stimmt nur das Datum. Auf den hinteren Seiten waren die Todesanzeigen für die gefallenen Soldaten abgedruckt. Sie erklärte mir was es bedeutet, wenn über Soldaten zu lesen ist dass sie gefallen sind. Das geschah sehr behutsam wobei sie meine Hände in den ihren hielt, die ich garnicht mehr loslassen wollte. Es folgten noch lange Diskussionen dazu an diesem Tage. Die Todesanzeigen, die Oma manchmal aus der Zeitung laut vorlas, waren sehr unterschiedlich. Eins aber hatten sie gemeinsam, allen schmückte das Symbol des eisernen Kreuzes, also ging es immer um gefallene Soldaten. Viele Anzeigen hatten immer wiederkehrende Formulierungen, die Oma dann verächtlich brummend und manch mal empört laut vorlas oder auch einfach wegließ. Bei manchen Namen war Oma hinterher sehr still, das waren dann meistens Jungs aus bekannten Familien aus Stolp oder Schulkameraden und Freunde von Papa oder Onkel Richard, deren Tod dort mitgeteilt wurde.

Wenn Oma auf der Ofenbank saß und nicht las, dann hörte sie Radio. Dies stand auf einem kleinen Schrank direkt neben der Bank. Es war ein großer Blaupunkt Radio mit beleuchteter Skala für die Sendestationen. Auf Nachfrage zeigte mir Oma dann manchmal in einem Atlas wo sich diese Orte befanden und erzählte von Land und Leuten. Namen, die heute in keiner Sendertabelle mehr zu finden sind. Mit dem Finger auf der Landkarte unternahmen wir dann Weltreisen.

Beim betrachten der Historienbücher und den dort dargestellten bunten Kriegsszenen hatte sie mir bereits eindringlich erklärt, das dies nichts mit der Wirklichkeit zu tun habe. Die ganze grausame Wirklichkeit würden sie nicht vermitteln. Tägliche mitgehörte Ge-

sprächssetzen der Erwachsenen ließen erahnen was sie meinte, denn ich hinterfragte sie schon garnicht mehr, da deren Antworten meist noch mehr Fragen aufwarfen. Und immer häufiger wurden meine Fragen mit einem ausführlichem Schweigen beantwortet, welches mich auch für längere Zeit verstummen ließ. Ich bekam so viele Begriffe und Namen täglich zu hören, deren Sinn unerklärt, dunkel und beängstigend war, dass ich mich damit abfand, dass sich für mich vieles unscharf darstellte und es auch besser so bliebe.

Und dann fehlte noch die Antwort auf die Frage, was man unter vermisst verstehen soll. Eine verständliche Antwort wollte oder konnte mir zu diesem Zeitpunkt keiner geben. Dabei hatte ich schon Schwierigkeiten mit dem Begriff Russland, den Ort, den ich anfänglich in der Nähe des Bahnhofs vermutete, wo sich angeblich Papa befindet, von dem ich langsam eine Ahnung bekam, dass er so nicht fassbar und deshalb unbetretbar ist.

Diese Wohnung prägte mich mit Wirkung bis in die heutige Zeit, so dass ich sie jetzt noch häufig wie ein Bühnenbild im Kopf benutze. Wenn ich etwas lese, kann ich dem Lesestoff, in meiner Fantasie durch das versetzen in dieses Umfeld eine anschauliche Basis verschaffen. Bei einem Krimi, spielt die Szene wo der Hausherr am großen dunklen Schreibtisch arbeitend von einem Einbrecher überrascht wird, meistens im Herrenzimmer statt. Für eine erotische Szene dagegen, steht das große Schlafzimmer mit dem pompösen Deckenschmuck, dem weißen Kachelofen und dem altertümlichen Waschtisch der Fantasie zur Verfügung. Die Hospitalstrasse ist in vielen Fällen für mich das Filmstudio im Kopf. Die Wohnung war für mich der Aufenthaltsort von Oma und Eta, die Erinnerung an Papa, sie war Abenteuerspielplatz und später teilweise eigene Wohnstätte.

Die Hospitalstrasse / ab 1943

Die Wohnung von Oma und Eta in der Hospitalstrasse bestand aus Wohnzimmer, Herrenzimmer, Kinderzimmer, Schlafzimmer, Bad, Küche, Speisekammer und Küche. Der Hauptaufenthaltort war ein Wohnzimmer mit einem zweiflügeligen Fenster zur Straße. Draußen auf dem Fensterbrett befand sich im Sommer immer ein Blumenkasten mit blassroten Geranien. In unbeobachteten Augenblicken zupfte ich an den Pflanzen, was verboten war, aber meine Finger rochen danach immer so interessant herb. Vor dem Fenster befand sich ein Podest auf dem ein großer Sessel mit breiten Lehnen stand. Dies war direkt nach der Ofenbank, einer der Lieblingsplätze von Oma. Im Winter war am Fenster zum Schutz vor der Kälte noch eine dicke Decke aufgehängt, deren Ränder in Leder eingefasst und die mit dicken Messingringen ausgestattet war. Obwohl sie auch ein Stück des unteren Fensterbereich abdeckte und bis auf den Boden reichte, konnte man aber noch gut über sie nach draußen blicken. Wie in Pommern üblich gab es Doppelfenster, wobei beide Teile nach innen aufgingen. Die Winter waren in der Regel so streng, dass ein Aufenthalt in der Nähe der Fenster ohne Schutzdecke doch sehr ungemütlich gewesen wäre. Wenn Oma mit mir auf dem Schoß oder ich neben ihr am Fenster saß, hatten wir den vor dem Haus befindlichen Platz mit der belebten Straße gut im Blickfeld. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich das Eisenwarengeschäft Schnabel. Die dort ein- und ausgehende Kundschaft wurde von Oma fast immer erkannt und wenn Eta auch anwesend war, von beiden kommentiert.

Am anderen Ende des Wohnzimmers stand der große weiße Kachelofen. An der ihm schräg gegenüber befindlichen Wand stand ein Plüschsofa mit einer sehr hohen Rückenlehne, an der sich oben ein Aufsatz mit einem Regal und darüber eine Uhr mit Perpendikel befand. Sie war aber zu klein, um als Vorbild für die Uhr im Mär-

chen der „sieben Geißlein“ zu dienen, wurde mir ausdrücklich versichert. Seitlich gab es an dem Sofa weiche gepolsterte Armlehnen auf denen man sich behaglich kuscheln konnte. Davor stand ein großer Tisch, an dessen Längsseite drei Stühle Platz hatten.

Hier wurden Bilderbücher angeschaut und Mittag gegessen. Wenn es dazu grünen Blattsalat gab, hatte sich immer ein Ritus eingespielt. Ich nahm ein Blatt in den Mund, so groß, dass es rechts und links aus den Mundwinkeln ragte, worauf Oma und Eta prompt reagierten, "schau mal ein Kaninchen", riefen sie, was dann in allseitigen Gelächter endete. Ein häufiges Essen war auch Pellkartoffeln mit Schustertunke. Also Pellkartoffeln, die ich selber pellen durfte mit einer weißlichen Tunke in der Speckgrieben und Zwiebel zu identifizierten waren. Da sie mir sehr gut schmeckte, fragte ich natürlich warum die Tunke so heißt. Mir wurde erklärt, dass die Schuster früher sehr arm waren und sie deshalb nur so was essen konnten. Was Eta aber bestritt, sie behauptete das dies ein Märchen sei. Trotzdem sangen wir dann das Lied: "Im Keller ist es duster, da wohnt ein armer Schuster. Er hat kein Licht. Er hat kein Licht. Er kennt die liebe Sonne nicht". So gab es für einen kleinen Jungen viele vergnügliche Episoden in der Hospitalstraße.

Wenn ich dann mal bei Oma und Eta übernachten durfte, so wurde mir in aller Regel auf dem Sofa ein Lager bereitet. Manchmal schlief ich aber auch in dem großen Bett von Oma, das in einer anderen Ecke des Zimmers stand. In dessen Matratze hatte sich in der Mitte eine Kuhle eingelegen. Eta warnte mich in gespielen Ernst darauf hin, nicht in diese Kuhle zu rutschen, da ich sonst von der Oma, mit der ich im ja Bett schlief, erdrückt würde, was wiederum Heiterkeitsstürme hervorrief. Sie nannten sie die Furzkuhle.

In dem langen Korridor der Wohnung war es immer dämmerig. Denn in der zweiflügeligen Eingangstür befanden sich bernsteinfarbige und blaue Glasscheiben, die nicht genügend Licht vom Hausflur einließen. Das große Kastenschloss der Tür wurde innen durch einen Drahtmechanismus ergänzt, so dass ein dort steckender Schlüssel, von außen nicht rausgestoßen werden konnte und sich dadurch kein Einbrecher mit einem Nachschlüssel Zutritt verschaffen konnte. Die nur in der Fantasie vorkommenden Einbrecher bezeichnete Eta als Spitzbuben. Worauf mich lange die Frage beschäftigte, was an diesen bösen Menschen wohl spitz sei. Dass dies nur so eine Redensart sei, beruhigte mich nicht sofort. An der draußen befindlichen Haustür befand sich auch ein ziemlich großes Schloss und dadurch bekam der ebenfalls große Haustürschlüssel für mich eine besondere Bedeutung, denn da sein dicker Schaft innen hohl war, konnte man auf ihm pfeifen. Was ich immer durfte, wenn wir das Haus verließen. Eta holte ihn auch manchmal an stillen Wintertagen zu uns auf die Ofenbank und dann versuchten wir dem Schlüssel einige melodische Klänge zu entlocken, die entfernte Ähnlichkeiten mit Liedmelodien hatten, die sie dann sozusagen als Muster immer zuvor anstimmte. Diese vergeblichen Mühen gaben wir meistens nach einiger Zeit auf und beschränkten uns auf die Originalmelodien der Lieder, die wir dann gemeinsam anstimmten.

Im Korridor standen einige Kommoden und Schränke mit vielen geheimnisvollen Schubladen. An den Garderobenhaken die an den Wänden befestigt waren hingen mehr Mäntel und Kleidungsstücke als Oma und Eta im Augenblick benutzten. So auch noch die Mäntel von Onkel Richard und Papa. Diese wurden regelmäßig ausgebürstet und zum Lüften draußen auf dem Hof aufgehangen, so als wenn sie bald unbedingt und dringlich benötigt würden. Sie waren das ankämpfen gegen die unbarmherzige Realität.

Der Korridor bot viele Möglichkeiten für das übliche regelmäßig stattfindenden Versteckspielen mit Eta. Ein neben der Wohnungstür befindlicher Holzkasten diente als Schirmständer. Dort standen viele verschiedenartige Spazierstöcke. Elegante lackierte mit Metall oder Holzkrücken, derbe Prengel aus Eichenholz mit und ohne Stocknägel. Jeder hatte eine Geschichte von der mir Eta erzählte. Die erlebten Abenteuer und die Bedeutung der verschiedensten Stocknägel beschäftigten mich auch immer wieder. Die Wanderstöcke von Oma oder Eta für die Ausflüge in den Wäldern oder in den Dünen an der Ostsee gehörten auch dazu. Sie konnten mir auch als Gewehr dienen, mit dem ich dann geschultert durch die Räume stolzieren konnte und eine imaginäre Kompanie Soldaten kommandieren konnte, wie ich es auf dem Stephansplatz vor dem Rathaus öfter gesehen hatte.

Vom Korridor gingen auch die Türen zu den anderen Räumen ab. Direkt gegenüber der Wohnungstüre ging es zur Küche. In der Küche ging es nochmals weiter. Da gab es eine Speisekammer, die nur ein winziges Fenster hatte. In der Küche durfte ich mich nicht alleine aufhalten. Das war wegen des Gasherdes zu gefährlich. Die Angst, das Gas unkontrolliert ausströmt war groß. Wenn ich mir nochmals die simplen Anschlussmethoden vor Augen führe, so ist das verständlich. Außerdem gab es da jede Menge Messer und Wiegemesser in den verschiedensten Größen, denen ich mich nicht nähern durfte. Die Schubladen in Küche waren voll von geheimnisvollen Dingen. In einer waren Knäuel mit Unmengen von vertüdeten Bindfäden. Wenn man mal einen brauchte, so erforderte es Geschick und Geduld einen dort herauszufiseln. Eta war eine Meisterin darin, geduldig die verzwicktesten Knoten aufzulösen um einen brauchbaren Bindfaden für meinen Flitzebogen aus dem großen Knäuel heraus zu fischen.

Am interessantesten fand ich den Herrenzimmer genannten Raum. Die Türen zu ihm, eine vom Wohnzimmer eine vom Korridor abgehend, waren in der Regel geschlossen, vielleicht sogar verschlossen. Warum der Raum Herrenzimmer hieß, wollte oder konnte mir niemand sagen. Er war gewissermaßen das Allerheiligste der Wohnung, ich durfte ihn nur in Begleitung betreten. Zwischen zwei Fenstern stand ein riesiger Schreibtisch mit einem Ledersessel der sich drehen ließ und der auf mich immer wie ein Magnet wirkte. An der Wand, über dem Schreibtisch befand sich ein Bild, das mir als des "Knaben Wunderhorn" vorgestellt worden war. Von dem Anblick dieses Bildes konnte ich mich immer nicht losreißen. Es war ein Hochformatbild in eher blassen duftigen Farben, eine Blumenwiese an einem Hang darstellend, wo ein Knabe auf dem Rücken liegend eine Flöte bläst.

Rechts neben dem Schreibtisch, befand sich eine große Chaiselongue, eines der damals häufigsten Möbelstücke. Der Wandteppich neben der Chaiselongue war vollgespickt mit Abzeichen aller Art. Vom Kaiserreich bis in die Hindenburgzeit. Die üblichen Abzeichen des Winterhilfswerk und NSV, die einem bei den Straßensammlungen allenthalben aufgedrängt wurden, fehlten. Wenn man mich mit einer warmen Decke zugedeckt zum Mittagsschlaf dort verbannt hatte, verbrachte ich die meiste Zeit damit die Abzeichen zu untersuchen, bis mir dann doch die Augen zufielen.

In einer anderen Ecke stand der Rauchertisch, mit Sesseln und dem ganzen üblichen Inventar. Auf einem Tisch mit hohem Wandspiegel lag eine Tischdecke auf der sich Schmetterlinge aus Porzellan tummelten. Die Schmetterlinge müssen sehr lebensecht gewesen sein, denn Eta nannte mir immer alle Namen von Pfauenauge bis Admiral. Beim nächsten Besuch wurde ich immer nach den Namen der Schmetterlinge abgefragt. Außerdem stand da noch eine Schale mit verlockenden Früchten. Ständig wurde ich gehindert in

eine Reinzubeißen. Zu recht, denn es waren künstliche Früchte aus Wachs oder ähnlichem Material. Ob der bereits einsetzende kriegsbedingte Mangel an Südfrüchten die Herstellung dieser Objekte förderte oder ob es eine zeitweilige Kunst- oder Moderichtung war, weiß ich nicht, aber man sah sie sehr häufig in allen gutbürgerlichen Wohnzimmern.

Ein wuchtiger Schrank protzte neben der Chaiselongue. Das Fach hinter der mittleren Türe war voll gestopft mit Büchern. Aber ich durfte nur im Beisein von Oma oder Eta welche entnehmen. Außer großer Schwarten mit Bildern sämtlicher Schlachten der preußischen Armeen sowie dem napoleonischen Untergang in Russland und der Befreiungskriege unter Führung des besonders in Stolp verehrten Marschall Blücher, waren auch andere Bücher mit Bildern dort zu haben. Ich erinnere an mich an Lederstrumpf, Wotan der Wolfshund, Sigismund Lustig, und Hurrikan, die ich von Eta zum Teil vorgelesen bekam. Außerdem eine komplette Karl May Sammlung.

In dem Schrank hingen auch in einem besonderen Abteil, die Pelzmäntel von Eta, die ich auch immer vorgeführt bekam und die ich streicheln durfte. Die Sachen verbreiteten einen Duft, den ich später als "Tosca" identifizierte. Dieser Duft war noch jahrelang eine Erinnerungsnote an sie. Immer wenn ich ihn roch, hatte ich das Bild von Eta, ihren Pelzen und dem Bücherschrank im Herrenzimmer vor Augen.

Am Ende des Korridors, dort wo er am dunkelsten war, befand sich noch eine Türe. Sie wurde selten geöffnet. Es war die Türe zum ehemaligen Kinderzimmer von Papa und Onkel Richard. Der Raum beherbergte zwei Betten einen Tisch und verschiedene Schränke. Das Fenster jedoch, ging nicht wie üblich ins freie, sondern man blickte in eine Durchfahrt, welche die Straße mit dem

Hof verband. Diese Durchfahrt war zur Straße mit einem großen zweiflügeligen Tor mit Fenster im Oberteil abgeschlossen. Zum Hof hin befand sich zwar ebenfalls ein Tor, dieses stand jedoch immer offen. Das Tageslicht gelangte also nur gedämpft in das Kinderzimmer, so dass wenn keine Beleuchtung eingeschaltet war, alles in geheimnisvolles Dämmerlicht gehüllt war.

Bei dieser Gelegenheit ist zu erwähnen, dass es natürlich wie üblich, schon elektrisches Licht gab. Allerdings auf einem Stand, der dem unmittelbar nach der Ablösung durch die Gasbeleuchtung entsprach. Das Licht wurde mit emaillierten Lichtschaltern aus Keramik eingeschaltet, zum Teil mit Anschluss-Drähten, die zwar in Rohren verlegt und mit textiler Isolierung versehen waren, aber offenbar immer noch so riskant, dass man mir einschärfte niemals einen Lichtschalter selber zu bedienen. Obwohl die Moderne mit elektrischem Licht schon Einzug gehalten hatte, lagen noch neben den Stromleitungen die Rohre für die ehemalige Gasbeleuchtung an der Wand und an den Decken. An anderen Stellen, wo sich normalerweise die Nachttische im Schlafzimmer befinden, waren noch die Fassungen und Absperrvorrichtungen für die Gaslampen. Da die Räume sehr hoch waren und unter der Decke ein kunstvoller Stucksockel verlief, waren die Gasrohre in diesen Stuck, gekonnt eingearbeitet worden, während die neuen elektrischen Leitungen eher plump wirkten. Man sagte auch immer noch zum Licht, "das elektrische" da die Gasbeleuchtung noch als normal galt.

Das Bad war eigentlich nur eine Toilette mit Waschgelegenheit. Sie war räumlich ein langer Schlauch mit einem schmaler Fenster und außer dem Toilettenbecken befand sich nur noch ein Waschtisch dort. Der Waschtisch hatte eine Marmorplatte mit eingelassener und herausnehmbarer Waschschüssel. Kaltes Wasser war in Form einer Kanne verfügbar, die selber an einem Kran gefüllt werden

musste. Das Toilettenbecken war wie ein Trichter konstruiert. Da in ihm der Wasserspiegel ziemlich hoch stand, hatte dies zur Folge dass die Produkte des jeweiligen Nutzers mit einem Plumps das Wasser Hochspritzen ließen. Die kalten Spritzer erschreckten mich immer gehörig. Auf meinen Protest wegen dieses Effektes, antwortete Oma ganz entrüstet, sie könne doch für mich da kein Parfüm rein kippen. Was mich verwirrte, da ich ja nicht den Geruch sondern die kalte Dusche reklamiert hatte. Dieses Missverständnis ging mir offensichtlich sehr nahe. Eine fest eingebaute Badewanne mit Warmwasserboiler gab es nicht, dafür aber die allbekannte feuerverzinkte Volksbadewanne, die hochkant an der Wand stand. Aber an der Stelle, wo vielleicht der Platz für eine moderne Wanne hätte sein können, stand etwas viel interessanteres. Eine große Holztruhe mit gewölbtem Deckel. Wenn man mir zum stöbern den Deckel öffnete, der dann senkrecht stehend einrastete, sah man zunächst an der Deckelinnenseite und an den Seiten des Truhenninneren viele große und kleine Schubladen. In den Schubladen befanden sich alles Dinge die für einen kleinen Jungen höchst interessant waren und die ich sofort alle untersuchen und ausprobieren musste. Abzeichen, Orden, Sicherheitsnadeln, Angelhaken, verschiedene unbekannte Geräte, darunter ein Elektrisierapparat mit dem man, falls eine Batterie angeschlossen wurde, seinem Gegenüber einen leichten elektrischen Schlag versetzen konnte und weitere Sachen.

Vom Schlafzimmer ist nur erwähnenswert dass Mutti und ich eines Tages in die Hospitalstrasse zogen und dies unser Zimmer wurde. Der Grund des Umzugs war im Wesentlichen wirtschaftlicher Natur. Denn die staatliche Unterstützung für Frau und Kind eines vermissten Soldaten, der auch noch für seine Mutter sorgen musste, war nicht üppig genug und außerdem waren Wohnungen wegen des Zuzugs von Evakuierten knapp. Die Möbel im Schlafzimmer

hatte Mutti sich nach der Heirat mit den vom Staat geförderten Ehestandsdarlehen angeschafft. Sie entsprachen dem Stil der dreißiger Jahre, es waren also noch keine Einheitsmöbel wie es sie später wegen der Einschränkungen durch die Kriegsproduktion gab. Des Weiteren gab es in dem Zimmer den obligatorischen riesigen Kachelofen. An einer Wand stand ein ähnlicher Waschtisch wie in der Toilette, allerdings mit einer kunstvoller geschmückten Keramik Garnitur, bestehend großer Wasserkanne, Waschschüssel, Seifenbehälter und einem Eimer für das gebrauchte Waschwasser und darüber an der Wand war ein ovaler Wandspiegel angebracht. Um mich allerdings darin zu betrachten zu können und um festzustellen ob mein Haarscheitel auch vorschriftsmäßig und gerade verlief, musste ich mich aber immer auf einen Stuhl knien, da der Spiegel für mich zu hoch angebracht war. Da ich das aber als lästig empfand, unterließ ich es häufig. Das hatte zu Folge, das ich wegen meiner unordentlichen Frisur im Kindergarten gerügt wurde, es hieß dann meistens, „so läuft kein deutscher Junger herum“ oder ähnlich. Aber das machte offenbar keinen großen Eindruck auf mich, und es traf auch nicht nur mich alleine. Diese kleine Aufsässigkeit wurde fast zum Sport und wir Übeltäter verständigten uns dann nach einem Rüffel immer heimlich untereinander durch grinssende Blicke.

Der Umzug von Mutti und mir zu Oma und Eta in die Hospitalstrasse, war auch deshalb notwendig geworden, weil sie wieder arbeiten musste und ich dann in einen Kindergarten gehen konnte, der sich in der Nähe befand. Sie arbeitete wieder wie früher im Kaufhaus Zeeck, das sich gegenüber dem Rathaus am Stephansplatz befand. Ihr Arbeitsplatz befand sich im Tiefpartere des Gebäudes wo sie mit der Auszeichnung von Waren beschäftigt war und ich durch ein Fenster in mit ihr Kontakt aufnehmen konnte,

immer wenn ich an dem Kaufhaus vorbeikam. Dass dies jetzt häufiger passierte als früher, versteht sich. Muttis Möbel waren im Schlafzimmer aufgestellt worden. Sie schlief in einem Bett und ich in dem anderen, so waren wir uns nahe und konnten uns im Winter gemütlich kuscheln. Wenn der große Kachelofen im Zimmer angeheizt war, wurden die Federbetten an die Kacheln des Ofens gelegt bevor man ins Bett ging, so dass man mollig warm einschlafen konnte. Außerdem hatte jedes Bett, wie in Pommern allgemein üblich, außer dem Oberbett noch ein Unterbett. Es gab Tage mit beißender Kälte, welche diese Ausstattung wohl dringend notwendig erscheinen ließ. Wenn dann das Licht ausgeschaltet war, konnte man noch den Schein des Feuers aus dem Ofen, durch die Ritzen der Ofentür flackern sehen und auch das knistern der zusammenfallenden Holzscheite oder Briketts hören.

Morgens stand Mutti immer zuerst auf und im Winter machte sie dann Feuer im Ofen, so dass ich mich vor der leicht geöffneten Ofentür anziehen konnte und meine nackten Beine vom Feuer gewärmt wurden. Wie damals bei Jungs üblich, wurden die Beine von langen braunen Strümpfen bedeckt, die mit Gummistrapsen an einem Leibchen, genanntem Kleidungsstück geknüpft waren. Kinderbekleidung war damals alles andere als kindgerecht oder praktisch. Erst die Not gegen Kriegsende zwang dazu, dass angezogen werden musste was es gerade gab. Denn auf dem Weg in die Luftschutzbunker war praktische Kleidung überlebenswichtig. Der Drang zum Erwachsenenwerden und zum männlich-militärischen, beförderte dies auch. So trug man später vorwiegend praktische lange Hosen von Trainingsanzügen oder aus alten Militärdecken gefertigt und niemand fragte was man darunter an hatte. Allerdings bestand Mutti darauf, dass ich auch unter den langen Hosen lange Strümpfe mit dem verhassten Leibchen tragen musste. Erst langsam gelang es mir sie abzulegen, als sie immer löcheriger waren und

das Stopfen derselben immer zeitaufwendiger wurde und das Ergebnis immer fragwürdiger aussah. Im Sommer gab es keine Probleme, denn kurze Hosen und Kniestrümpfe war die Standardbekleidung aller Jungs. Welche Probleme die Bekleidung für mich in der Kindergartenzeit darstellte hat, darüber machte meine Mutter sich gar keine Vorstellung. Also oben das Leibchen, an das die Strümpfe angeknöpft wurden, dann darüber eine kurze Unterhose, Schlüpfer genannt. Allein dieser Name, der unmännliche Assoziationen auslöste, verursachte mir Unbehagen. Kurze Hosen mit klappbaren Hosenstall, Seppel-Hosen genannt, mit Hosenträger in bayrischen Stil und nach oben noch einem kratzigen Pullover vervollständigten die verhasste Montur. Die Hinweise der Kindergartenleiterinnen, dass der Führer auch immer solchen Hosen tragen würde, was man mittels Bilder leicht nachweisen konnte, schufen keine Befriedung, sie stärkten nur meine Abneigung gegen diesen ominösen Mann, der nur Probleme schuf. Denn welche Probleme sich einstellten, wenn ich im Kindergarten ein dringliches Bedürfnis zu erledigen hatte, ohne dass ein Malheur passierte, kann man sich vorstellen. Leider passierte dann hin und wieder ein Malheur, was meine Abneigung auf diese Bekleidungsszenerie und alle davon abzuleitenden Faktoren noch verstärkte.

Da ich immer sehr neugierig war und meine Unrast mich ständig auf die Jagd nach irgendeiner Betätigung brachte, war kein Buch vor mir sicher. Aber einmal war jedes Buch ausgelesen und Eta konnte auch nicht ständig mit mir spielen und Oma konnte auch nicht ständig mit mir spazieren gehen. Die Spielkameraden in der Hospitalstrasse, waren anders als in der Fischerstrasse und in der Menge sehr begrenzt. Wenn denn alle Möglichkeiten ausgeschöpft waren fragte ich Mutti, was ich nun machen könne. Wahrscheinlich um mich abzuschrecken, da sie vielleicht gerade mit irgendwelchen

wichtigen Hausarbeiten beschäftigt war, sagte sie dann, du kannst mir beim Staubwischen helfen. Wo ich aber sofort zustimmte. Oder sie bot mir an, wenn ich sie gerade bei Strickarbeiten störte, dieses zu lernen. Sie zeigte mir die Anfangsgründe, dasselbe mit Häkeln, mit Nähen ja auch mit Wäschewaschen. Sie zeigte mir immer die jeweiligen Anfangsschritte und ich legte los. Am liebsten nähte ich für Puppen die Bekleidungen, Hosen, Kleider und Jacken. Da ich zunächst gar keine Puppen hatte, wollte ich unbedingt welche haben, um ihnen meine Werke anzulegen. Nur zögerlich wurde dem Rechnung getragen. Ich hatte den Eindruck, dass diese speziellen handwerklichen Neigungen nicht gerade gefördert, sondern eher geduldet wurden.

Ein Buch das ich offenbar ungenehmigt benutzen durfte, vermutlich weil es nicht der Gattung Literatur zugeordnet wurde, war das bekannte Buch "Mein Kampf", das Mutti bei der Heirat im Standesamt erhalten hatte. Anscheinend scheute sie sich, es irgendwie verschwinden zu lassen und missbrauchte es, indem sie es mir zum Spielen überließ. Obwohl ich lesen konnte, kann ich mich nicht entsinnen auch nur Teile davon gelesen zu haben. Offenbar war der Grad der Unverdaulichkeit selbst für einen "Allesfresser" wie mich zu groß. Obwohl ich später das "Kommunistische Manifest" von Karl Marx las, allerdings ohne nur ein Wort zu verstehen. Erkennbar daran, weil ich immer auf die Erleuchtung wartete, wann denn nun die Musik behandelt würde. Da ich wusste, woher auch immer, was Komponisten sind und ich den Unterschied zwischen Komponisten und Kommunisten noch nicht begriffen hatte. Aber, ich besah mir die Bilder aus dem Buch "Mein Kampf" ausführlich. Ich erinnere mich an die Bilder die den Führer in Seppelhosen auf dem Berghof zeigten oder wie er am Fenstersturz einer Burg sitzt und liest. Das war während seiner Festungshaft in Landsberg. Ich konnte mittlerweile die inhaltliche Bedeutung aller dieser Bilder.

Der Kindergarten in der Hospitalstrasse befand sich auf der gleichen Straßenseite wie Omas Wohnung. Ich konnte ihn also gefahrlos erreichen obwohl das wegen des geringen Verkehrsaufkommens der damaligen Zeit nahezu bedeutungslos war. Das Haus war ein zweistöckiges imposantes Gebäude aus der Gründerzeit. Die Räume für den Kindergarten befanden sich im Hochparterre. Der Ausgang dazu erfolgte von der Mitte einer Tordurchfahrt aus. In dieser Tordurchfahrt herrschte immer etwas dämmeriges Licht, das im Winterhalbjahr noch dunkler war, zumal es wegen des Verdunklungsgebotes nur eine sehr abgeschwächte Beleuchtung gab. Das verlockte uns dort in kleinen Cliques zu treffen, nur um uns ganz harmlos zu unterhalten, denn jede öffentliches Zusammentreffen von Gruppen von Kindern rief sofort die Kindergartenantanten auf den Plan. Ich weiß nicht was man vermutete was wir trieben, jedenfalls bekamen wir bei Entdeckung einen strengen Verweis der Tanten und wurden gezwungen sofort auseinander zu gehen. So dass wir aufpassen mussten unentdeckt zu bleiben. Das verstärkte nur das Bedürfnis irgendwo ungestört unsere kleinen unschuldigen Geheimnisse miteinander besprechen zu können.

Der Eingangsbereich des Kindergartens selbst, war genauso gestaltet wie es auch heute noch allgemein üblich ist. Ein langer Flur niedrige Bänke und Garderobenhaken mit Figuren statt Namensschilder. Mein persönliches Platz-Kennzeichen war eine kleine grüne Tanne, sie war erkennbar die Laubsägearbeit größere Kinder. Die Hausschuhe kamen immer an einem für sie zugewiesenen Platz unter der Bank. Sie waren hohe Schuhe aus einem braunmarmoriertem Textil mit Filzsohlen und mit jeweils zwei Blechschnallen zu verschließen. Dabei musste aufgepasst werden, dass die Schnallen nicht abbrechen, was oft passierte. Dann gab es Ärger. Denn Reparaturen waren schwierig, da wegen des Krieges zahl-

reiche Schuhmacher ihre Geschäfte geschlossen hatten oder aus Personalmangel nur von älteren Frauen oder Kriegsgefangenen geführt wurden.

Schwierig für Kindergartenkinder waren auch die Straßenschuhe zu beherrschen, weil dafür niemals bei den Tanten um Hilfe gebeten werden durfte. Im Winter wurden hohe Schuhe mit Schnürsenkel getragen. Die Schnürsenkel mussten in die entsprechenden Löcher der Schuhe eingefädelt und zu einer Schleife zusammen gebunden werden. So dass zum ausziehen der Schuhe diese leicht gelöst werden konnten. Was mir nicht immer einwandfrei gelang, entweder waren die Senkel nicht durch alle Löcher geführt worden, weil die Spitzen ausgefranst waren oder sie waren mit einer undefinierbaren Verbindung verknüpft, die man nicht als Schleife bezeichnen konnte. Wenn ich im Winter zu Oma und Eta nach Hause kam und die Schuhe wegen der vom Frost kneifenden Zehen schnell von den Füßen haben wollte, gelang das nicht immer in der gewünschten Eile und Geschrei und Weinen war an der Tagesordnung. Aber da stand Eta schon bereit um mit einer Engelsgeduld die verzwicktesten Schnürsenkel-Knoten zu lösen. Sie wurde von mir in den Rang einer Knotenlöser-Spezialistin erhoben und immer wenn ich heute eine Schnur lösen will, die wie mit einen gordischen Knoten vertütelt ist, muss ich an sie denken.

Der große Raum im Kindergarten in dem wir uns in der Regel aufhielten war nur sparsam möbliert. Kleine Stühle und Tische, waren außer einem Aquarium mit Goldfischen, die einzigen Ausstattungsstücke. Spielzeug jeglicher Art fehlte. Das mitbringen von Spielzeug war streng verboten und wurde deshalb besonders gerne übertreten. Wenn die Tanten nicht im Raum waren und wir uns selbst unterhalten mussten, hingen wir alle vor dem Aquarium. Das Becken war ziemlich groß, aber nur einige wenige Goldfische zogen

einsam und traurig ihre Bahn. Außerdem fehlte es an Sand und Pflanzen im Becken. Dass dies üblicherweise zur normalen Ausstattung von Aquarien gehört, wusste ich damals natürlich nicht. Es sah darin genau so eintönig aus wie im Kindergartenraum, fand ich. Nur dass die Goldfische nicht stramm stehen mussten, sondern wild durcheinander schwammen, besonders wenn wir in einem unbeobachteten Momenten mit einem Bauklotz an die Scheiben geklopft hatten.

Es war ein Kindergarten der NSV, also strikt nationalsozialistisch. Ein mittelgroßes Führerbild hing über einem kleinen Tisch mit Blumen zwischen den Fenstern an der Wand. Vor dem Frühstück wurde die Tageslosung verlesen, eine Art nationalsozialistisches Morgengebet. Vom Wortlaut dieses morgendlichen Rituals ist bei mir kein Wort hängengeblieben, außer der anschließenden täglichen obligatorischen Ermahnung, sich am Tisch manierlich zu benehmen, also gerade zu sitzen und nicht ungefragt loszuplappern. Zum Frühstück gab es immer ein unbekanntes warmes Getränk mit eigenartig malzigem Geschmack. Anschließend gab noch etwas bisher völlig unbekanntes, nämlich Rohkost. Das waren vorwiegend geriebene Mohrrüben. Oma schüttelte entsetzt den Kopf, als ich ihr davon erzählte und sagte „armer Junge. Für die ländliche Bevölkerung Pommerns kamen Mohrrüben nur in gekochter Form als Beilage auf den Tisch und Roh waren sie dem Vieh vorbehalten, und das auch nur die großen gelben Rüben. Ausnahme war der Hungerwinter nach dem ersten Weltkrieg. Aber Oma fand diese Assoziation bestrickend, was sie allerdings nicht so verkürzt ausdrückte, sondern sie lamentierte lautstark und lange über die Zustände, so dass Eta sie bremsen musste. Zuvor machte sie wie immer bei zu erwartenden Diskussionen oder heftigen Gesprächen, alle Fenster zu und steckte den Kopf aus der Wohnungstüre um sich zu vergewissern, dass auf dem Hausflur

sich zu vergewissern, dass auf dem Hausflur niemand steht und lauscht. Das beeindruckte mich sehr und ich betrachte die morgendliche Rohkost jetzt mit anderen Augen. Instinktiv unterließ ich es weiter zu fragen.

Mehrmals in der Woche erfolgte dann ein weiteres, mir bisher völlig unbekanntes Detail, aus dem Bereich der Körperpflege. Vorausschicken möchte ich, dass wir eine reine Jungengruppe waren. Wir mussten uns den Oberkörper freimachen und die eine Hälfte der Gruppe legte sich auf den Boden. Die andere Hälfte der Gruppe bekam Öl auf die Hände gegossen, hockte sich über die auf Matten am Boden liegenden, ja kniete manchmal auf ihnen und massierte damit deren Rücken ein, anschließend kam die Vorderseite dran. Dann wurde gewechselt.

Wenn Oma mich wegen der morgendlichen Dunkelheit im Winter, zum Kindergarten brachte, begegnete uns immer ein Trupp Männer in gestreiften Anzügen, von denen ich wusste, dass es Sträflinge waren. Vor der Kolonne und am Ende ging jeweils ein uniformierter mit einem geschulterten Gewehr und außerdem trugen einige gemeinsam einen Kessel, von dem ich annahm, dass in ihm ihr Essen war. Da sie alle Holzschuhe anhatten, konnte man sie auf dem Kopfsteinpflaster schon von weitem zu hören. Es war ein eigenartiges Geräusch in der noch dunklen Morgenstille, das umso unheimlicher war, da man sie wegen der abgeschalteten Straßenbeleuchtung sie zuerst hörte, bevor man sie sah. Auf neugierige Fragen was das denn für Männer wären und warum und weshalb, schwieg sie beharrlich, bis ich es aufgab Fragen zu stellen.

Die Kindergarten Tanten waren zum Teil sehr junge Frauen. Sie waren meistens glühende Verehrer des Führers und erschienen im Kindergarten oft mit BDM Uniformteilen, wie Schlips mit Lederknoten, brauner Rock oder ähnlichem. Eines Tages als ich im Flur

auf der niedrigen Bank saß und verdeckt durch die von oben herabhängende Jacken mir die Schuhe anzog, hörte ich ein Gespräch aus der Küche mit, deren Türe auf den Flur ging und offen stand. Eine der Tanten erzählte, „Stell dir vor, ich habe geträumt, die Tür geht auf und der Führer kommt herein und ich frage ob ich ihm ein Glas Wein anbieten darf, er sagt ja, und da fällt mir ein, dass ich gar keine Weingläser habe und wir trinken dann den Wein aus Kaffeetassen. Ich bin vor Scham aufgewacht“.

Jeden Tag gab es eine Sing- und Bastelstunde. Unsere Kindergartentanten waren zwar führertreu aber auch romantisch und nicht so martialisch wie ihr männliches Pendant bei der Hitlerjugend. Deshalb habe ich die Lieder alle noch heute in guter Erinnerung. Wenn sie einmal anfangen zu singen, wollten sie garnicht mehr aufhören. Es wurden auch kleine Theaterstücke und Schattenspiele aufgeführt und wahre Papierkunstwerke für den Muttertag gebastelt. Mit gerührter Stimme zitierte Mutti noch Jahre später das Gedicht, das ich morgens ihr, bei der Übergabe eines Geschenks, einem Körbchen aus geflochtenem Buntpapier, noch im Bett überreichte. Vermutlich, weil in dem Gedicht das Wort „Mütterlein“ vorkam, denn das hörte sich in Pommern ziemlich exotisch an.

Beim Basteln war äußerste Disziplin gefragt, streng wurde darauf geachtet beim ausmalen von Figuren mit Wasserfarben nicht im Geringsten über die vorgeschriebenen Linien zu malen. Beim ausmalen der Figur einer Trommel deren Flächen diagonal getrennt sind, hatte ich das Pech mit dem Pinsel ein wenig darüber zu pat-schen. Da gab es heftige Rüffel, die mit Haltung entgegengenommen werden mussten. Wenn eine womöglich verdrückte Träne erkannt wurde, folgte sofort die peinlich laute öffentliche Erniedrigung durch den Kommentar, „ein Junge weint nicht“. Ich hatte den Eindruck man unterstellte Absicht, dabei war es nur die Unge-

schicklichkeit der Kinderhände.

An Elternabenden wurden verschiedenste Spiele vorgeführt. Stets verbunden mit Forderungen welche auf Disziplinierung und Wohlverhalten zielten. So war ich auch mal wieder Mittelpunkt von erzieherischen Maßnahmen. An einem Elternabend, wo in einem Schattenspiel das Sprichwort, "der Lauscher an der Wand, hört seine eigene Schand", nachgespielt wurde. bekam ich die Rolle des Lauschers zugewiesen, was mich sehr freute und weswegen ich auch begeistert mitmachte. Der Elternabend war gut besucht und Mutti, Oma und Eta saßen im Publikum in der ersten Reihe. Während ich ahnungslos und mit viel Geschick die Rolle des Lauschers mimte, erzählten die „belauschten“ zu meinem Entsetzen auf offener Bühne eine ganze Liste der von mir angeblich verübten „Schandtaten“ der letzten Zeit auf. Am liebsten wäre ich im Boden versunken. Ob diese nun fiktiv waren oder nicht, weiß ich heute nicht mehr, aber ich nahm sie für wahre Münze. Zum Glück tröstete Eta mich.

Die Wichtigkeit des Luftschutzes zu erklären gehörte natürlich auch zu den Erziehungszielen des Kindergartens. Deshalb durften wir bei der Füllung der Löschteiche mitmachen. In den nahe gelegenen Parkanlagen hatte man auf den Rasenflächen Teiche ausgehoben, die von der Feuerwehr mit Wasser aus der Stolpe gefüllt wurden. Die Kinder der Kindergärten durften das in der ersten Reihe miterleben. Jedes Kind durfte abwechselnd eine Feuerwehrspritze halten. Wie so vieles war auch dies reine und nutzlose Propaganda. Schon damals glaubte niemand an die Wirksamkeit dieser Maßnahme. Das war den spöttischen Bemerkungen der Zuschauer zu entnehmen. Für uns Kinder war das egal, denn es war ein wunderbarer Spaß. Als es dann später brenzlich wurde und die Stadt lichterloh in Flammen stand, hätte die Menge des Wassers nie gereicht und au-

ßerdem war niemand mehr da der gelöscht hätte.

Für die verwundeten Soldaten die in den Lazaretten in der Stadt lagen gab es zu Weihnachten von uns eine Bescherung. Dafür hatten wir schon wochenlang vorher Geschenke gebastelt und die Tanten hatten dies zusammen mit den Uniformierten, die jetzt ständig im Kindergarten ein und aus gingen, organisiert. Für uns war das aufregend und unterbrach die sonstige eintönige Langeweile und brachte die auf Regeln und Ordnung achtenden Erzieher ganz schön ins Schwitzen. In den Bastelstunden wurde uns dann immer wieder von dem aufopferungsvollen und tapferen Kampf der Soldaten erzählt und wie sie sich über unsere Geschenke freuen würden. Die Geschenke waren mit Buntpapier überzogene Köcher für Bleistifte, Schalen, Toilettenartikel und ähnliches, zu kleinen Paketen in Weihnachtspapier eingepackt und mit Tannenzweigen geschmückt. Auf dem Weg vom Kindergarten in das Lazarett, welches sich in der ehemaligen Lessing-Schule befand, wurden wir von einem Musikchor des Jungvolks mit Fackelträger begleitet. In die Krankensäle gingen wir dann mit den Tanten in einer Art Prozession und Weihnachtslieder singend mit brennenden Kerzen und übergaben die Geschenkpäckchen. Die in den Betten liegenden Soldaten, nahmen sie gerührt und verlegen entgegen. Es empfing uns eine unerwartet bedrückende und garnicht fröhliche Atmosphäre, einige Soldaten umarmten die Kinder und manche Soldaten weinten mit den Kindern. Was ganz schöne Aufregung verursachte, es war ganz offensichtlich, dass die Organisatoren sich das so nicht vorgestellt hatte. Alle atmeten auf als wir wieder draußen waren, auch wegen der frischen Luft. Denn der typische Lazarettgeruch in den Krankensälen kam noch dazu.

Da wir im Kindergarten eine reine Jungengruppe waren, war das Spielverhalten entsprechend. So wurden bei Ausflügen in den

Wald Gruppen gebildet und ein dort befindlicher Panzer aus Holz in naturgetreuer Bemalung, musste nach dem anschleichen erobert werden. Der Modetrend, falls es diesen Ausdruck damals schon gegeben hätte, war für Jungen stark an die HJ-Uniform angelehnt. Im Winter waren Skimütze mit Pumphosen und im Sommer kurze Hosen und Windjacke angesagt. Die Skimütze wurde gerne mit Abzeichen geschmückt. Favorit war das Edelweiß der Gebirgsjäger. Wenn man dies Abzeichen aber zu auffällig oder provokativ trug, lief man Gefahr einer HJ-Streife aufzufallen, die es einen dann abnahm, wenn sie einen nicht noch verprügelte. Das hatte zur Folge, dass es sich gerade deshalb unter aufmüpfigen Jugendlichen besonderer Beliebtheit erfreute.

Ursprünglich wollte vermutlich dem missbräuchlichen Tragen von Orden- und Ehrenzeichen einen Riegel vorschieben. Nach dem man zuvor allerdings die Propagandamaschinerie für alles Militärische und heldenhafte auf Hochtouren gebracht hatte, borderte es jetzt zeitweise über. Und der Gipfel der Ironie war, dass jetzt viele sich diese Abzeichen aus reiner Opposition ansteckten, weil man es nicht durfte.

Es gab genügend Geschäfte in der Stadt wo man gewisse niedere Orden und sonstigen Abzeichen ohne besondere Legitimation kaufen konnte, wenn man alt genug war oder so aussah und wenn man das nötige Geld dafür hatte. Mittlerweile war unser Kindergarten für die schulpflichtigen Kinder bis zum zehnten Lebensjahr, um den Jugendhort, erweitert worden. Ab dem zehnten Lebensjahr wurde man Pimpf beim Jungvolk und kam dann in andere Einrichtungen. Es bildete sich in unserem Kindergarten Cliques von Jungs, knapp unter dem Pimpfalter, bei denen man Abzeichen aller Art bekam, weil sie größere Brüder beim Jungvolk hatten die einem das besorgen konnten. Was als Gegenleistung gefordert wurde kann es nur ahnen. Pistolen, Dolche, Fahrtenmesser und Seitenge-

wehr wurden verstohlen gezeigt. Ein Freund von mir hatte offenbar ohne Folgen Zugang zur elterlichen Geldkassette, den ich sah ihn häufig mit Geldscheinen hantieren. Sein Vater sei Bankdirektor sagte er mir mal auf meine Frage, ob das völlig gestrunzt oder teilweise der Wahrheit entsprach weiß ich nicht. Beliebt war sowieso alles, was verboten war. Besonders gerne wurden die Sohlen der Schnürstiefel mit dicken Nägelköpfen bespickt, dadurch wurde zwar jedes Parket oder auch anderer gepflegter Holzfußboden nachhaltig ruiniert, aber das interessierte weniger. Es gab geheime Treffpunkte in Kellern und Lauben, wo man zum Entsetzten von Müttern und Großmüttern sich seine Schuhe spicken lassen konnte. Heute würde man sagen, sie wurden getunt. Denn es machte wunderbar martialische Geräusche, wenn man beim gehen auf den Bürgersteigen bei Dunkelheit, den Fuß so über das Pflaster fiet-schen ließ, dass die Funken sprühten. Was sofort den Protest der Erwachsenen hervorrief, die um den Zustand der Schuhe besorgt waren, die nicht leicht zu ersetzen waren, denn es gab sie nur auf Bezugsschein.

Eine heftige Reaktion hervorgerufen zu haben freute uns immer. Vielmehr als vor sich hin zu schimpfen trauten sich die Erwachsenen aber nicht, denn man konnte ja nicht wissen, ob die Jungs nicht schon in der HJ waren und gegen einen Uniformträger etwas zu sagen, könnte unangenehme Folgen haben. Es muss nach der Goebbelschen Sportpalastrede gewesen sein, also nach dem Februar 1943, als ich Scharen von halbwüchsigen Jungs schlitternd und funkensprühend die Bürgersteige entlang laufen sah, die nach Kritik von Erwachsenen zu ihrem Verhalten immer nur riefen „Wollt Ihr den totalen Krieg?“. Das war, nach dem darauf folgenden Gelächter von ihnen zu urteilen, ironisch gemeint. Die Erwachsenen, die in der Nähe waren, verdrückten sich schnell, vermutlich aus Angst in eine Diskussion verwickelt zu werden.

Vor dem Rathaus in Stolp breitete sich der Stephansplatz aus. An einem bestimmten Tag in der Woche war auf ihm immer Markt und Oma ging dann mit mir dort einkaufen. Scheinbar gelangweilt wanderte sie mit mir an der Hand durch die Reihen der Stände ohne auf etwas besonders zu reagieren. Doch danach begann eine zweite Runde und sie ging gezielt zu einigen Ständen hin und verhandelte dort mit den Marktfrauen und kaufte das benötigte oder das was sie zuvor ausgespäht hatte ein.

In größerem Abstand verdeckten Gittern große Öffnungen im Boden des Stephanplatzes. Darunter befanden sich Lautsprecher aus denen bei bestimmten Gelegenheiten bestenfalls Marschmusik über den ganzen Platz schallte. Aber auch Reden des Führers und anderer Größen und Bekanntmachungen jeder Art, sowie die Alarmmeldungen des Luftlagezentrums, fanden von hier ihren Weg in das geplagte Ohr der auf dem Stephansplatz oder in deren Nähe weilenden. Am nervzerreißensten fand ich immer, wenn beim Fliegeralarm das Sirenengeheul dort plötzlich wie aus dem Nichts, aus der Tiefe des Bodens über die Menschen kam und wie dann besänftigend, die den Herzschlag wieder normalisierende Entwarnung später aus der gleichen Quelle erschall.

Eines Tages herrschte große Aufregung. Es tat sich was. Auf dem sonst so leeren und großen Platz vor dem Rathaus standen Wagen, die Zirkuswagen ähnelten. Lange Masten wurden abgeladen und aufgerichtet. Eine Truppe Hochseilartisten war eingetroffen und alle warteten gespannt auf das was passiert. Im Kindergarten hieß es, es gebe eine Überraschung. Wir sollten, wenn wir abends zur Vorstellung auf den Platz gingen, gut aufpassen. Es sumimte von Gerüchten wie in einem Bienenschwarm.

Die Vorstellung begann an einem schönen warmen Sommerabend. Der Stephansplatz war voll von Menschen, die dicht gedrängt war-

teten. Ich stand mit Oma und Eta ziemlich gut platziert. Rechts und Links von uns stand je einer der großen Masten und dazwischen spannte sich ein Netz, durch das ich im Hintergrund das hell beleuchtete Rathaus als Kulisse sehen konnte. Einzelne Artisten kletterten mit effektvollen Bewegungen in eng sitzenden Kostümen die Strickleiter hoch und standen hoch oben auf einer kleinen Plattform, so dass einem schon beim hochschauen schwindelig wurde. Andere liefen mit Balancierstangen auf dem Seil hin und her oder fuhren zu zweit und alleine mit Fahrrädern auf dem Seil.

Und dann erfolgte ein Trommelwirbel und eine einzelne Frau die nicht das glitzernde Artistenkostüm mit Röckchen trug, sondern die Turnkleidung des BDM kletterte langsam die Strickleiter am Mast bis zur obersten Plattform empor. Da erkannte ich, dass es eine der Tanten aus dem Kindergarten war. Sie stand dort oben auf der Plattform und schaute nach unten und alle rätselten was jetzt passieren würde. Plötzlich hörte der Trommelwirbel auf und sie sprang mit den Füßen voran in das Sicherheitsnetz. Dort wurde ihr geholfen, sich aus dem Netz zu befreien und auf den Boden zu springen, wo sie mit herzlichem Applaus bedacht wurde. Ich hatte nach den Kunststücken der Artisten erwartet, eine Steigerung zu sehen und war etwas enttäuscht. Nach einem erneuten Trommelwirbel und einer Verbeugung verschwand sie. Am nächsten Tag war dieses Ereignis natürlich in aller Munde. Wie zu hören war, gehörte der Sprung ins Netz als Mutprobe für die Eignungsprüfung des BDM für Führungskräfte, die damit dann bestanden war.

Gegenüber vom Friseurgeschäft von Papa, das sich wenige Häuser weiter vom Kindergarten entfernt befand, gab es eine seitlich des Rathauses gelegene Grünanlage mit Blumenrabatten und Sitzbänken. Die Anlage, wie man sie nannte, wurde von den Angestellten des Rathauses und vom Kindergarten, der ja beide auch nicht weit

entfernt waren, gerne benutzt. Wenn dann die Tanten des Kindergartens ihre Zöglinge dort mit Spielen beschäftigten, konnte es zu Begegnungen von Passanten kommen, welche die Kinder kannten. So was passierte dann auch häufig mit meiner Mutter, die gerade dann vorbeiging wenn ich dort mit den anderen Kindern und den Tanten beschäftigt war. Das war mir jedesmal furchtbar peinlich, da sie mich dann küssen und drücken wollte, worauf ich dann in eine Trotz und Bock Haltung verfiel und einfach nicht mehr mitspielen wollte. Mutti erzählte dies dann später zu Hause, was meine Situation noch weiter verschlimmerte. Die Tanten hätten zu meiner Mutter gesagt, erzählte sie: "Sehen sie sich das an, der Klaus spielt einfach nicht mit, er bockt". Das wurde mir dann später bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit vorgehalten.

Schulbeginn / Oktober 1943

Mittlerweile war es an der Zeit, dass ich in der Schule angemeldet werden konnte. Oma und Eta fieberten schon dem Schulbeginn entgegen, ich verspürte dagegen wenig von solchen Emotionen. Da wir in der Hospitalstrasse wohnten, würde ich in die gleiche Schule gehen, wie Papa. Ich würde den gleichen Schultornister haben wie Papa, der gut gepflegt auf diesen Tag gewartet zu haben schien. Es war ein Tornister aus schwarzem Leder, innen peinlich sauber gereinigt von den alten Kritzeleien meines Papas, die aber noch verschwommen erkennbar waren. Auch sonst fand ich mich technisch gut vorbereitet, zumal ich schon gut lesen konnte. Hervorragend geschult durch Oma und Eta und dem Bücherschatz im Schrank des Herrenzimmer, nur im schreiben war ich noch nicht perfekt. Bei Fahrten mit der Straßenbahn die man auch die Elektrische

nannte, las ich immer laut vor was auf den Schildern stand, die wie üblich über der Haltestange angebracht waren. Was Mutti dazu nötigte, dem aufmerksam gewordenen Schaffner zu erklären, dass ich obwohl ich lesen könne, dennoch keine sechs Jahre wäre. Denn ab sechs Jahre, fuhren Kinder nicht mehr umsonst mit der Straßenbahn. Was dieser dann wie immer misstrauisch zur Kenntnis nahm. Deshalb ermahnte Mutti mich vor betreten der Elektrischen halbherzig, nicht wieder laut zu lesen, denn natürlich war sie auch stolz auf mich. Aber alle Ermahnungen nutzten nicht viel, denn wenn ich etwas geschriebenes erspähte, fing ich an mich dafür zu interessieren und blendete dabei die Umgebung aus und las zwar nur halblaut aber dennoch von den umstehenden deutlich wahrnehmbar. Dieser Ablauf erfolgte wie automatisch und schien nicht steuerbar zu sein. Diese Leselust erstreckte sich bald nicht nur auf Inschriften von Schildern, deren Dechiffrierung mich wegen des oft gleichen Inhalts langsam langweilte, sondern nun auch auf alles andere, wie mir zugängliche Bücher oder Zeitungen, die ich ohne zu zögern und ohne Hemmungen sofort immer untersuchte. Was bei manchen Besuchen zu denen Mutti mich mitnahm, oft Verwunderung bei den besuchten auslöste und sie zu langatmigen Erklärungen und Entschuldigungen nötigte, die meisten mit genau so langen Verständniserklärungen beantwortet wurden. Soviel Aufmerksamkeit und Beachtung nervte mich und lenkte mich ab und so ging ich mit meiner Leidenschaft fürs Lesen bald diskreter vor. Aber es blieb dabei, ich verschlang jeden Lesestoff den ich erreichen konnte, obwohl ich manchmal weniger als die Hälfte davon verstand.

Der erste Schultag im Herbst 1943 begann zur großen Enttäuschung von Oma und Eta jedoch nicht in der ehemaligen Schule meines Vaters. Denn die war mittlerweile zu einem Lazarett um-

funktioniert worden, sondern in einer Baracke, die auf dem Hof einer anderen Schule aufgebaut war. Eine Gruppe Omis und Muttis und kleinen Jungs mit großen Augen und nass gekämmter Frisur warteten bereits auf dem Hofe vor der Baracke, als wollten sie alle gleichzeitig das Klassenzimmer stürmen. Alle mit umgehängten Butterbrottaschen und Tornistern auf dem Rücken an denen die Schwämme und Tafellappen an Bindfäden wippten. Schultüten für den ersten Schultag gab es nicht, die waren aus Kriegsgründen verpönt, weil man den Materialaufwand dafür in der Rüstungsindustrie verwenden wollte. Alle warteten diszipliniert, still oder verschüchtert bis sich die Türen öffneten und man eingelassen wurde. Offenbar dachten einige dass es bei der Wahl des Sitzplatzes darauf ankäme, wer zuerst in der Klasse wäre. Das war aber nicht so, denn es wurden die Namen verlesen und erst dann durfte man sich auf einen bestimmten vorgeschriebenen Platz setzen, während die Mütter noch im vorderen Teil des Klassenraumes neben dem Lehrertisch warteten, der wie üblich auf einem Podest stand. Der Klassenraum sah so aus wie es in der damaligen Zeit üblich war, so wie er heute auch noch in jedem Schulmuseum gerne gezeigt wird. Zerkratzte Schulbänke, Tafeln mit Normschriftlineatur an den Wänden und das bekannte Bild vom Führer. Und dann noch der bekannte leicht säuerlich Geruch von ungelüfteten Räumen, Tinte und Fußbodenöl, der mich noch Jahre begleiten sollte.

Nachdem sich eine ältere Frau als unsere Lehrerin vorgestellt hatte, wurden die Omis und Muttis hinauskomplimentiert und wir waren alleine mit ihr und dem unbekanntem Wesen Schule. Alle Fröhlichkeit schien von uns gewichen, verschüchtert und unsicher rutschten einige in der Bank umher und wurde direkt zum stillsitzen ermahnt. Zunächst wurde mehrmals aufstehen und hinsetzen geübt. Da wir ungefähr vierzig Jungen in der Klasse waren und das stillsitzen und schweigende arbeiten ohne zu essen und zu spielen, trotz Disziplin-

schulung in den preußisch geprägten Kindergärten, noch nicht vollständig beherrschten, ging das nicht ganz reibungslos ab. Weitergehende tief greifende Erinnerungen an diese ersten Schultage habe ich aber nicht, die vielbeschriene Prügelstrafe für irgendwelche Unbotmäßigkeit ist mir in Pommern nicht begegnet.

Nach diesen disziplinarischen Trockenübungen wurden wir mit dem Ernst des Lebens konfrontiert, es wurde Schreiben geübt. Jeder musste mit einem Griffel, der im Tornister in einem hölzernen Griffelkasten mitgebracht worden war, auf seiner Schiefertafel Buchstaben schreiben üben. Aufstrich-Abstrich, Runder Bogen-Punkt und ähnliches. Das Geschriebene konnte bei Bedarf mit einem angefeuchteten Schwamm oder einem Lappen wieder gelöscht werden. Wenn die Tafel nach dem Löschen nicht ausreichend trocken gerieben war, konnte man das danach Geschriebene kaum erkennen. Der Schwamm musste schon angefeuchtet mitgebracht werden, denn für ein nachträgliches Befeuchten in der Schule gab es keine Erlaubnis. Fortgeschrittene hatten den Schwamm nicht an der Tafel hängen, sondern brachten ihn in einer kleinen Dose, ähnlich einer Seifendose, leicht angefeuchtet mit. Das war echter Fortschritt. Es galt also eine Menge Technik zu erlernen, bevor man an das richtige Schreiben kam. Wir bekamen auch am ersten Tag direkt Hausaufgaben für den nächsten Tag auf. Wir mussten eine Tafel voll mit dem Buchstaben i schreiben. Das beschäftigte mich zu Hause für den Rest des Tages. Obwohl Mutti und auch Eta hatte mit mir bereits lange vorher Schreiben geübt hatten. Leider aber in nur in der ihnen geläufigen Sütterlinschrift und nicht in der lateinischen Schrift, denn nur die war in der Schule erlaubt, das war ihnen offenbar entgangen. So dass die Vorbereitung auf die Schule für die Katz war und ich enttäuscht die Kompetenz der beiden erheblich anzweifelte. Obwohl es bei der Erledigung der Hausauf-

gaben keine größeren Probleme gab, entwickelte sich doch eine fortlaufende Diskussion zwischen den Erwachsenen und mir über die richtige Schreibweise der Buchstaben. Die Unterschiede in den Meinungen über die richtige Ausführung bestand so lange, bis Oma sich entschloss eine Vorlage dafür im nächsten Schreibwarengeschäft zu kaufen. Warum wir so eine Vorlage nicht von der Schule gestellt bekommen hatten, ist mir heute unverständlich. Denn dort hing ein übergroßes Plakat mit den normgerechten lateinischen Buchstaben in jeder Klasse an der Wand. Aber in den Büchern konnte ich zum Glück die Buchstaben und somit die Wörter, unabhängig von einer möglichen unterschiedlichen Schriftform lesen, denn die Bücher und das Lesen interessierte mich nach wie vor mehr wie der Schulkrum.

Und noch etwas gab es zum Schulbeginn, ein Sparbuch. Es wurde mir mit vielen Erklärungen präsentiert. Ohne dass ich etwas davon begriff. Ich hatte zu der Zeit absolut kein Verhältnis zu Geld, denn es gab auch dafür praktisch für mich nur eine Verwendung. Die beschränkte sich auf Hartgeld, nämlich auf Groschenstücke. Diese wurden in einem von Erwachsenen unbeobachteten Augenblick auf der Schienen der Straßenbahn gelegt. Auf dem Bürgersteig harrten wir derweil in geduckter Haltung, gespannt auf das Auftauchen der mit Gerumpel und Geklingel sich ankündigenden Straßenbahn um den Vorgang zu beobachten meinten. Nach ihrem Verschwinden, stürzten wir auf die Straße und freuten uns über die breit geplätteten Münzen. Andere Erklärungen zum Geld, insbesondere zum Sparbuch, wurden nicht besonders verinnerlicht. Erst später bei den Polen, lernte ich, dass man mit Geld lebensnotwendige Dinge kaufen kann, wenn man welches hat.

Bei Onkel Richard in Bütow/ April 1944

Um mich zu belohnen, nachdem ich die ersten Schultage klaglos über mich hatte ergehen lassen, war ein Besuch mit Eta und mir bei Onkel Richard und Tuta in Bütow geplant. Wir würden über Nacht bleiben und mit der Eisenbahn fahren. Onkel Richard bot immer Stoff für interessante Erzählungen. So hatte er, während des ersten Weltkrieg, als er noch keine achtzehn Jahre alt, war seine Geburtsurkunde gefälscht, um Soldat werden zu können. Das war natürlich aufgefallen, aber er durfte stattdessen als „Trost“ zum so genannten vaterländischen Hilfsdienst, was man heute als Freikorps bezeichnen würde. Dadurch kam er 1917 in Lettland zum Einsatz. Dieser Einsatz verschaffte ihm später bei den Nazis ein gewisses Renommee, so dass er viele Vorteile genoss, ohne selbst aktiv werden zu müssen. Er war aber dann doch irgendwann in die Partei eingetreten und wenn er seine Mutter und uns in der Hospitalstrasse besuchte, versteckte er sein Parteiabzeichen, das Bonbon wie er es nannte, immer unter dem Revers seines Jacketts. Aber Oma Zander kannte ihre Pappenheimer und tat so als wenn sie nichts gemerkt hatte.

Onkel Richard und Tuta hatten keine Kinder, aber einen Hund. Einen Foxterrier, den ich bei Spaziergängen immer an der Leine halten durfte. Er akzeptierte mich ganz offensichtlich nur widerwillig, aber es war trotzdem ein Erlebnis einen Hund spazieren zu führen und der dahin gehen musste wo ich es wollte. In Bütow wollten wir, wie versprochen auch die Burg besichtigen, aber die wurde gerade restauriert, weshalb wir sie nur von außen zu sehen bekamen. Im Burghof lag ein großer mit Brennessel überwuchert Haufen Schutt. Wegen des Krieges waren die Restaurationsarbeiten unterbrochen worden.

Die Wohnung von Onkel Richard war groß und hell, aber das bemerkenswerte in ihr war, ein Klavier mit einem Drehschemel davor. Der zog mich magisch an, zumal man sich auf ihm wunderbar drehen und mit den Tasten auf dem Klavier Töne erzeugen konnte. Eine tiefergehende Beziehung zu dem Instrument entwickelte sich dabei nicht, so dass dies eine einmalige Konfrontation mit der Welt der Klänge blieb zumal sich niemand bemühte mich mehr mit den musikalischen Dingen in Kontakt zu bringen.

Schlafen musste ich auf der Besuchsritze im Bett zwischen Eta und Tante Tuta. Was mir aber keine Probleme machte. Wir machten auch noch gemeinsam lange Spaziergänge durch die sommerlichen Wälder entlang von Bächen und Flussläufen, wobei ich den widerstrebenden Hund an der Leine halten durfte. Onkel Richard sah in mir den kleinen Neffen den man schon mal ein bisschen auf die Schippe nehmen kann. Als wir an einem kleinen Gewässer vorbeikamen auf dem einige Ölschlieren trieben meinte er, hier ist sicher ein U-Boot untergegangen. Was ich ihm nicht abnahm und er auch offenbar merkte. Am nächsten Tag fuhren wir wieder nach Hause und der Alltag hatte mich wieder.

Das Friseurgeschäft / 1944

Am Ende der Hospitalstrasse, in der Nähe des Kindergartens, befand sich das Friseurgeschäft von Papa. Es war jetzt geschlossen da er ja wie alle sonstigen männlichen und wehrfähigen Männer eingezogen war und außerdem als vermisst galt. Ob das Geschäft jemals wieder und in welcher Form auch immer geöffnet würde, war fraglich. Aber es gab schon Interessenten dafür. So meldeten sich lokale Parteigrößen die dort ein Kontakt- und Informationsbü-

ro der Partei einrichten wollten, was für Oma sicher eine lukrative Sache gewesen wäre. Aber sie lehnte ab, mit dem Hinweis dass ihr Rudi, mein Papa ja nur vermisst war und wiederkommen würde. Dem konnten sie natürlich nichts entgegensetzen. In den Salons in der Stadt die noch von älteren Friseuren betrieben werden konnten, waren als Ersatz für die eingezogenen, häufig Kriegsgefangene, meistens Franzosen oder Italiener beschäftigt.

In diesem Geschäft aber hatte Papa noch bei seinem Vater das Handwerk des Herrenfriseurs erlernt. Eine Urkunde bescheinigt die erfolgreich bestandene Gesellenprüfung vom Oktober 1931 mit der Note genügend. Vielleicht lag diese nicht sehr optimal erscheinende Benotung daran, dass sein Vater kurz zuvor im Mai 1931 gestorben war oder an anderen Maßstäbe der damaligen Beurteilung. Der Friseur war zu der damaligen Zeit ein sehr angesehener Beruf und das Geschäft lag günstig, direkt neben dem Rathaus. Die einflussreichsten Herren der Stadtadministration erschienen jeden morgen, vor Dienstbeginn zum Rasieren. Dadurch rückte der Laden zwangsläufig in den Rang einer wichtigen Informationsbörse. Sich jeden Morgen rasieren zu lassen war damals für gewisse Schichten ein muss.

Im Geschäft gab es noch den Friseurgehilfen Pigosch sowie meine Tante Eta, die dort auch aushalf. Die mit braunen Leder bezogenen Sessel konnten hoch und runter gefahren werden. Mir waren diese Sitzgelegenheiten unangenehm, weil ich auf den kugelig geformten Leder-Sitzflächen immer nach rechts oder links verrutschte. Außerdem empfand ich das kalte Leder der Sitzfläche auf meinen nackten Beinchen als äußerst unangenehm und abschreckend. So dass der Versuch mir dort von Eta die Haare schneiden zu lassen, wegen meines beharrlichen strampelns scheiterte. Direkt neben der Eingangstür gab es ein großes Schaufenster, das sich in einer Nische

der Hausfront befand. Dieses war die ganze Zeit dauerhaft mit riesigen Flaschen für Kölnisch Wasser dekoriert, von denen ich immer gerne gewusst hätte ob sie mit richtigem Parfüm gefüllt sind. Aber ein vordringen in die Dekoration wurde mit stets verwehrt. Interessant waren noch die großen Spiegel und die Sprühflaschen mit den duftenden Wässern. Mit der Kasse die immer klingelte wenn man deren Schublade herauszog und einen kleinen Streifen Papier ausspuckte durfte ich ausgiebig spielen. Außerdem war da noch ein gemütliches Hinterzimmer, zwar ohne Fenster aber mit einer Chaiselongue. Dies schien der Treffpunkt von Mutti und Papa gewesen sein. Noch vorhandene diesbezügliche Fotos scheinen dieses zu belegen.

Das Geschäft konnte man auch durch den Hintereingang betreten. Da es sich um ein Eckhaus handelte, befand sich dieser im Hauseingang des Nebenhauses. Das Treppenhaus dort war breit und mit geschnitzten dunklen Podesten versehen auf denen Figuren standen. Oma erzählte mir, dass in dem Haus der Scharfrichter der Stadt gewohnt hätte. Ihr sei als Kind auch das Schwert gezeigt worden mit der er geköpft hätte und auch das Buch, in dem alle Namen der hingerichteten verzeichnet gewesen wären, erzählte sie mit gespannt auf mich gerichteten Blick, als wollte sie beobachten ob ich beeindruckt wäre. Diese Namen waren in rot geschrieben und man sagte, dass sie mit dem Blut der geköpften geschrieben worden seien. Aber sie hätte sie schon immer gewusst dass dies gelogen sei und es wäre sicher nur rote Tinte gewesen, weshalb ich mich auch nicht zu gruseln braucht, wiegelte sie ab, was ich natürlich trotzdem tat. Deshalb drängte ich auch nicht darauf, den Laden nochmals zu besuchen, da ich womöglich den Hintereingang hätte benutzen müssen.

Vor dem Hause meiner Oma in der Hospitalstrasse befand sich ein Platz mit einem Gedenkstein, der daran erinnerte, dass hier mal die 1492 errichtet Georgskappelle gestanden hatte. Um mir die Bedeutung klar zu machen, sagte Oma immer, dass war das Jahr wo Kolumbus Amerika entdeckte. Und schon war für mich die geistige Verbindung zwischen den Indianern und Stolp hergestellt. Die Kapelle war später in die Nähe der Holzstrasse versetzt worden. Die eingemeißelten Buchstaben in dem Stein, die schon ziemlich verwittert waren wurden von einigen größeren Jungen immer wieder liebevoll mit Kreide nachgezogen, so dass sie gelesen werden konnten.

In der Nähe dieses Steines hatte der Luftschutzwart für Löschzwecke einen großen Haufen frischen Sand ausschütten lassen. Das fand ich fantastisch, denn da es in der Nähe keinen Sandkasten zum spielen gab, war das für mich die richtige Lösung. Ich konnte also nach Herzenslust Burgen und Straßen bauen. Das fand der Luftschutzwart garnicht gut und die Jungen die sich mit der "Restaurierung" des Denkmals befassten auch nicht. Sie wollten mich mit Fußtritten wegscheuchen und trafen mich auch an empfindlicher Stelle. Dies sah und hörte Eta, die sich wie eine Löwin sofort in das Getümmel stürzte und die Jungen handgreiflich zurückwies. Dies war damals eine nicht ungefährliche Situation. Denn Jungs in dem Alter, waren in der Hitlerjugend und insofern von "staatstragender" Bedeutung. So dass derartige Handgreiflichkeiten bei Bedarf als Angriff gegen den Staat ausgelegt wurden, zumal die HJ-Uniform mit ins Spiel kam.

Es gab also eine Anzeige. Aber wegen des Bekanntheitsgrades der Familie Zander und der Tatsache dass mein Papa für Führer Volk

und Vaterland in Russland kämpfend vermisst wurde, sollte alles nur auf kleiner Flamme gekocht werden. Eta und ich erhielten deshalb eine Ladung um vor einem höheren Parteileiter zu erscheinen und damit wäre dann dem ganzen genüge getan, sagte man unter der Hand. Von dieser beabsichtigten glimpflichen Beendigung der "Affäre" hatte man mir absichtlich nichts mitgeteilt. Man wollte mir damit offenbar einen scheinbar verdienten Schrecken einjagen, aber vielleicht gab es auch andere Gründe mir gegenüber zu schweigen.

Als der Tag gekommen war, gingen Eta, Mutti und ich zu einem der großen wilhelminischen Präsidialbauten in der Wasserstrasse. Das Gebäude gehörte zum Komplex der dort befindlichen Gerichtsgebäude. Durch eine große Türe betraten wir ein Treppenhaus und gelangten im ersten Stock in ein Vorzimmer in dem ein Mann hinter einem kleinen Tisch sitzend bei unserem Eintritt aufstand und die Türe zu einem weiteren großen Raum öffnete. In einer Ecke dieses Raumes, vor einem riesigen Gemälde stand ein Schreibtisch. Ich war so aufgeregt, dass ich mir nicht einmal die Zeit nahm, das Bild genau zu betrachten, wo ich sonst immer vor derartigen Monumentalschinken eine Ewigkeit betrachtend verharren konnte und nur schwer wegzuziehen war. Hinter dem Schreibtisch saß ein Mann der mir freundlich und mich beruhigend die Hand gab, das gab mir wieder etwas Mut. Er kam hinter dem Schreibtisch hervor und setzte sich neben mich auf einen Stuhl und sagte, dass ich ihm erzählen solle was da auf dem Platz passiert sei. Das tat ich ziemlich aufgeregt und stammelnd, er gab mir wieder die Hand und sagte, dass ich nun gehen könne und alles wäre wieder in Ordnung. Die Inszenierung war nur notwendig, wie man mir viel später sagte, um die erbosten und offenbar einflussreichen Parteigenossen zu besänftigen, deren Sprösslinge meine Tante Eta geohrfeigt hatte. Da diese angeblich die Uniform der Hitlerjugend

trugen, wäre diese Aktion notwendig gewesen und sei damit jetzt als erledigt zu betrachten.

Begegnung mit Mädchen / 1944

Mit gleichaltrigen Kindern dagegen gab es nur harmonische verlaufende Spiele. Der Hof war dann häufig der Schauplatz von Indianerkämpfen, Marterpfahlszenen und Indianerzeltbauten. Die Erwachsenen lagen in den Fenstern und freuten sich mit uns, aber wir ignorierten sie im Spieleifer, ja wir bemerkten sie garnicht. Versteckspielen im Hof und im ganzen Haus war eine der Lieblingsbeschäftigungen von uns. Vom Platz vor dem Haus ging eine breite Durchfahrt zum Hof. Diese war zur Straße, also zum Vorplatz, mit einem zweiflügeligen hohen Tor immer verschlossen. Von der Hofseite allerdings stand ein dort ebenfalls angebrachtes Tor stets weit offen. Eine Benutzung der Durchfahrt als Fahrweg habe ich nie gesehen. Die Durchfahrt bildete also eine Art Höhle von der Tiefe der Hausbreite. Außer vom Eingang und vom Ausgang gab es als Besonderheit noch ein Fenster, das vom ehemaligen Kinderzimmer meines Vaters in die Durchfahrt ging. In dieser standen allerlei Gerümpel, alte Möbel, ein altes Auto, Fässer und anderes. Mann konnte dort herrlich spielen. Da es auch Mädchen unter unseren Spielkameraden gab, blieb es nicht aus, dass der Unterschied zwischen Mädchen und Junge untersucht werden musste, für dieses bot sich die heimelige Atmosphäre der Durchfahrt an. Mitten in eine dieser gegenseitigen Untersuchungen schweifte mein Blick auf einmal die gewölbte Durchfahrt entlang und da sah ich, dass aus dem Fenster, das von Omas Wohnung in die Durchfahrt ging, diese mit dem Oberkörper hinausgelehnt unser Treiben angestrengt beobachtete. Vor Schreck raffte ich meine Bekleidung zusammen und wollte mich aus dem Staub machen, da rief Oma halt, nun hilf doch dem Mädchen sich wieder anzuziehen. Was ich folgsam erledigte. Und dann verdrückten wir uns. Über dies Ereignis wurde

nicht weiter gesprochen, was ich Oma hoch anrechne. Als süßes kleines Erlebnis ist es mir in Erinnerung geblieben.

Spiel und Spaß / 1944

Vormittags war ich jetzt regelmäßig in der Schule und danach besuchte ich den Kinderhort in meinem Kindergarten. Bevor man zum Jungvolk und der Hitlerjugend kam, erfolgte dort für diese Altersgruppe die nationalsozialistische Kinderbetreuung. Dies galt für die meisten Kinder deren Mütter dienstverpflichtet waren und dessen Vater an der Front war, unabhängig ob vermisst oder in Gefangenschaft.

Eines Tages als ich zu Oma und Eta in die Hospitalstrasse kam, gab es eine Überraschung. Oma und Eta standen erwartungsvoll mitten im Zimmer und zwischen ihnen stand ein großer Karton. Den musst du auspacken sagten sie, denn da ist für dich Spielzeug drin, mit dem du immer spielen kannst wenn du hier bist. Aber wenn du gehst, musst du alles wieder einpacken. Ungeduldig hatte ich mir diese lange Vorrede angehört. Da es für mich kein Problem war, alles zu versprechen, wenn ich nur an den Inhalt des Kartons kam. In dem Karton war eine komplette Spielzeug Stadt, mit Häusern, Geschäften und einer oder mehreren Kirchen und vielen Bäume. Alles war aus Sperrholz und die Häuser waren mit Türen und Fenstern bemalt. Ich fragte mich damals nicht wo das alles herkam. Heute weiß ich, dass es aus beschlagnahmten jüdischen Besitz stammte und als ich es bekam, die Kinder für die es einmal bestimmt war, damit nicht mehr spielen konnten, weil sie wahrscheinlich schon ermordet waren. Ähnliches passierte mir mit einem Schlitten und einem paar Ski, die ich plötzlich geschenkt erhielt. Auch meine Mutter bekam Geschenke. Sie erhielt ein großes Blaupunkt Radio mit sechs Röhren, alles aus dieser Quelle. Wir deutsche lebten auf Kosten anderer nicht schlecht. Aber ich hatte erstmal die Stadt. Eta und ich lagen sofort bäuchlings auf dem Bo-

den und fingen an aufzubauen. Das Gebot, alles später wieder einzupacken wurde großzügig vergessen und wurde höchsten zum Wochenende durchgeführt. Ich hatte Oma und Eta sowieso im Verdacht, dass sie heimlich damit weiterspielen würden wenn ich im Bett war. Mittlerweile reichte das vorhandene Häusersortiment nicht mehr aus, um der Fantasie unserer städteplanerische Aktivitäten zu genügen. Es mussten unbedingt mehr Häuser her. Eta hatte eine Idee. Als ich eines Tages wieder kam, zeigte sie mir die Ergebnisse ihrer Überlegung. Sie hatte die Häuser aus starkem Pappkarton gefaltet und dann die entsprechenden Stellen, mangels geeigneter Klebmasse, mit starkem Garn zusammengenäht. Anschließend waren die Außenseiten der Häuser mit Buntpapier beklebt worden. Jetzt waren wir nicht nur Stadtplaner, jetzt bauten wir sogar Häuser. Kann es was Schöneres geben. Bei solchen Aufgaben gibt es keine Langeweile.

Im Winter wenn sich die Straßen und Parks unter einer dichten Schneedecke verbargen, gab es andere Spielmöglichkeiten. Denn offenbar wurde die Schneeräumung vernachlässigt, wahrscheinlich weil man vor den Unmengen von Schnee sowieso kapitulieren musste oder weil in Kriegszeiten die Kapazitäten dafür fehlten und man den Schnee als willkommene Hilfe ansah. Nach dem Motto, wenn wir nicht durch den Schnee kommen, dann kommt der Russe auch nicht durch.

Ungeachtet dieser strategischen Überlegung, wurde bei den ersten Schneeflocken, Papas Schlitten aus dem Keller geholt und eingehend gesäubert. Eta spannte sich freiwillig und freudig davor. Der Schlitten war aus Holz, obwohl es damals auch Exemplare gab, die komplett aus Eisen gefertigt waren. Vorne hatte er gebogene Hörner und zwischen diesen hing eine große Messingglocke. Man konnte sie auch abnehmen und dann von Hand läuten. Dabei kam

es dann zu einem bedauernswerten Unfall. Ich schwang die Glocke so, dass ich Eta, die sich gerade herabbeugte damit die Ecke eines Vorderzahns ausschlug. Eta schrie auf, ich auch vor Schreck. Sie beruhigte mich sofort und schien sich mehr um mich als um sich selber zu kümmern. Später zeigte sie immer nur lachend ihre Blesur. So war Eta. Bei diesen Schlittenfahrten ging es immer im Laufsritt die zugeschneiten Sandhaufen des Luftschutzwartes rauf und runter, was dieser nur ungern tolerierte. Das war im Winter 1943/1944 gewesen, denn schon ein Jahr später ging es um die gleiche Zeit nicht mehr so lustig zu. Da quälten sich die ersten Trecks die Strecke entlang, wo wir uns ein Jahr zuvor noch vergnügt hatten.

Arztbesuche / 1944

Mutti ging mit mir immer zu einem Arzt in der Wilhelmstrasse, der seine Praxis in einem der dort befindlichen großen alten Häuser aus der Gründerzeit hatte. Im Wartezimmer waren reichlich Bilderbücher ausgelegt, bei denen man die einzelnen Seiten, zwischen steife durchsichtige Blätter geklebt hatte. Das bewahrte sie zwar vor Beschädigung durch Kinderhände, aber sie waren dadurch auch ziemlich unhandlich geworden und mittlerweile litt die Erkennbarkeit der einzelnen Seiten durch den immer milchiger werdenden Cellophan. Es war also nicht besonders anregend diese Bücher zu betrachten.

Bemerkenswert bei diesem Arzt, war noch seine Toilette oder genauer, was sich draußen, vor dem Fenster der Toilette befand. Dort stand nämlich ein großer üppiger Pflaumenbaum, dessen Zweige bis fast in das Fenster der Toilette ragten. Nun passierte es, das wir

gerade einen Termin beim Arzt hatten, als die Pflaumen des Baumes überreif waren und bis fast in das Fenster wuchsen und ich unbedingt auf die Toilette musste. Ich öffnete das Fenster, sah die Pflaumen, pflückte eine und steckte sie in den Mund. Und schon geschah das, was geschehen musste, ich verschluckte den Kern unter den Augen meiner Mutter. Sie hatte mich auf die Toilette begleitet und mir wahrscheinlich sogar wohlwollend den Genuss der Frucht empfohlen. Durch den Anblick meiner würgender Gestik geriet sie sofort in Panik und in große Verlegenheit, denn sie musste jetzt dem Arzt gestehen wo ich die Frucht her hatte. Aber kurz und gut, der Onkel Doktor empfahl Ruhe bewahren, denn der Stein würde schon auf natürliche Weise wieder ans Tageslicht kommen. Was auch unter der strengen Kontrolle von Mutti und den Omas geschah. Das unangenehme für mich war jetzt das von allen auf mich gerichtete Interesse, dass mich bis auf das stille Örtchen verfolgte und dessen Sinn ich nicht von Anfang an einsah. Ich konnte also mich nirgends wo alleine hin bewegen. Man hätte glauben können alle Welt ist von einem einen auf mich gerichteten Verfolgungswahn befallen.

Eins der unangenehmen Ereignisse beim Arzt war sein Stethoskop dessen kalter Schalltrichter mir auf die Brust gesetzt wurde, nur um mich abzuhorchen wie er beruhigend versicherte. Dies rief jedesmal Abwehrreaktionen bei mir hervor. Denn dazu wurde ich auch noch auf die mit kaltem Leder bezogene Untersuchungsliege platziert. Der Arzt schien ein Faible für Leder zu haben, denn außer sämtlichen Sitzgelegenheiten und natürlich der Untersuchungsliege war auch die Verbindungstür zum Wartezimmer mit einem dick aufgeplusterten Lederpolster bezogen.

Aus irgendeinem Grund, wahrscheinlich weil ich häufiger krank war, riet der Arzt eines Tages zu einer Mandeloperation, was alle Omas und Tanten als sehr vernünftig bezeichneten. Weshalb sie

auch alle versuchten mir diese Operation mit Unterstützung einiger Leckereien schmackhaft zu machen indem man sie als völlig schmerzfrei und harmlos darstellten und den Vorgang selber mit allerhand fantastischen Dingen und nachfolgenden weiteren Belohnungen ausmalten. Das lag sicher daran, dass noch niemand in der näheren Verwandtschaft so einen Vorgang jemals selber über sich ergehen lassen musste. Schließlich war ich aber so neugierig geworden, dass ich widerwillig zustimmte und ein Termin festgemacht werden konnte. Die Klinik in welcher der Eingriff vorgenommen werden sollte, befand sich in dem weißen Gebäude direkt gegenüber meinem Kindergarten, also auf der anderen Straßenseite. Insofern war das schon mal was vertrauen erweckendes, zumal man mir bestätigte dass es eine Klinik wäre und kein Krankenhaus. Zum Glück wusste ich nicht, das der Unterscheid nur sehr gering ist. Der Vorgang sollte in aller Frühe stattfinden. Es war also noch gar nicht richtig hell als Mutti mit mir an der Hand eines Morgens dies Gebäude betraten. In der Nacht zuvor hatte ich wie üblich gut geschlafen, obwohl ich abends trotz erfolgtem Gequengel nichts zu essen bekommen hatte und um jetzt am Morgen meine womöglich trotzdem entstehende gute Laune auf Null zu reduzieren, hatte es auch kein Frühstück gegeben.

Nach dem betreten des Gebäudes, das im Eingangsbereich durch mannshohe marmorähnliche Verkleidungen an den Wänden und Treppen, sehr gediegen wirkte, stach mir das überall vorherrschende weiß ins Auge. Der Fußboden, die Wände, die Möbel, die Bekleidung der Personen, überall blendendes weiß. Es war für mich nicht erkennbar, wer der Arzt oder Ärztin oder wer die Assistentin oder Schwester war, da sie mir alle gleich unkenntlich weiß verumumt erschienen. Unvergesslich für mich ist, dass die erste Handlung der uns begrüßenden Personen war, dass man mich auf die Toilette schickte. Auch mein Einwand, dass ich aber garnicht

müsse, nützte nichts. Rigoros bestand man darauf der Anordnung Folge zu leisten. So folgte ich dann mürrisch und setzte mich in das entsprechende Kabinett, dass ich dann nach einer gut überlegten Zeit ergebnislos verließ. Danach setzte man mich auf einen Stuhl band mir Hände und Füße fest, deckte mich mit weißen Tüchern zu, fuhrwerkte mit irgendetwas vor meinem Mund herum und befahl mir bis zehn zu zählen. Danach sehe ich mich nur noch undeutlich, mit Mutti die wenigen Schritte von der Klinik bis zum Hause von Oma trotten. Damit endete dieser Vorgang, der zur Folge hatte, dass ich in Zukunft bei Fragen nach meinen Mandeln, immer artig beantworten musste, ja sie sind entfernt, aber nur gekappt. Wobei ich mir immer medizinisch sehr gebildet vorkam. Was immer der Unterschied zwischen Mandeln entfernen und kappen sein mag, ich wusste ihn nicht.

Mutti muss zum Schippen / Juni 1944

Kleine Jungs wollen immer schon früh, unbedingt kleine Männer sein. Das war in dieser Zeit besonders ausgeprägt. So wurden manche Kinder, von ihren national und patriotisch gesinnten Eltern, mit nachempfundenen Anzügen der Marine oder der anderen Waffengattungen ausgestattet. In den Schaufenstern der Fotoateliers standen diese Bilder zu haften. Ich weiß nur, dass wir normal gekleideten Kinder, wenn wir mit so einem Kind zusammenstießen, dieses meistens nicht sehr wohlwollend behandelten. Da diese die Uniformen natürlich nicht ruinieren wollten, konnten sie bei den vielfach robusten Spielen, nicht mitmachen. Man stelle sich einen Jungen in Galauniform der Wehrmacht am Marterpfahl bei einem Indianerspiels vor. Das wäre einem Skandal gleich gekommen.

Trotzdem galt es als Ehrensache, dass ein Junge nicht weint. Und deshalb war es auch eine Katastrophe, wenn man in Anwesenheit seiner Spielkameraden von der Mutter in der Öffentlichkeit abgeküsst wurde. Eines Tages war mir das abgeknutsche von Mutti und ihren Freundinnen oder Bekannten in der Öffentlichkeit zuviel. Deshalb hatte dass nach einigen dramatischen Schreiausbrüchen von mir ein ende und Mutti versprach, dass sie mir nur noch ein Küsschen geben würde, wie sie sich ausdrückte, wenn es niemand sieht.

Soweit war also der erste Schritt zum harten Mann getan, glaubte ich. Das der Krieg nun mit aller Wucht mitten in mein Leben trat, wurde mir deutlich, als Mutti mir versuchte mitzuteilen, das sie zum schippen dienstverpflichtet worden war und ich solange bei Oma bleiben müsse. Sie las das Einberufungsschreiben ziemlich gelassen, fand ich. Kein Schreien, kein Toben wie bei der Nachricht der Vermistmeldung von Papa. Ich hatte den stillen Verdacht, sie würde dieses Schippen der Panzergräben zum Anlass nehmen weiter nach meinem vermissten Vater zu forschen. Denn wo Panzergräben sind, kann Russland doch nicht soweit sein, dachte ich. Ich fühlte mich jedenfalls von allen verraten und verlassen. Mit diesen Schipp-Aktionen sollte die so genannte "Pommern-Stellung", westlich von Stolp und die so genannte "Blücher-Stellung" östlich von Stolp, mit Panzergräben verstärkt werden. Diese Befestigungen schlummerten seit dem ersten Weltkrieg ungepflegt vor sich hin, da niemand vermutete hatte, dass der Feind bis vor unsere Haustüre kommen könne, bis jetzt. Alle in der Familie waren erschrocken und ich verstand es nicht, warum sie mich widerstandslos verlassen wollte. Der Einsatz sollte allerdings mehrere Wochen dauern, was man mir verschwieg. Früh am fünf Uhr war sammeln zum Abtransport. Oma Schröder rüstete sie dafür aus. Rucksack, Feldflasche mit heißem Kaffee und weiteres. Wir schliefen die letzte

Nacht alle zusammen in der Fischerstrasse. Das heißt, ich versuchte zu schlafen. Denn ich war zu jemandem ins Bett gesteckt worden und die ganze Nacht liefen alle unruhig hin und her, man packte und besprach leise Einzelheiten. Seitdem habe ich bis heute bei so frühem Aufstehen und vorbereiten für irgendeine Aktion immer ein schlechtes Gefühl. Meistens hat man nur einen frühen Arzttermin, zu dem man nüchtern erscheinen muss, aber manchmal muss man auch dringend zu einem Krankenbesuch oder auch zu einer Beerdigung. Alles dies verbindet sich bei mir mit frühem Aufstehen. Dagegen hat der routinemäßige frühe und tägliche Weg zur Arbeit immer etwas beruhigendes, da er alles andere, das unangenehme von vornherein ausschloss. Da das Licht brannte, besah ich mir die Bilder in dem Buch und las ein bisschen, bis ich einschlief und erst wach wurde als Mutti schon weg war. Sie war nun, mit Ausnahme eines Wochenendurlaubs, mehrere Wochen lang weg.

Ich lebte derweilen bei der anderen Oma in der Hospitalstraße, da ich von dort in den Kinderhort gehen konnte, die Schule war wegen verlängerter Ferien geschlossen. Ich war ständig traurig und wurde schließlich auch noch krank. Oma ging mit mir zum Arzt, wo wir endlos lange im Wartezimmer saßen. Anscheinend hatten sich schon einige Ärzte ins Reich versetzen lassen, das heißt sie hatten sich vor der sich nähernden Front abgesetzt und andere waren an der Front. Ich hatte starken Durchfall einhergehend mit Bauchschmerzen. Der Arzt stellte nur lapidar fest, ich hätte Untertemperatur. Oma meinte ich solle versuchen nicht so oft aufs Klo zu gehen. Ich hatte das Gefühl ich wäre allen vollkommen gleichgültig und niemand interessiere sich für mich. Ich war also nur eine Belastung.

Als Mutti dann nach einiger Zeit für ein Wochenende Urlaub bekam, wich ich nicht von ihrer Seite. Ich ließ ihre Hand beim Spaziergehen nicht mehr los. Nie liebte ich sie mehr. Ich vergaß alles

was mich angeblich zum Mann machte und küsste sie wo wir gingen und standen und ließ sie nicht mehr von der Hand. Man hatte mir zuvor nicht erzählt dass sie nur für ein Wochenende Urlaub hatte und als sie am nächsten Morgen nicht mehr da war, war das ein neuer Tiefschlag für mich. Ich war wie betäubt und kam erst wieder zu mir, als sie wieder ganz da war, das dauerte aber noch Wochen. Das ganze war, wie man weiß erfolglos.

Besuche in der Fischerstrasse / August 1944

Bei Besuchen in der Fischerstrasse stand Oma Schröder bei mir immer im Mittelpunkt. Kurt, den Bruder von Mutti sah ich selten. Denn obwohl er Lungenkrank war, arbeite er immer noch als Tischler und einmal brachte er mir sogar eine kunstvoll hergestellte Eisenbahn aus Holz mit. Wegen seiner Krankheit war er oft in Lungenheilstätten oder Krankenhäusern. Zuletzt war er in Köslin gewesen, wo ihm die halbe Lunge entfernt worden war. Eine lange Narbe auf seinem Rücken machte dies deutlich. Deshalb war er auch nie zum Militär eingezogen worden. Alle wunderten sich darüber immer, denn er war groß und sah blendend aus und viele hielten ihn vermutlich für einen der vielen Drückeberger mit Beziehungen. Die Tuberkulose war damals eine weitverbreitete Krankheit, die man verniedlichend auch als Motten bezeichnete, wegen der zerfressenen Lunge. Das Verhältnis von Kurt zu Mutti war freundlich, aber er wirkte immer etwas gehemmt und distanziert. Er las viel und kannte sich in der Politik aus. Mutti erzählte, dass er vor 1933 viel in dem in der Nähe gelegenen Volkshaus verkehrt hat. Das war eine Einrichtung der Gewerkschaft und der SPD. Nach einer Schlägerei mit der SA, musste er vor ihnen flüchten

und konnte sich nur durch das ziemlich hoch gelegene Fenster in die Wohnung retten, dass Mutti ihm auf sein klopfen in der Nacht geöffnet hatte. Christel, die jüngere Halbschwester von Mutti, kümmerte sich viel um mich, besonders als ich noch klein war. Sie war ganz einfach lieb. Sie lernte Friseurin in einem Geschäft am Sandberg bei Frau Kulsch. Die Pflichtaufgaben des BDM die damals allen jungen Mädchen aufgezwungen wurden, nahm sie nur sehr ungern wahr. Deshalb musste immer viel Aufwand getrieben werden, um eine Entschuldigung für das fehlen beim Dienst zu organisieren. Nachdem sie ausgelernt hatte, wurde sie zum Fliegerhorst Stolp-Reitz zur Arbeit in der Kantine dienstverpflichtet, wo sie auch ihren späteren Mann Hans Fett kennen lernte, der dort bei der Luftwaffe stationiert war. Hilde, die ältere der beiden Schwestern arbeitete als Verkäuferin in einem Geschäft für Damen-Oberbekleidung am Markt. Diese Stellung erlaubte ihr, sich dort immer nach der neusten Mode oder das was sie dafür hielt, einzukleiden. Sie demonstrierte sozusagen die feine Dame, wahrscheinlich hielt sie sich auch dafür, zumindest aber für was Besseres. Sie war zu mir nicht unfreundlich hatte aber zu Mutti ein sehr gespanntes Verhältnis.

Wenn ich denn mal in der Fischerstrasse übernachtete, öffnete sich mir dort das ganze und vollkommene Spielparadies. Selbst wenn die älteren Brüder meiner Spielkameraden, im Urlaub von der Front kamen, kehrten sie hier gerne an die Stätten ihrer Kindheit zurück, den Gärten und Lauben und dem Koi. Der Koi war ein mit Büschen und kleinen Tümpeln durchsetztes Gelände in dem sich einige versteckt liegende Buden befanden, wie wir die Hütten nannten. Das Gelände erstreckte sich hinter den Gärten, vor den Wiesen und wurde zum Teil auch als Müllkippe genutzt. Es gab dort sogar einen Wärter, der aufpasste, dass der angelieferte Müll an

der richtigen Stelle abgeladen wurde. Warum dies Gelände Koi hieß, ist unbekannt geblieben. Es gab viele Erklärungen, er kam sogar in einem Ratespiel vor, in denen nach einem Lieblingsort der Jungen mit drei Buchstaben gefragt wurde. Die älteren Jungs und die Front Urlauber trafen sich so oft es ging, in einer dieser Buden. Es wurde viel erzählt. Wir, die jüngeren, versuchten natürlich alles mitzukriegen, darum verhielten wir uns mucksmäuschenstill, weil wir nicht entdeckt und verscheucht werden wollten. Sie erzählten dort von ihren Kriegserlebnissen, vielleicht in Erwartung, dass die zuhörenden geschockt wären, denn das prahlerische wirkte oft nur aufgesetzt und es schien als wünschten sie nur zu gerne irgendwie wieder zum Alltag der Jugendzeit zurückkehren zu können.

Eine dieser Geschichte habe ich behalten, weil sie für mich ein Beispiel für die später oft vorgebrachte falsche Entschuldigung ist, man habe ja nichts gewusst, sie lautete : „Wir kamen auf den Marktplatz einer kleinen polnischen Stadt an. Eine Menschenmenge stand dort, alles Juden, Männer, Frauen und Kinder. Sie waren zusammengetrieben worden. Vor ihnen waren einige Maschinengewehre aufgebaut. Einige Soldaten standen mit Flaschen in der Hand vor ihnen. Die drückten sie den Menschen in die Hände. Die Maschinengewehre ratterten los, es gab kaum Schreie. Als sie Maschinengewehre verstummt waren, warfen die Soldaten brennende Streichhölzer auf den Menschenhaufen. In den Flaschen war nämlich Benzin gewesen. Der Menschenhaufen brannte. Ein Befehl ertönte, die Soldaten bestiegen ihre Fahrzeuge, alles Kübelwagen, und fuhren weiter. In meiner Fantasie, sah ich immer den Platz in dem polnischen Städtchen vor mir. Die kleinen Häuser die den Platz mit dem Kopfsteinpflaster umstanden, dasselbe Pflaster wie in vielen Straßen von Stolp. Dieselben Häuser wie es sie auch in hier gab. Ich sah die Farbe der Häuser in der aufgehenden Morgensonne vor mir. Sie hatte die gleiche Farbe wie die Steckrüben im

Essen, das Oma immer mit Majoran und Gänsefleisch kochte. Also ein gelb, wie Lehm, dass ich bisher in keiner Farbskala wieder gefunden habe. Den Platz mit dem Pflaster, das man Kopfsteinpflaster nennt, in den tiefen Rillen zwischen den Steinen, Blut zäh fließend. Dieses Bild habe ich noch heute vor Augen. Die grausame Realität der Naziherrschaft war also sogar für einen kleinen Jungen erfahrbar.

Auf dem Koi, musste man sich immer vor dem gefürchteten Wärter in Acht nehmen, da der Aufenthalt dort verboten war. Es gingen allerhand Gerüchte um. Die Jungs, die von ihm erwischt wurden, seien erbärmlich verprügelt worden und schlimmeres. Was immer es war. Das unbekannte beflügelte die Fantasien. Der jeweilige Aufenthaltsort dieses Wärters auf dem großen Gelände war schnell festzustellen, da man von einem kleinen Hügel, einen guten Überblick hatte. Wenn man ihn sah, war alles klar. Wenn nicht, dann befand er sich in seiner Baracke oder hatte sich versteckt und lauerte auf uns oder auf andere Störenfriede. Wenn wir ihn jedoch weit genug entfernt bemerkten, konnten wir uns seiner Baracke unbemerkt nähern und sie durchsuchen. Das war nicht oft der Fall, denn er schien seine Pappenheimer zu kennen.

Dies durchsuchen war nicht ungefährlich. Denn die Baracke war ziemlich groß und ähnelte mehr einer Halle. Der Eingang war an einem Ende und das für uns interessante lag im innern am anderen Ende. Man musste um dort hinzugelangen durch die lange dunkle Baracke gehen. Das ganze war wie eine Falle aufgebaut. Wenn der Wärter an der Tür erschien, während man im innern am durchsuchen seiner Schätze am anderen Ende beschäftigt war, gab es nur schwerlich ein entkommen. Wenn man zu mehreren in die Baracke ging und von ihm überrascht wurde, hatte man Chancen entkommen.

Da wir uns alle mit zum Teil kunstvoll gefertigten Schleudern ausgerüstet hatten, war es unser bestreben, an Gummi als Ersatzteil für sie heranzukommen. Die geeignetste Qualität war Gummi von Autoreifen-Schläuchen. Diese lagerte der Wärter in seiner Baracke. Deshalb dieser Aufwand. Und es war natürlich der sportliche Anreiz dem Wärter ein Schnippchen zu schlagen. Der bei Hitze, bestialische Gestank der von der Müllkippe ausging, schreckte uns nicht. Da uns von unsern Müttern der Besuch der Müllkippe strengstens verboten war, war jedes übertreten des Verbots ohne Schwierigkeiten zu riechen und bedeutete ebenfalls Schwierigkeiten.

Das man in der Fischerstrasse herrlich spielen konnte war auch Oma Zander nicht verborgen geblieben, sie hatte dafür volles Verständnis. Sie sagte einmal seufzend, als ich wieder bei ihr war: So schön wie in der Fischerstrasse kannst du nirgendwo spielen. Aber nicht immer hatte ich diese Freiheit. Wenn ich in der Fischerstrasse war und Oma Schröder einkaufen musste, hatte sie wohl nicht die Nerven mich alleine rumstromern zu lassen und so musste ich mit. Zur Stadt ging man eine Straße entlang, die „An-der-Windelbahn“ hieß und abgekürzt die Windelbahn genannte wurde. Der Name erinnert an ein vorzeitliches Labyrinth das es früher in Stolp gegeben hatte, es hatte sicher nicht die Bedeutung wie in Kreta, aber genaues bleibt im Dunkel der Geschichte verborgen. In dieser Straße standen große Kastanienbäume. Deren Laub sammelten wir im Herbst als Unterstreu für die Kaninchenställe ein. Dann konnte man dabei auch Kastanien aufsammeln. Aufpassen musste man wenn die größeren Jungs auf Jagd nach Kastanien waren. Sie versuchten diese mit Steinwürfen von den Bäumen zu holen. Einmal bekam ich als Resultat, ein Stein auf den Kopf. Aber die Wunde wurde schnell mit einem Pflaster versorgt und die Tränen versiegten.

An der Ecke Windelbahn und Fischerstrasse befand sich ein Kindergarten, aber den sollte ich erst nach dem Einmarsch der Russen kennen lernen, außerdem war da noch eine große Gärtnerei. Den Gärtner kannte Oma sehr gut, den dort wurden nicht nur die Gemüsepflanzen für den eigenen Garten gekauft sondern es gab dort auch die Gelegenheit frisches Gemüse, wie Kohl, Salat, Radieschen und alle Gartenerzeugnisse ohne Marken zu erstehen, der Gärtner erklärte dann forsch das Gemüse als verwelkt oder von Raupen angefressen, obwohl alles proper war.

Um die Ecke herum ging es in die Bütower-Strasse. Und an der darauf folgenden Ecke Große-Auckerstrasse, befand sich ein Kolonialwarenladen genanntes Lebensmittelgeschäft. Davor verbreiterte sich der Bürgersteig zu einem kleinen Platz mit Kopfsteinpflaster. Im Hinterhof dieses Hauses hatte ein Kohlen- und Naturalienhändler sein Geschäft. Dieser Ort sollte nach dem Einmarsch der Russen noch eine besondere Bedeutung für mich erlangen. Mehrere ausgetretene Sandstein-Stufen führten zu der Eingangstüre des Ladens hoch. Die Türklinke war groß und mit einem Tierkopf versehen, ich zögerte immer sie anzufassen, denn wer fasst schon gerne einem Löwen ins Maul, auch wenn es nur aus Metall ist.

Rechts und links von der Tür befanden sich zwei Schaufenster. In den Schaufenstern hingen je zwei Reklameschilder. Beim öffnen der Türe klirrten diese immer ziemlich stark gegen die Scheiben, so dass man ein zerspringen befürchten konnte. Trotzdem hatte die Tür auch noch eine Glocke die Ton ping-ping machte wenn man sie öffnete. Eine umlaufende Ladentheke teilte den Laden hufeisenförmig auf. Vor der Theke befand sich immer ein großes Fass mit Gurken. Die konnte ich sehen und riechen auch, wenn ich den nur lose aufgelegten Deckel anhub, was immer ein Stirnrunzeln und Räuspern der Verkäuferin zur Folge hatte. Aber ich mochte diesen Geruch so gerne. Auf der Theke standen Gläser mit bunten Bon-

bons, leider in für mich unerreichbarer Entfernung Niemals bekam ich eins aus dieser Quelle. Nach einiger Zeit war ich zum Schluss gekommen, das die Bonbons im Glas nur künstlich waren, so wie die Früchte aus Wachs im Herrenzimmer meiner Oma.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite begann ein Park an dessen anderem Ende ein Gebäude stand, von dem Mutti sagte, es wäre ein Altersheim für Juden. Bei schönem Wetter sah man ältere Männer und Frauen auf Bänken an der Hauswand sitzen und zu uns herüberschauen. Man konnte die gelben Sterne auf ihrer Kleidung erkennen. In der Stadt sah man sie selten. Ihr Anblick in der dunklen Kleidung, erzeugte bei mir ein Gefühl der Ferne und Fremdheit. Ich verspürte Traurigkeit und diese spüre ich noch heute wenn ich daran denke. Man sprach nicht gerne über sie, eine seltsame Scheu hielt mich davon ab nach ihnen zu fragen, obwohl ich sonst alle mit meinen Fragen quälte. Ich glaube, man war dankbar dass ich dem Mund hielt.

An der Straßenecke, dem Kolonialwarenladen gegenüber, befand sich das Milchgeschäft mit einem riesigen Reklameschild für „Stolper Jungchen“ im Schaufenster. Das war ein beliebten Camembert-Käse der Region. Oma Schröder ging dort oft einkaufen. Sie sagte immer zu mir, nun komm du Stolper-Jungchen, wenn wir den Laden betreten, das erfreute mich nicht sonderlich, wenn ich an den Käse dachte während ich im Laden auf einer Bank saß und dem Treiben zusah. Der Laden war nie leer, so dass ich immer längere Zeit dort saß wenn ich auf Oma wartete, die sich in eine der mehr oder weniger langen Schlangen eingereiht hatte. Die Ursache für den vollen Laden schien aber nicht nur an dem großen Einkaufsbedarf der Frauen aus der Umgebung zu liegen. Vielmehr schien der Unterhaltungswert des Einkaufs dort besonders groß zu sein

und es gab anscheinend auch eine üppig florierende Informationsbörse, die den Laden so attraktiv machte, denn viele der noch stehenden Frauen hatten offenbar ihrer Einkauf längst erledigt und unterhielten sich nur miteinander. Die dort geführten Gespräche waren offenbar heikel, denn Oma und andere erhielten oft die Warnung zugezischt, sie solle vorsichtiger sein, sonst würden sie abgeholt und jeder wusste was damit gemeint war. Dies erzählte Oma dann später zu Hause beim Mittagessen, worauf dann wieder alle auf Oma einredeten. In diesem Geschäft wurde übrigens nach dem Einmarsch der Russen eine Verteilstelle für Milch eingerichtet.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, Ecke „Schneidersteig“ befand sich ein kleines Haus, dessen Traufe so tief herunterreichte, dass Oma Zander immer sagte, dass man dort den Hausschlüssel in der Dachrinne aufbewahren würde. Denn in dem Haus wohnte der stadtbekanntere Sonderling, Pieter Görs mit seiner Mutter. Tag ein Tag aus sah man ihn mit seinem zweirädrigen Karren auf der Straße die Pferdeäpfel auffegen. Mutti erzählte, dass er dabei manchmal merkwürdige Reden halten würde, etwa über die Frage ob dieser gerade vor ihm befindliche Haufen wohl von einem oder von zwei Pferden sei. Wenn es bei diesen Monologen zu heftig zuzuging und er Aufmerksamkeit erregte, holte man seine Mutter. Eine resolute ländlich gekleidete Frau, die ihn und die Gaffer zurechtwies und wieder für Ruhe sorgte. Wie Oma erzählte, war er rassisch besorgten Zeitgenossen ein Dorn im Auge, aber es gab noch genügend andere für die er ein offenbar noch ein Stück aus der guten alten Zeit war und zum Stadtbild gehörte und sie somit die Hand über ihn hielten. Da fast alle Straßen in Stolp Kopfsteinpflaster hatten, konnte man das klappern seines Reinigungsgefährt schon von weiten hören. Dies war die seinerzeit übliche Art der Straßenreinigung. Er schien der letzte seiner Art zu sein, die ande-

ren Straßenreiniger waren alle an der Front oder sonst wohin eingezogen. Kriegsgefangene waren für diese Arbeit ungeeignet, da man sie hätte bewachen müssen weil sie zu sehr der Fürsorge der Bevölkerung ausgesetzt gewesen wären, was man offensichtlich vermeiden wollte. Das alles schien für seine die Sicherheit seines Arbeitsplatzes förderlich zu sein, so dass er bis in die letzten Tage von Stolp seine Pflicht tun konnte. Was mit ihm nach dem Einmarsch der Russen passierte, ist unbekannt.

Durch die angrenzende Bahnstrasse kam man zum Bäcker in die Holzstrasse. Dort wurden zur Weihnachtszeit immer die Bleche mit dem Weihnachtsbrezel zum backen abgegeben. Das waren Hefesträusselkuchen mit Rosinen, die in Schleifenform, wie eine riesige Brezel, auf einem Blech aufgelegt wurden. Ich musste dann nach der Abgabe des Bleches bis zum Fertigbacken dort warten und gewissermaßen Wache schieben, während Mutti noch was anderes erledigen ging. Das dauerte manchmal Stunden, aber mir war nicht langweilig, denn in der Zwischenzeit konnte ich mir die Backstube mit den Knetmaschinen und dem riesigen Backofen angucken. Auf dem Boden lagen die Bleche aufgereiht, die in den Ofen geschoben wurden, wenn eine Lage Brote aus dem Ofen geholt worden war und dadurch für sie Platz gemacht worden war. Gespräche mit den Bäckern kamen nicht auf, da es alles Kriegsgefangene waren, meist Franzosen und ich sie deshalb nicht verstand.

Wenn ich mit Oma dort hin ging, wurde in dem dazugehörigen Laden Brot geholt. Später durfte ich auch alleine diese Aufgabe erledigen. Gekauft wurde immer ein Roggenmischbrot, das unter dem Namen Gerstelbrot dort angeboten wurde. Es hatte punktförmiger schwarze Brandflecke auf der Brotkruste und duftete verführerisch. Besonders als ich es alleine holen durfte, konnte ich nicht umhin an der Kruste zu knabbern, worüber Oma aber kein

Wort verlor. Im Nebenhaus dieses Bäckers sollten wir später nach dem Einmarsch der Russen wohnen.

Meine Freunde in der Fischerstrasse unterschieden sich von denen im Kindergarten und in der Hospitalstrasse, bedingt durch den Stand ihrer Eltern, die hier im wesentlichen aus der Arbeiterklasse kamen. Aber Kinder stehen sowieso darüber, falls Erwachsene das bestreben haben ihre Kinder in eine bestimmte Richtung zu drängen, wird dies ignoriert, sie haben andere Wertvorstellungen. Die Nazis versuchten natürlich auch alles um Klassenunterschiede zu verwischen um das Ziel der von ihnen propagierten Volksgemeinschaft zu erreichen. Da viele Treffen der Kinder und Jugendlichen außerhalb des Elternhauses, in HJ- und Jungvolk-Heimen stattfand und viele Elternhäuser durch die Kriegereignisse nicht mehr voll intakt waren, entwickelte sich im Jugendbereich das, was wir heute als Parallelgesellschaft bezeichnen würden. Aber im Prinzip standen die Jugendlichen von zwei Seiten unter Druck, nämlich durch die klassischen Erziehungsvorgaben des Elternhauses und auf der anderen Seite durch die der Partei. Wobei man geschickt den einen gegen den anderen ausspielen konnte, wenn man es darauf anlegte. Für die Eltern war man bei der HJ engagiert und für die HJ gab man familiäre Gründe als Ausrede an.

In der Fischerstrasse bot sich die Natur mit den Gärten, den verwaisten Lauben in den Stolpe-Auen mit seinen wegen des Kriegs stillgelegten Bootshäusern und Sport-Vereinsanlagen, als ideale Ausweichmöglichkeit für die offiziellen Jungenaktivitäten der HJ an. Und noch etwas kam hinzu.

Am Ende der Fischerstrasse gab es die Auckerbaracken. Der Aucker, war eine Grünfläche vor den Toren Stolps, auf der sich unter anderem der alte Infanterie-Exerzierplatz befand. Irgendwann waren hier, wo der Aucker auf das Ende der Fischerstrasse traf, Bara-

cken als Behelfswohnungen errichtet worden. Wahrscheinlich zunächst, um nach dem ersten Weltkrieg Leute aus Westpreußen aufzunehmen, da das Gebiet polnische geworden war und um die Wohnungsnot für Familien ohne ausreichendem Einkommen zu befriedigen. Es entstand also das, was wir heute einen sozialen Brennpunkt nennen würden. Unter den Bewohnern der Baracken befanden sich viele ehemalige Kommunisten, die besondere Beachtung der stattlichen Stellen fanden. Nachdem die größten Widersacher von der Gestapo verhaftet oder im Untergrund verschwunden waren, bemühte sich die Partei besonders die Jugendlichen einzubinden. Was allerdings nur sehr oberflächlich als Erfolg anzusehen war.

Im Sommer, konnte man nach Beginn der Dunkelheit Gesang mit Schifferklavierbegleitung von den Baracken herüber schallen hören. Bei den Bewohner der Häuser in der Fischerstrasse die vor die Türe standen oder wegen der willkommenen abendlichen Kühle in den Fenstern lagen, setzte sich der Gesang von den Baracken her kommend fort. Die Lieder die nicht immer mit dem herrschenden System im Einklang zu bringen waren lösten manchmal Besorgnis aus. Oma kritisierte dann am nächsten Tag beim Frühstück oder Mittagessen dies, und sagte nur, ihr wollt wohl, dass man euch abholt. Mutti sagte dann, auf meinen fragenden Blick hin, die Kommunisten aus den Baracken haben wieder von Rosa Luxemburg gesungen. Geh da ja nicht hin. Aber dies war eines der Verbote von den Erwachsenen, die das Gegenteil zur Folge hat, weil es zwangsweise Vergesslichkeit erzeugt. So lief ich eines Tages mit einer ganzen Horde gleichaltriger Jungs zu den Baracken, ein Gerücht hatte uns alarmiert, da wäre was Besonderes zu sehen. Leider wurden wir von den älteren Jungs mit der Androhung von Prügel verjagt. Ich blieb aber nicht alleine zurück. Ein älterer Junge aus der Nachbarschaft sah mich nach einiger Zeit immer noch alleine sitzen und

fragte ob ich mal einen kleinen Hund sehen wollte. Er führte mich durch mehrere Schuppen zu einer Gruppe Jungs die still im Kreis um einen kleinen Welpen saßen und ihn streichelten. Auf meine Frage wem der gehöre zeigte ein anderer auf einen kleinen Jungen und sagte, der gehört ihm, das ist ein Zigeunerjunge den haben wir hier versteckt, wir haben den Hund für ihn besorgt, damit er nicht alleine ist. Aber kein Wort zu irgendjemand und jetzt ab nach Hause.

Später diente dieser Irrgarten den Jungs der Umgebung noch als Versteck für die eingefangenen Pferde, die von den Soldaten der roten Armee freigelassen worden waren und auch für erbeuteten Waffen, von der Maschinenpistole, Pistolen bis zu Handgranaten, die zum fischen in der Stolpe gebraucht wurden. Leider durfte ich an diesen Reichtümern nicht teilhaben, da ich immer wenn es spannend wurde, von größeren Jungen verjagt wurde. Wenn Oma oder Mutti erfahren hätten, dass ich wieder bei den Baracken gewesen war, hätte es schweren Ärger gegeben.

Der Krieg kommt näher / September 1944

Omas Wohnung in der Fischerstrasse, war direkt gegenüber der Gasanstalt. Damals hatte jede Stadt die was auf sich hielt eine eigene Gasanstalt. Dort wurde nicht wie heute, das von fern kommende Erdgas aufbereitet und verteilt, sondern hier wurde das so genannte Leuchtgas überhaupt erst erzeugt und gespeichert. Während der Frühindustrialisierung war Gas ein Stück Kultur. Es diente nicht nur zum heizen wie heute, sondern auch zur Beleuchtung und man konnte sich damit auch kostengünstig umbringen. Also eine Selbstmordmöglichkeit für arme Leute und wegen der Explosions-

gefahr nicht ungefährlich für die unbeteiligten Nachbarn. Der Gas- hahn war für viele der letzte Ausweg. Das Gas wurde durch Verga- sung von Steinkohle erzeugt und in riesigen Kesseln, den Gasome- tern, gespeichert. Diese veränderten ihre Höhe in Abhängigkeit vom Füllstand, so dass man den von außen erkennen konnte. Ein hoher Maschendrahtzaun trennte die Gasanstalt von der Straße. Direkt hinter dem Zaun ragten in nicht so weiter Entfernung die zwei Gasometer in die Luft, davor breitete sich eine Kohlenhalde aus über der die Kabine eines riesigen Portalkrans schwebte. Kabel- stränge führten aus ihm heraus, an der die Doppel-Klaue einer Schaufel hing, die hoch und runter fuhr und die Kohle zu den Öfen brachte, die das Gas produzierten. Beunruhigt waren die Anwohner der benachbarten Häuser beim Anblick der Gasometer immer. Denn keiner wusste was passiert, wenn bei einem Bombenangriff die Kessel getroffen würden. Andererseits ging das Gerücht um, dass man vor einem drohenden Bombenangriff die Kessel entleeren würde. Das führte dann dazu, dass man bei leeren Kesseln dieses als Indiz für einen bevorstehenden Angriff nahm und bei vollem Kessel eine Katastrophe bei einem jetzt erfolgenden Alarm pro- phezeite. Man war bei also ständig elektrisiert. Da aber jahrelang kein Fliegerangriff stattfand sah man das gelassener. Trotzdem ging man bei jedem Alarm bis zur Entwarnung in den Keller. Dafür sorgte schon der Luftschutzwart.

An einen Alarm, den ich in der Fischerstrasse eines Nachts erlebte als ich dort schlief kann ich mich noch besonders deutlich erinnern. Ich wurde vom Lärm der Sirene und dem hin- und hergelaufe der Erwachsenen aus dem Schlaf gerissen. Man zog mich an, da ich viel zu schlaftrunken war, als das ich zu irgendetwas fähig gewesen wä- re. Wir gingen alle in den Keller. Das ganze Haus war dort schon anzutreffen. Also fast nur Frauen und Kinder. Wir setzten uns,

obwohl es unklug war, wie einige bemerkten, direkt am Fuße der Treppe auf die mitgebrachten Stühle. Es handelte sich hier nicht um einen Luftschutzbunker sondern um einen Luftschutzkeller, der obendrein nicht ausgebaut war, also ohne Stützbalken. Wie man sagte, bedeutete dies, dass wenn man bei einem Treffer sich in größere Entfernung vom Ausgang aufhält, eine größere Verschüttungsgefahr besteht. Und wenn man sich bei Treffern in der Nähe der Treppe befand, bedeutete es Lebensgefahr. Man entschied sich für das eine Übel, wenn Treffer, dann lieber sofort Tod. Diese Diskussion hörte ich auch. Die anderen Kinder hatten ihr Lieblingsspielzeug mit, ich hatte nichts mit, es war vergessen worden. Man sah meine aufgerissenen Augen, erzählte später Christel und jemand drückte mir eine Puppe in die Hand um mich abzulenken. Ich wusste allerdings nichts damit anzufangen. Denn mein Herz schlug trotzdem so schmerzhaft wie ich es nie wieder erlebt hatte, es hatte offenbar seine Position verändert, es befand sich jetzt an meiner linken Halsseite. Wir hörten das gewaltige Brummen über uns und warten auf die Einschläge. Aber es passierte nichts, die Flugzeuge zogen weiter nach Danzig, wir waren diesmal verschont geblieben. Als ich später mal von Scheinexuktionen hörte, die zu Folterzwecken angewandt wurden, glaubte ich zu wissen, was die betreffenden fühlen müssen.

Es dunkelt schon in der Heide

Die Petristrasse / Juli 1944

Wir nahmen Abschied von der Hospitalstrasse, denn Mutti wollte nicht länger als Untermieter bei ihrer Schwiegermutter wohnen. Es gab wohl doch mehr Differenzen zwischen Mutti und Oma Zander als ich mitbekam. Wie ich später begriff, stießen hier zwei unterschiedliche Milieus aufeinander, das meiner Mutter, die aus einer pommerschen Bauern- und Landarbeiterfamilie stammte und das der nicht unvermögenden bürgerlichen Familie meines Vaters. Die spitzen Bemerkungen aus nichtigen Anlässen, der einen wie der anderen, nahm ich durchaus wahr. Sie betrafen mich persönlich überhaupt nicht, weshalb ich sie auch ignorieren konnte.

Nachdem Mutti mit Hilfe von Oma im Rathaus vorstellig geworden war und den erwünschten Eindruck hinterlassen hatte, war es soweit. Uns wurde eine Wohnung in der Petristrasse zugewiesen. Die ebenerdige Wohnung befand sich in einem großen und grünen Hinterhof in der Petristrasse. Über uns im Hause gab es nur noch eine Wohnung, in der wohnte eine Postbeamtin die ziemlich resolut wirkte. Sie trat immer in Uniform mit langen Hosen auf, was damals ziemlich ungewöhnlich war. Man erzählte sich auch, dass sie mit einer Frau verheiratet wäre. Dies und erweckte natürlich meine Aufmerksamkeit und ein vergebliches nachfragen und nachdenken. Die Petristrasse befand sich auf der östlichen Seite der Stolpe. Dies war die Neustadt, sie war gegründet auf dem Boden der ehemaligen Ansiedlung der Wenden und Kaschuben. Das Krankenhaus, die Petrikirche und der Friedhof waren in der Nähe der Wohnung.

Aber zunächst waren noch erhebliche Malerarbeiten in der neuen Wohnung erforderlich. Die Wandfarbe wurde damals nicht fertig gekauft, sondern musste selbst aus verschiedenen Ingredienzien zusammengestellt werden. Die Rezeptur stammte von Oma Schröder, die sich mit solchen Sachen auskannte. Der wesentliche Bestandteil der Farbe war Schlämmkreide. Und dann wurde selbst gestrichen, denn helfen konnte uns nur ein sehr alter Maler, da die jungen alle eingezogen waren. Die Wohnung bestand aus einem Schlafzimmer und einer großen Wohnküche, Toilette und Korridor. Die andere Oma rümpfte nur die Nase zu dem ganzen und meinte nur, da würde ihr Rudi nie einziehen. Aber noch war Rudi ja nicht da, sondern immer noch in Russland vermisst.

Wir waren gerade eingezogen, da nahte die obligatorische Blaubeerzeit. Mutti ging wie alle anderen auch, Blaubeeren sammeln. Jetzt sollte das übliche konservieren, also das Einmachen, nun erstmals in der eigenen Wohnung durchgeführt werden. Die eingekochten Früchte wurden nach dem Verschließen in Flaschen, in eine kleinen Kammer, deponiert. Irgendwas muss bei dem Vorgang der Konservierung falsch gelaufen sein, denn nach einiger Zeit gab es einen oder mehrere explosionsartige Geräusche und der Inhalt der Blaubeerflaschen befand sich vorwiegend an der Decke der Kammer.

Kinobesuch und Schulwechsel / August 1944

Bevor Mutti als Verkäuferin im Kaufhaus Zeek gearbeitet hatte, war sie Platzanweiserin im Kino gewesen. Die Zeit im Kino hatte ihr offenbar gut gefallen. Sie war danach in der Familie und im Bekanntenkreis eine gefragte Kennerin für Filme. Sie kannte die Na-

men aller Ufa-Stars und deren Lebensgeschichte, wusste über die Handlung in den jeweiligen Filmen genauestens bescheid und kannte alle Lieder. Sie konnte bei allen Schwärmereien kompetent mitreden.

Sie ging mit mir auch in einige Kinderfilme. Ich kann mich noch gut an das Kasperle in den Seppelhosen und an seine Stimme mit dem TriTraTrullala entsinnen, an „Rosenrot und Schneeweißchen“ mit dem Bären und noch einige weitere. Andere Filme hatten jedoch bei mir aber keinen großen Eindruck hinterlassen. Vielmehr verursachten sie ein gewisses Unverständnis. Ich verstand ganz einfach nicht den Zusammenhang der Handlung, vermutlich bedingt durch die Schnitttechnik der Filme. Andererseits glaube ich, dass ich auch einige Filmfehler bemerkt hatte, so dass ich an dem Unterschied zwischen realer Welt und Film schwer ins schleudern kam, da beides für mich noch eine Einheit bildete. Später, als ich etwas älter war und diese Filme zufällig noch mal sah, genierte ich mich doch, dass ich sie früher nicht verstanden hatte. Ich glaube es handelte sich um „Quax der Bruchpilot“ und „Frauen sind keine Engel. Zugegeben eine merkwürdige Zusammenstellung für ein Kind. Aber ich weiß auch nicht wie ich dazu gekommen bin mir diese Filme anzusehen. Vermutlich hat Mutti mich einfach mitgeschleppt.

Mittlerweile hatte ich auch meine Schule wechseln müssen, da für unseren neuen Wohnort, eine andere Schule zuständig war. Meine neue Schule war in der Quebbenstrasse, es war die II. Gemeindeschule. Ich fing dort nach Schuljahrsbeginn sofort in der zweiten Klasse an. Das Gebäude war ein dreistöckiger wilhelminischer Klinkerbau ähnlich wie in dem Film „Die Feuerzangenbowle. Der Eingang erfolgte vom Schulhof über eine Freitreppe und Treppenhaus. Meine Klasse war ganz oben unter dem Dach. Ständig kamen

neue Schüler aus dem Reich die ausgebombt und evakuiert worden waren hinzu. Ich lernte die Namen neuer Orte kennen, wie Bochum oder Gelsenkirchen. Die Kinder taten mir leid, dass sie so weit von ihrem zu Hause und in der Fremde zur Schule gehen mussten. Jeden morgen wurden zunächst die Personalien der neuen Schüler aufgenommen. Fragen des Lehrers nach der Religion wurden mit gottgläubig oder katholisch beantwortet, was ich staunend zur Kenntnis nahm.

Die Schule hatte auch eine große Aula in der wir jeden Montag zum Appell erscheinen mussten. Manchmal fand dieser Appell auch auf dem Schulhof statt. Alle Klassen standen in Marschordnung vor dem Eingangstreppen. Die oberen Klassen alle in HJ- Uniformen und mit einem Wimpel an einer Standarte. Nach dem Absingen verschiedene melodisch-markiger Lieder und einer Gedenkminute durften wir dann in unsere Klasse. Wobei die Klassen der Reihe nach, die größten zuerst, abmarschierten. Der Unterricht selber plätscherte so dahin ohne all zu große Forderungen an mich. Es wurde viel aus dem Lesebuch vorgelesen. An eine Geschichte kann ich mich noch lebhaft erinnern, da sie sich auch in einer Schule und auch in einem Klassenzimmer abspielte: „Die Musikstunde hatte gerade angefangen und der Lehrer spielte auf seiner Geige ein Lied, als die Türe aufging und der Führer trat ein.... Das Ende der Geschichte habe ich vergessen, aber ich erwischte mich oft, dass ich im Unterricht deshalb auf die Klassentür starrte.

Hinaus in die Ferne / August 1944

In der Nähe der Wohnung in der Petristrasse befanden sich große Parkanlagen die sich am Rande des Friedhofs abschüssig hinzogen. Sie waren im Winter wegen der Rodelmöglichkeit, ein von Kindern

gern besuchter Platz. Der Friedhof selber war häufig das Ausflugsziel von Oma Zander und mir. Sie zeigte mir die Gräber der bekannten Persönlichkeiten aus Stolp und erzählte mir ihre Geschichte. In der Mitte des Friedhofs befand sich eine große Rasenfläche um die rundherum ein Weg führte. Am Wegesrand zur Rasenseite hin, waren Blumenrabatten angelegt und zur anderen Seite hin postierten sich Familiengräber mit zum Teil pompösen tempelähnlichen Vorbauten und Säulen. In der Nähe des Friedhof Eingangs befand sich auch das mit Efeu überwucherte Grab von Opa Zander. Auf der schwarzen Marmorumrandung saßen wir für gewöhnlich, rasteten und aßen den ersten Teil unseres mitgebrachten Imbiss. Oma pflegte dann zu singen: "Hinaus in die Ferne - mit Butterbrot und Speck". Wenn Eta mit war, ging das nicht, da sie gegen derartige heidnische Sitten, wie sie sagte, protestierte. Sie hatte zwar nichts gegen das Lied, das ein altes Turnerlied war, sondern dass man es an diesem Ort sang und dazu nach aß.

Ein anderes beliebtes Ausflugsgebiet lag im Südosten von Stolp, also nicht weit von der Fischerstrasse entfernt. Wobei das Hauptziel von Oma und Eta das zentral in diesem Ausflugsgebiet liegende Restaurant „Waldkatze“ war. Das in den Wald gehen und die Natur genießen, wurde dabei von beiden stillschweigend als Vorwand zum Besuch dieser Einrichtung in Anspruch genommen. Von der Hospitalstrasse kommend, führte der Weg dorthin, an der Stolpe entlang und über die Lachsschleusen-Brücke. Dann ging es auf der Chaussee bis zu dem Restaurant im Wald. Man konnte die Chaussee aber auch über eine mit blauen Katzenköpfen gepflasterte Strasse, von der Fischerstrasse kommend, über die Parkanlagen der Neumannsaue erreichen. Das war die von Mutti beliebtere Wegvariante, wie es viele Kinderbilder von mir zeigen, die dort aufgenommen wurden. Dort gab es ein dicht mit Lupinen bewachsenes

Hünengrab. Dort angekommen erfolgte jedes Mal die obligatorische Belehrung, dass dies ein Hünengrab sei, aber hier keine Hühner begraben seien, sondern dass hier ein germanischer Krieger mit Schwert und Schild ruht. Ja sie sagten immer ruht, was mich nötigte zu fragen, was das bedeutet. Worauf auf diese Redewendung verzichtet wurde. Aber irgendwann hatte man mir dann bei Oma Zander dann ein Bild so eines germanischen Recken gezeigt. Wie üblich begleitet von rezitierten einschlägigen Gedichten wie: "Jung Siegfried war ein stolzer Knab', Ging von des Vaters Burg herab. Wollt' rasten nicht in Vaters Haus, Wollt' wandern in die Welt hinaus. Oma oder Eta ließen es sich nehmen dieses dann im Duett vorzutragen.

Man konnte aber auch mit der „Elektrischen, der Straßenbahn also, bis zur „Waldkatze“ fahren. Die Endstation der Straßenbahn war ein Wartehäuschen aus Holz, das ganz im Stil des Hexenhäuschens aus dem Märchen von "Hänsel und Gretel" gebaut war. Es war natürlich jedes Mal ein zusätzliches muss, das Hexenhäuschen gründlich zu inspizieren und wenn es ging sich noch mal das Märchen erzählen zu lassen. Mit entsprechend gehörigen gruseligen Schauern, ging es dann an der Hand von Oma und Eta weiter.

Man konnte aber die „Waldkatze“ auch mit der Laura erreichen. Die Laura war nichts anderes als ein Kleinbahn-Schienenbus der vom Stolper Bahnhof bis nach Budow an der „Waldkatze“ vorbeifuhr. Als besondere Attraktion wurden in der warmen Jahreszeit die offenen Sommerwagen eingesetzt. In den Steigungstrecken, fuhr der Zug so langsam, dass die größeren Jungs, meist Fahrschüler, aus Jux aussteigen und nebenher laufen konnten. Was mir natürlich versagt blieb, da passten Oma und Eta schon auf. Ein Foto aus jenen Tagen zeigt mich mit Oma und anderen am Kaffeetisch sitzend. Das Foto hat wahrscheinlich Eta aufgenommen. Ich konnte natürlich nicht die ganze Zeit brav am Tisch sitzen bleiben, trotz

Malzkaffe mit Sahnehäubchen und einzelne in Papier eingewickelten Zuckerstücken für mich, während die Erwachsenen echten duftenden Bohnenkaffe bekamen. Stattdessen zog ich bald auf Entdeckungsreise. Der riesige Garten bot zahlreiche Abwechslungen. Da gab es eine Mauer aus weißen Kalksandsteinen, die das Wirtschaftsteil der Gastronomie vom Gästeteil abtrennte. Man konnte durch die nur mangelhaft verfugten Ritzen im Mauerwerk, einen großen schwarzen Hund beobachten der auf der anderen Seite angekettet war. Ich zog an seiner Kette, die durch ein Loch in der Mauer führte, was in zur Weißglut brachte. Er bellte und kratzte an der Mauer und das Personal wunderte sich sehr darüber. In einiger Entfernung vom Restaurant, befand sich hinter einem Erdwall die ehemalige Schießanlage des Schützenvereins, diese wurde jetzt von der HJ genutzt. Im Sand vor der Schießscheibe konnte man jede Menge Bleiprojektile finden. Sie waren ein begehrtes Sammel- und Tauschobjekt in der Schule.

Im Norden Stolps gab es eine weitere Ausflugsregion, welche den originellen Namen „Waldkater“ trug. Dies führte zu ständigen Verwechslungen mit dem erstgenannten Lokal „Waldkatze. Der Mittelpunkt war auch hier eine Restauration, mitten in einem von vielen Wegen durchzogenen Wald. Diese Anlage war wie vieles, in den Kriegzeiten deutlich vernachlässigt. Der Höhepunkt der Freqüentierung muss in den zwanziger Jahren gewesen sein und die Spuren des Verfalls waren deutlich erkennbar, besonders an den vielen am Waldrand befindlichen hölzernen Plumpsklos erkennbar, die ich alle untersuchen musste. Auf dem Wege zum Waldkater ging man am Rande des Friedhofs oder durch ihn hindurch an der Hindenburgkampfbahn entlang. Einer für mich gewaltig großen Sportanlage, wo Oma auf einer Bank am Rande rastet, während ich eine Runde laufen musste. Danach gab es zur Stärkung eine dünne

Scheibe Brot und einer dicken Scheibe Wurst darauf. Die umgekehrte Reihenfolge nannte Oma immer Arbeiterstulle, welche sie offenbar verabscheute. Mir war es so recht.

Stolp war umgeben von dichten Waldflächen mit breiten Wegen und verwunschenen kleinen Häusern und Teichen. Einen dieser Teiche hatte mein Opa zum Angeln gepachtet gehabt. Sein alter Kahn lag immer noch an einem morschen Bootssteg befestigt, den ich mich allerdings nicht nähern durfte. Oma hielt mich vorsichtshalber ganz fest an der Hand und erklärte mir ihre Vorsichtsmaßnahme damit, dass der Teich wahrscheinlich unergründlich sei. Zu Hause las sie mir dazu Geschichten vor, die von diesen Gewässern handelte und von den dort anzutreffenden Wassermännern, von Schätzen und von untreuen Jungfrauen.

Diese Ausflüge und Spaziergänge mit Oma und Eta liebte ich, sie waren stets begleitet von ausführlichen Erzählungen und Unterhaltungen die alles zum Gegenstand hatten was uns begegnete. Traf man auf Bekannte, waren diese das Objekt. Ich kann mich an Episoden erinnern, zum Beispiel, als wir in einer Anlage einen wohl bekannten Gärtner beim bepflanzen der Blumenbeete antrafen, wo dann das Thema von der Frage, warum die schönen Blümchen Stiefmütterchen oder Tausendschönchen hießen, hin zu den aktuellen heiklen Fragen der Kriegssituation wechselte. Im Nachhinein habe ich schon den Eindruck, dass manches aus gutem Grund verklausuliert ausgedrückt wurde, was dann manchmal zur Folge hatte, dass ich immer weiter nach dem warum fragte. Bis Oma dann ungeduldig sagte: "Warum schlug der Teufel seine Großmutter?" oder bei Fragen nach dem was ist dass, mit "Das sind Kinderfragen mit Zucker bestreut", beantwortete. Da wusste ich, jetzt ist Schluss.

Ich trug bei diesen Ausflügen häufig einen kleinen grünen Rucksack, in dem gleichen Stil wie er auch von Jägern und Förstern be-

nutzt wird, nur kleiner. In dem Rucksack waren mein Proviant und die unterwegs ergatterten wertvollen Fundstücke, wie Steine, Hühnerfeder und ähnliches. Denn Oma sagte immer, "wenn es größer ist als eine Maus, heb es auf und nimm es mit nach Haus".

Unvergesslich war auch der Besuch des kleinen städtischen Museums, welches in einem der Stadttore, dem Neuen-Tor, untergebracht war. Es war wieder eröffnet, nachdem es länger geschlossen war und nun auf Linie gebracht, erstrahlen konnte. Mich begeisterten die Modellhäuser und die Schiffe, sowie die kleinen Puppen, die in pommerschen Trachten allerlei Arbeiten verrichteten. Eine hatte ich total in mein Herz geschlossen. Einen Mann der Holz auf einem Sägebock zersägte und der offenbar angetrieben von einem unsichtbaren Motor, die Bogensäge beherrzt unermüdlich hin und herbewegte. So etwas wünschte ich mir zum nächsten Weihnachtsfest. In Gedanken suchte ich schon die passenden kleinen Holzstücke aus die ich zersägen wollte. Die wuchsen aber noch alle an den Bäumen. Wenn ich mit Mutti an der Hand unter den Allee-Bäumen beim Kaufhaus Zeek vorbeiging, richtete sich mein Blick immer in die Baumkronen, wo ich in Gedanken die passenden Holzstücke aussuchte. Noch heute muss ich daran denken, wenn ich in den Bäumen derartige Aststücke sehe. Dies Spielzeug habe ich natürlich nie bekommen.

Eines Tages, es war ein sonniger Nachmittag, kamen wir auf dem Nachhauseweg an der Petrikerche vorbei, die sich auf dem südlichen Teil des Friedhofs befindet. Aus der Kirche hörte man die Orgel. Oma sagte, wir können ja mal rein gehen und ein Vaterunser beten. Wir traten ein und sahen dass gerade ein Gottesdienst stattfand, der offenbar kurz vor dem Ende war. Wir setzten uns neben der Haupteingangstüre auf eine Bank, die sich in einer Mauernische

befand. Oma faltete die Hände und bedeutete mir es ihr gleich zu tun und murmelte das Vaterunser, das gerade der Pastor anstimmte. Ich betete auch, obwohl ich nicht weiß, wer mir dieses zuvor beigebracht hatte. Ich kann mich entsinnen, dass Mutti mir morgens oder abends meine Hände faltete und sagte dass wir jetzt zum lieben Gott beten wollen, damit Papa bald wieder aus Russland nach Hause kommt. Nach Beendigung des Gottesdienstes strebten wir mit den anderen Besuchern, aus der Petrikirche nach Hause. Dieses erste Mal in einem so großen feierlichen Raum, mit anderen andächtigen Menschen, blieb mir in Erinnerung, zumal die Petrikirche später für mich noch eine besondere Bedeutung bekam.

Wir machten auch Ausflüge in den Bereich des Aucker. Der Fluss- und Wiesenlandschaft, durch welche die Stolpe gemächlich fließt, bevor sie sich in die Stadt und durch sie hindurch zwängt. Die Stolpe wurde allgemein, der Strom genannt. Zunächst dachte ich es handele sich um zwei verschiedenen Gewässer, aber dem war nicht so. Hier im Aucker war auch das Freibad. Halbfertige Baustellen von Sportplätzen zeigten dass der Krieg sie hier gestoppt hatte. Die Natur konnte sich jetzt darauf ungehindert ausbreiten. Wir pflückten an den Wegrändern große Sträuße Wiesenblumen, nicht ohne dass ich zuvor eingehend in Botanik belehrt worden war. Sumpfdotterblumen, Wiesenschaumkraut und auch Lupinen, die an den sandigen Hügeln wuchsen, lernte ich kennen. Zu Hause zeigte mir Eta ihr Herbarium, das sie wohl seit ihrer Jugend betreute. Außer den jetzt auch mir bekannten Wiesenpflanzen, waren da vorwiegend getrocknete Rosenblüten mit langen schriftlichen Vermerken, deren Inhalt sie mir allerdings nicht vorlas. Das ganze Herbarium, ein dickes Buch, lag in einem Holzkasten, aus dem ein atemberaubender Duft aufstieg, der von den getrockneten Pflanzen herzurühren schien.

Im Aucker schlug auch einmal im Jahr ein Zirkus sein Quartier auf. Am Tag der Ankunft, war immer eine große Aufregung unter den Kindern. Darf man zur Vorstellung, mit wem und wann, und vielleicht schon beim Aufbau zuschauen. Fragen über Fragen. Da Antworten nicht in Sicht waren, versuchte ich mir selbst zu helfen. Ich hatte mitbekommen, dass die größeren Jungs aus der Hospitalstrasse beschlossen hatten sich das Spektakel anzusehen. Ich beschloss mich ihnen anzuschließen bzw. ihnen zu folgen. Nachdem diese nun mehrfach erfolglos versucht hatten mich zurückzujagen, folgte ich ihnen in sicherer Entfernung, wodurch ich sie aber aus den Augen verlor. Das heißt, sie waren mir erfolgreich entwischt. Schließlich gelangte ich innerhalb eines Menschengewirrs in der Nähe des Zirkus, wo ich ziellos herumirrte und schaute, aber das was ich erhofft hatte, wilde Tiere zu sehen, wurde nicht erfüllt. Bis mich auf einmal eine Hand am Schlafittchen packte. Eta hatte mich gefunden.

Stolpmünde / Sommer 1943 und 1944

Ausflüge nach Stolpmünde wurden immer lange im Voraus geplant. Voraussetzung war allerdings dass an dem Tag ein entsprechendes Badewetter war. Endlich war es soweit, alles passte. Stolpmünde gehört zu Stolp wie das Salz auf eine Schmalzstulle sagte Eta immer. Zu Hause in der Hospitalstrasse gab es dicke Fotoalben, voll mit Bildern nur aus Stolpmünde. Stolpmünde im Winter mit Eisschollen im Hafen und Eisverkrusteter Mole, Stolpmünde im Sommer mit Papa in einer Badehose, alleine und mit Freunden. Nach Stolpmünde fuhr man mit der Eisenbahn. Wenn wir dann, natürlich an einem schönen Sonnentag, den Zug bestiegen und ich

das Abteil gründlich untersucht hatte und mich nun dem Fenster gewidmet hatte, das ich versuchte mittels des bekannten langen Lederriemens zu öffnen um aus dem fahrenden Zug herauszuschauen, erzählte mir Oma oder Eta immer die Geschichte, die Onkel Richard an gleicher Stelle passiert ist. Der hatte auch so aus dem Fenster geschaut, worauf ihm sein Hut vom Kopf gefallen war. Da der Zug kurz darauf hielt oder langsam fuhr, sei er ausgestiegen um den Hut zu holen. Er hatte es natürlich nicht mehr geschafft, den Zug mit Hut wieder erreichen. So musste er zu Fuß bis Stolpmünde laufen. Diese Geschichte sollte mich offenbar erschrecken, damit ich mich nicht soweit aus dem Fenster lehne. Aber da ich gar keinen Hut hatte und ich mir einen Jungen mit Hut auch nicht vorstellen konnte, lief dieses Manöver bei mir ins leere.

Ein anderes Mal wollte man mir wohl etwas besonders bieten. Da die Versorgungslage durch den Krieg schon sehr angespannt war, gab es natürlich so Delikatessen wie geräucherten Schinken oder ähnliches in normalen Geschäften nicht mehr zu kaufen und auf den Lebensmittelkarten war so was gar nicht vorgesehen. Ich kannte deshalb so was nicht, infolgedessen hatte ich es auch nicht vermisst. Als wir wieder mal an einem schönem Badewettertag auf dem Weg nach Stolpmünde waren, stiegen wir schon einige Stationen vorher aus. In einem niedrigen Bauernhaus das wir nach längerem Fußmarsch auf einem sandigen Weg durch einen Kiefernwald erreichten, wurden wir schon erwartet. Ein Tisch war gedeckt, Stullen mit Butter und Schinken warteten schon darauf von mir verspeist zu werden. Erwartungsvoll startete man mich an. Aber für mich galt das alte pommersche Sprichwort: "Was der Bauer nicht kennt, das isst er nicht". Ich weiß nur dass der Schinken sich in langen Fäden zog und ich einen Hustenanfall bekam, weil ich mich verschluckt hatte. Das war also ein Reinform und meine

Gönner, Oma und Eta, schienen schwer enttäuscht. Aber ich war froh als wir nach der Fortsetzung der Reise endlich in Stolpmünde ankamen.

Erinnerungen an Stolpmünde werden bei mir immer dann geweckt, wenn ich an der Küste der Ostsee den Geruch von warmem Sand, von Kiefernwäldern und Sonnenschutzöl wahrnehme und das Geräusch des Meeres höre. Dazu den optischen Eindruck von einer Brandungszone mit einem Restaurant auf mächtigen Pfahlreihen, einer Mole, sowie einer Küstenlinie mit niedrigen mit Kiefern und Heidelbeersträuchern bewachsenen Dünen und mit Strandhafer vollständig bedeckten Boden des übergangslos beginnenden Waldes. Und das Gefühl der weite, wenn man über das Meer blickte. Wenn man sich irgendwo den deutschen Küsten mit der Eisenbahn nähert und in Erwartung das Fenster öffnet, was man in den modernen Zügen wahrscheinlich gar nicht mehr kann, riecht man das Meer schon in einer Entfernung von vielen Kilometern. Das ist mir bekannt und ich habe es schon oft erlebt. Aber in nur ganz wenigen Fällen und nur für kurze Zeit, ähnelte der Duft dem, der mir von Stolpmünde unvergesslich geblieben ist, verstärkt durch den warmen Wind der über die Ostseewellen strich. Kurz und gut insgesamt unvergessliche Sinneseindrücke.

Oft ging es zunächst in das auf vielen starken, Muschelbewachsenen Pfählen stehendes Restaurant, wo Oma und Eta sich nur kurz stärken wollten, wie sie immer sagten. Das Restaurant befand sich ungefähr fünf Meter über den Wellen und war ganz im Stil der Jahrhundertwende, der guten alten Zeit, eingerichtet. Es roch aufdringlich nach Bohnenkaffee. Auf einer langen glitschigen Treppe konnte man, von der um das ganze Bauwerk umlaufenden Balustrade zwar auch direkt ins Meer gelangen, Aber jeder Versuch von mir von dort und ohne Aufsicht sofort ins Wasser zu kommen,

wurde im Keim erstickt. So musste ich mich gedulden, bis wir alle das Restaurant verließen und uns am Strand niederließen. Dort konnte ich Burgen bauen und in der Brandungszone nach Bernstein suchen, im Wasser mit Oma und Eta an der Hand versuchen die anbrandenden Wellen zu überspringen, was eine lange Tradition der Besuche mit der Familie Stolpmünde war, wie viele Fotos es belegten.

Oma erzählte dann die Geschichte von Papa, die ich immer wieder, neu ausgeschmückt hören musste. Wie er als kleiner Junge in Stolpmünde ins Wasser ging und hinausschwamm, von den besorgten Blicken von Oma begleitet. Wie man ihn dann aus den Augen verlor, wie die Besorgnis immer größer wurde, fast bis zur Angst. Und wie auf einmal jemand Oma von hinten an tippt und wie dort lachend Papa steht, der in einem Bogen geschwommen, an Land gekommen und sich angeschlichen hatte.

Beim Besuch auf der weit ins Meer hinausragenden Mole konnte man lange aufs Meer hinausblicken und die einlaufenden kleineren Kriegsschiffe beobachten. Faszinierend wirkten die U-Boote auf mich, als man mir erklärte dass sie abtauchen können. Was ich aber leider nicht beobachten konnte, obwohl ich mich an ihrer Anlegestelle aufhielt. In Erinnerung ist mir noch die Katze geblieben, welche die Matrosen am Kai aus einer Blechbüchse fütterten und die man auch streicheln und auf den Arm nehmen durfte. Ich wäre so gerne noch länger geblieben oder hätte mindestens die Katze mit nach Hause genommen.

Meine Tante Christel, hatte mittlerweile ihre Lehre als Friseurin bei Frau Kulsch erfolgreich beendet. Dabei hatte sie große Angst vor der Prüfung gehabt. Weniger vor dem praktischen Teil als vor dem theoretischen. So übte sie die Fragen und die fälligen Antworten zu Hause mit allen Familienangehörigen durch. Daher erfuhr ich, dass es falsch ist auf die Frage, was nach dem dritten Reich kommt, zu antworten das vierte Reich. Da das dritte Reich richtigerweise das 1000 jährige Reich heißt und ewig andauern wird. Wie man sich täuschen kann.

Aber sie bestand die Prüfung trotzdem. Oma meinte, weil sie so geschickt war und auch den praktischen Teil der Anfertigung einer Perücke auf einem Holzmodell so gut gemacht hatte. Letzteres hatte mich besonders fasziniert. Wo ich doch immer heimlich mit dem Holzkopf gespielt hatte wenn ich alleine war. Und meine Versuche damit völlig unerkannt geblieben waren. Allerdings durfte sie trotz der bestandenen Prüfung nicht als Friseurin arbeiten, sondern wurde zur Arbeit in der Kantine auf dem Fliegerhorst dienstverpflichtet. Dort lernte sie Hans Fett aus Danzig kennen, ihren späteren Mann. Der war von der Luftwaffe auf dem Stützpunkt stationiert. Die Bekanntschaft entwickelt sich weiter, er besuchte auch Oma in der Fischerstraße und brachte begehrte Naturalien mit, auf welche die Flieger „Zugriff“ hatten, auch die am meisten begehrte Fliegerschokolade. Man war nicht sehr überrascht, als sie nach einiger Zeit mitteilte, dass sie schwanger sei und in Kürze heiraten werde.

Das hatte zunächst einmal eine Menge erfreulicher Nebenwirkungen. Sie bekam eine Sonderlebensmittelkarte, Sonderbezugsscheine für Schuhe und Bekleidung, eine Wohnungsberechtigungskarte, Bezugsscheine für Möbel für diese Wohnung und das Wichtigste, einen Schwangerschaftsausweis der auch für die Begleitung galt.

Mit dem konnte sie an sämtlichen Schlangen vorbei in und an den Geschäften oder Verkehrsmitteln direkt nach vorne gehen. Was bei den in der Schlange anstehenden nicht immer helle Begeisterung auslöste. Wichtig auch, dass man damit in allen öffentlichen Verkehrsmitteln sofort einen Sitzplatz beanspruchen konnte, natürlich auch einschließlich Begleitung. Auch das löste, wie man sich vorstellen kann keine Begeisterungstürme bei denen aus, die aufstehen mussten. Da ja im Anfangsstadium, eine Schwangerschaft nicht auf Anhieb ersichtlich ist, sondern auch nur eine Behauptung sein kann. Auf diesen Sitzanspruch konnte man nicht so ohne weiteres verzichten, ohne dass man sich wiederum Aufsehen und Ärger einhandelte. Denn wenn eine schwangere Frau da rumsteht und nicht von ihrem Recht der Bevorzugung gebrauch macht, dann stimmt da was nicht. Eifrige Volksgenossen hatten für so was einen Blick. Und davon gab es an der Heimatfront genug, die damit ihr Dasein an dieser wichtigen Stelle beweisen wollten. Alles in allem eine komplizierte Situation in die man da von Staatswegen hineinschlitterte.

Zunächst einmal durfte sie nicht weiter arbeiten und es musste vieles geplant und organisiert, sowie alle möglichen Ärzte, Behörden und Geschäfte aufgesucht werden. Des Weiteren ergaben sich viele Fragen medizinischer Natur und da war dann Mutti gefragt, denn die hatte ja schon mal ein Kind bekommen, nämlich mich. So suchte Christel also den ständigen Kontakt zu meiner Mutter und löscherte sie zu gynäkologischen Fachfragen auf den langen gemeinsamen Spazier- Einkaufs- und Behördengängen. Und ich, bei meiner Mutter an der einen Hand und an der anderen Seite Christel, wurde Ohrenzeuge der gesamten Schwangerschaftsproblematik, was passiert bei einer Zangengeburt, bei Frühgeburt, bei einer Steißblage, bei einer ich weiß nicht mehr was noch allem. Ein lau-

fendes Frage- und Antwortspiel.

Die Planung der Hochzeit selbst war auch sehr umfangreich. Da musste die Ehegenehmigung eingeholt werden. Die gab es nur mit einem Ariernachweis. Es mussten an Hand von sieben Taufscheinen oder Heiratsurkunden der Vorfahren nachgewiesen werden, dass keine Nichtarier in der Familie Spuren hinterlassen hatten. Wie man dies mit Papieren nachweisen wollte, macht besonders für heutige Zeitgenossen den ganzen Unsinn deutlich. Diese menschenverachtende Praxis hatte aber den Vorteil, dass ich heute im Besitz dieser Urkunden und dadurch den Stammbaum mütterlicherseits bis ins Jahr 1800 zurückverfolgen konnte.

Die Beschaffung dieser Unterlagen schien Probleme zu bereiten. Auf spätere Fragen zu Details konnte oder wollte man mir keine Auskunft geben. Nachdem ich viel später in den 50er-Jahren, nach dem Besuch des Film "Des Teufels General" mit Curd Jürgens, den unvergesslichen Dialog General Harras mit Leutnant Hartman gehört hatte, war mir klar, was da passiert war und noch glimpflich geendet hatte. Bei Eheschließungen mit Wehrmachts- oder Luftwaffenangehörigen war auch die Beibringung einer Ehetauglichkeitsbescheinigung erforderlich, welche die Gebärfähigkeit beweist, was durch eine gynäkologische Untersuchung zu beweisen ist. Diese Hürde wurde ausgelassen, da ihre Schwangerschaft ja mittlerweile deutlich sichtbar war und mithin auch die Gebärfähigkeit. Man sieht, welchen Absurditäten die Bevölkerung ausgesetzt war, die sie gehorsam hinnahm.

Ich hörte derweilen immer geduldig zu, was bleib mir anderes übrig und offenbar blendete sich allmählich mein Gehör zu dieser Thematik vollständig aus. Es wurde natürlich im Familienkreis überlegt, was man Christel zur Hochzeit schenken könne. Das war nicht einfach, denn die Möglichkeiten waren durch die Tatsache, dass

man für fast alles Bezugscheine benötigte, beschränkt.

Wenn Mutti in die Stadt ging, hatte sie immer ein dickes Stück Brot in der Tasche. Denn immer wieder begegnete man Kriegsgefangenen oder Fremdarbeitern, die einen in den unbeobachteten Augenblicken ansprachen und manchmal auch nur bittend anschauten. Dann griff Mutti in die Tasche, und das Stück Brot wechselte gekonnt den Besitzer. Manchmal wenn es keine Gelegenheit gab, ging Mutti einen kleinen Umweg. Dann kamen wir an einem hohen Stacheldrahtzaun vorbei, hinter dem ein Lager für Gefangene war. Wenn man einen Augenblick stehen blieb, kam immer sofort jemand. Es folgte ein kleiner Wortwechsel und das Brot oder anderes wechselte seinen Besitzer. Von diesen Kontakten her wusste Mutti, dass die Gefangenen für ein ganzes Brot, einen Beutel Wäscheklammern eintauschten. Das war sozusagen der Kurs.

Als bei der Hochzeit auf dem Gabentisch auch mehrere Beutel Wäscheklammern lagen, wusste jeder woher die gute Gabe kam und was sie bedeutete. Für den legalen Umgang mit Kriegsgefangenen, in dem Fall für russische Gefangene die in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, hatte man aber durchaus vorgesorgt, so gab es in den Buchhandlungen ein kleines Wörterbuch „Deutsch-Russisch“ für die Verständigung. Ich kann mich an Worte wie „stoj“ für Halt und „kleb“ für Brot entsinnen. Ich las das Büchlein aufmerksam durch. An einen Nutzen kann ich mich nicht entsinnen, denn als ich es hätte brauchen können, war mir die Kehle wie zugeschnürt und ich ging wie alle der Notwendigkeit aus dem Weg, kommunizieren zu müssen.

Vor ihrer Hochzeit fuhr Christel noch mit der Eisenbahn nach Danzig, um ihre zukünftigen Schwiegereltern kennen zu lernen. Das war an und für sich kein Problem, zumal mit ihrem Schwangerschaftsausweis. Aber für die damaligen Verhältnisse schien es

eine Weltreise zu sein. Oma jammerte, dann muss sie ja durch den polnischen Korridor. Kurt erklärte ihr, dass es den doch dank unserer Wehrmacht nicht mehr gibt. Trotzdem musste sie nachts fahren, denn wegen der Truppenbewegungen, waren alle Züge Richtung Osten für Zivilisten gesperrt und auch die häufigen Tieffliegerangriffe ließen nichts anderes zu. Außerdem wusste sie nicht, ob die direkte Strecke gefahren würde oder ob der Zug umgeleitet würde.

Christel war auch beunruhigt, da sie erfahren hatte, dass Hans Fett und seine Danziger Familie katholisch waren. Das war für einen Pommern etwas außergewöhnliches, denn in Stolp war der katholische Glaube nur in Zusammenhang mit den Kaschuben präsent ansonsten galt er als eine mehr exotische Religion. Man flüsterte sich den bedeutsamen Vers zu, "Katholiken haben Nicken wenn sie in die Bibel kieken". Mir schauderte. Aber Christel kam unbeschadet wieder aus dem fernen Danzig zurück und berichtete, das ihre neue Verwandtschaft sehr nett sei.

Für Essen und Trinken auf der Hochzeit war Oma zuständig, aber sie schickte Mutti und mich als ihren ständigen Begleiter, zu einer Brauerei in die Bergstrasse um dort die benötigten Getränke zu ordern. Das war in Kriegszeiten eine wichtige diplomatische Mission, denn diese Produkte waren sehr nachgefragt und man bekam sie nur wenn man sehr gute Beziehungen hatte. Die hatte Oma und auch zu dem, was man heute die musikalische Szene nennen würde. Und deshalb wurde ein Schifferklavierspieler engagiert. Mein Interesse wurde wieder geweckt, als man mir das Versprechen gab, bei der Hochzeit auf der Kutsche auf dem Bock neben dem Kutscher sitzend mit fahren zu dürfen, wenn ich die Vorbereitungen nicht stören oder gar weglaufen würde. Das motivierte mich so, dass ich darob alles andere vergaß. Tatsächlich weiß ich nur noch, dass ich

am Tage der Hochzeit zum Kutscher hoch oben auf den Bock kletterte und dann erst dort die beängstigende Höhe meines Sitzplatzes gewahr wurde. Bequem war es auch nicht, denn da die Straßen alle mit Kopfsteinpflaster versehen waren, rumpelte die Kutsche mit ihren eisenbereiften großen Rädern ganz schön. Während die Kabine der Kutsche federnd aufgehängt war und die Fahrgäste auf den gepolsterten Sitzen komfortabel saßen, konnte sich der Kutscher nur durch geschickte Sitzpositionsveränderungen schützen, indem er sich mit den Füßen abstützte und den Hintern leicht lüpfte. Meine kurzen Beine reichten aber nicht bis auf den Boden des Kutschersitzes, so dass ich alle Stöße mitbekam und mich bald wie gerädert vorkam. Zudem fand ich es unmöglich, dass dieser fremde Soldat, der zwar freundlich grinste, dauernd meine Tante Christel auf den Mund küsste. Nach dieser Hochzeit verschwand er auch bald und ich sah ihn erst nach dem Krieg in Schleswig-Holstein wieder. Doch da hatte sich mein Verhältnis zu meiner Tante Christel soweit geändert, dass es mir egal war.

Aus Danzig war auch die Schwester von Hans Fett, die Käthe, als Hochzeitsgast mit gekommen. Sie blieb noch nach der Hochzeit einige Tage in Stolp. Sie schien mich gerne zu haben, denn sie nutzte die Zeit um mit mir alleine spazieren zu gehen.

Es war ein Sonntagvormittag. Die Stadt war menschenleer, nur die Seltersbuden hatten auf. Das waren kleine kioskähnliche Pavillons deren fast ausschließliches Angebot aus Selterwasser bestand. Eine Seltersbude, stand gegenüber dem Kaffee Reinhardt am Neuentor. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, dem Stephansplatz stand eine ähnlicher Pavillon, der verkaufte aber ausschließlich Zeitschriften, Lesehefte und Zeitungen. Das war in der Zeit vor 1933 ein beliebter Anlaufpunkt für die Liebhaber von Groschenromanen, hier dann vorwiegend Wildwest- und Kriminalromane.

An diesem Kiosk also, kaufte mir Käthe eine Selters. Dieses beliebte und gut vermarktete Getränk wurde in kleinen grünlichen Glasflaschen zu 0,35 Liter angeboten. Um bei dem stark kohlenstoffhaltigen Getränk das schnelle Ausgasen nach dem Öffnen der Flasche zu bremsen, befand sich in ihr eine ca. 2 cm große hohle Glaskugel, die von den Gasen und vom Auftrieb, nach oben in den Flaschenhals befördert wurde und dadurch den Gasen den Weg versperrte. Um aus der Flasche trinken zu können, gehörte etwas Übung, denn wenn sie nicht ausreichend geneigt wurde, so dass die Kugel sich von der Öffnung entfernte, kam kaum Flüssigkeit heraus. Wenn man aber die Flasche zu stark oder zu plötzlich neigte, floss einem das Getränk über das Kinn auf die Kleidung. Ich konnte das aber schon perfekt und Käthe war begeistert. Sie war eine elegante und hübsche Frau, ich glaube, dass ich mich ein bisschen in sie verliebt hatte, was ich aber für mich behielt. Man merkte an ihrer Kleidung und dem Auftreten, dass sie den Flair der Großstadt Danzig verkörperte und von dem sich die pommersche Kreisstadt Stolp doch erheblich abhob. Sie kam mir wie ein bunter zutraulicher exotischer Vogel zwischen den bekannten Sperlingen auf dem pommerschen Getreidefeld vor. Ich musste auch später noch lange an sie denken.

Verdunkelung / September 1944

Mutti hatte jetzt eine andere Arbeit zugewiesen bekommen. Sie musste in einer kleinen Fabrik Matratzen nähen. Abends holte ich sie oft von der Arbeit ab und durfte mir dann die Fabrik ansehen. Es gab da nur einen älteren Meister und einige Frauen, welche sich anscheinend die Arbeit so einteilten, dass sie immer beschäftigt

waren. Denn diese Arbeit im warmen und trockenen war besser als Panzergräben schippen.

Wegen der Verdunklungsvorschrift gab es keine normale Straßenbeleuchtung mehr. Jede zweite Laterne war stillgelegt und bei den restlichen hatte man mit einer schwarzen Blende die Leuchtkraft reduziert, so dass nur ein schmaler Streifen um die Laterne herum beleuchtet war. An den Lampen der Autos, quälte sich das Licht auch nur durch einen schmalen Schlitz. Damit nun die im Dunkeln hastenden Menschen auf ihrem Weg zur Arbeit nicht zusammenstießen, gab es kleine Abzeichen die im Dunkeln leuchteten und an die Bekleidung gesteckt wurden. Wenn ich Mutti von der Arbeit abholte trug ich auch so was. Es war die gleiche Substanz auf ihnen wie an den Leuchtziffern der Uhren. Man sah diese Erkennungszeichen jedoch frühestens erst dann, wenn die Personen sich bis auf zwei Meter genähert hatten. Diese Abzeichen wurden von uns Kindern noch mit unsern persönlichen Initialen bemalt. Alle waren natürlich gehalten die Verdunklungsvorschriften einzuhalten, um einfliegenden Feindflugzeugen keine Zielhilfe zu geben. Da es aber bisher beim Fliegeralarm in Stolp keine Bombenabwürfe gegeben hatte, nahmen es alle nicht so genau damit.

Dies war nun die Stunde der Luftschutzwarte, die versuchten jeden Schlendrian zu unterbinden. Sie kontrollierten alles, horchten auch an Türen ob sich irgendwo jemand unangemeldet aufhielt oder Feindsender hörte und ob die bereitzustellenden Eimer mit Sand oder Wasser ordnungsgemäß gefüllt waren. Sie denunzierten nach belieben und sie fahndeten bei Dunkelheit nach jedem Lichtschein. Je länger es keine Luftangriffe es gab, umso heftiger und gefürchter wurde ihr Wirken.

Die anderen Aktivisten in dieser Richtung rekrutierten sich aus den Scharen der aus Westdeutschland evakuierten Bombenflüchtlingen. Diese schienen Spaß daran zu haben, abends bei Dunkelheit in den

Straßen spazieren zu gehen und wenn sie einen Lichtschein entdeckten, riefen sie in ihrem rheinischen Dialekt, „Licht aus“ oder "Verdunkelung". Das verstärkte die Abneigung der einheimischen Bevölkerung gegen diese „Eindringlinge“. Bald sollte sich das Schicksal wenden und sie selbst würden so bezeichnet werden.

Die allgegenwärtige Partei versuchte alles, um den nun immer mehr aus dem Reich kommenden evakuierten, den Weg in die vorübergehende Umgebung zu ebnen und zu verschönern. Deshalb wurden die Transporte schon am Bahnhof mit Musik und Fackelzügen der Hitlerjugend empfangen. Ich stand mit Mutti etwas abseits der Straße um diese Inszenierung zu betrachten. Die Klänge der jungen Stimmen und der Trommeln empfand ich hingegen als ungemein aufregend, ja mitreißend und ich beneidete die evakuierten, die zwischen den Kolonnen der Hitlerjugend ihre Koffer und Habseligkeiten schleppten, um so eine gloriose Würdigung. So kann man sich täuschen und der Schein trägt erheblich, nicht nur weil die Dunkelheit die Wirksamkeit der Fackeln verstärkte und den Anblick des wahren Elends der Bombenflüchtlinge abmilderte.

Trecks / Oktober 1944

Sonntags waren wir oft bei Oma in der Hospitalstrasse zum Mittagessen. Während wir im warmen Zimmer, ich auf dem Plüschsofa sitzend, unser sonntägliches Mahl verspeisten, lief draußen die Welt immer mehr aus den Fugen.

Es war Oktober 1944. Die russische Großoffensive auf Ostpreußen hatte begonnen, Memel war gefallen, verkündete der Rundfunk mit erstaunlicher Offenheit. Irgendwer musste bei der Zensur nicht aufgepasst haben. An diesem Tag war die ganze Strasse seit Stun-

den schon mit Treckfahrzeugen aus Ostpreußen und dem Baltikum gefüllt, die alle noch rechtzeitig losgefahren waren bevor die Front sie erreicht hatte. Dagegen war die Flucht der Pommern weiterhin bei Strafe verboten. Die Trecks fuhren alle in Richtung Schlawe, nach Westen, denn die Oderbrücken war alle noch frei. Die Polizei passte auf, dass die Fahrzeuge nicht zu stehen kamen. Wir saßen nach dem Essen am Wohnzimmer-Fenster und sahen dem Drama zu, als ein Fahrzeug ausscherte und auf den Vorplatz vor dem Haus hielt. Ein Mann und eine Frau stiegen vom Bock und näherten sich der Haustüre, Eta sprang auf und öffnete Haus- und Wohnungstüre. Sie hatten ein kleines Kind, einen Säugling auf dem Arm und baten, ob sie ihn bei uns wickeln und ihm die Flasche geben könnten. Auf dem Planwagen wäre es doch ziemlich kalt. Oma und Eta waren sofort dabei alles Mögliche zu machen, Milch kochen, den Tisch für das wickeln bereiten und ähnliches.

Die beiden Erwachsenen mit dem Säugling auf dem Arm verbreiteten trotz ihrer winterlichen Kleidung und der dramatischen Situation, eine bisher in Omas bürgerlichen Wohnung nicht erlebte Atmosphäre die Flair und Eleganz beinhaltete, was mich stark beeindruckte.

Aus der Auflösung des Friseurgeschäfts meines Vaters waren noch Sachen da die man auch für die Kinderpflege benutzen konnte, Puder und ähnliches, diese wurden zur Mitnahme bereitgestellt. Die Leute erzählten, dass sie aus Tilsit kamen und vor der Front fliehen mussten. Wenn sie Glück haben, könnten sie es noch schaffen. Sie gingen nach einem kurzen Gespräch, während Oma und Eta schwiegen und sich verstohlen die Augen wischten. Ich hatte danach das Gefühl, das sie bangten ich würde was fragen, sie hätten wohl auch nicht gewusst was sie mir hätten antworten sollen. Aber es war die Zeit, da die Kinder nicht mehr fragten.

Abendessen in den Sternstuben / November 1944

Wenn ich Mutti, abends von der Arbeit abgeholt hatten, gingen wir immer noch was essen. Auf dem Wege nach Hause, zur Petristrasse, überquerten wir die Stolpe auf der Herzogbrücke und gingen bis zum Sandberg. Wenn früher Oma Schröder mit mir zum Sandberg ging, weil sie dort Bekannte besuchen wollte, wartete ich immer darauf einen Sandberg zu sehen. Bis sie mir klarmachte, dass dies nur der Name einer Straße sei. Dort, in der alten wendischen Vorstadt, hatte Oma früher gewohnt. Die Gegend entsprach dem was man heute als Zille-Miljöh bezeichnen würde. In den Wohnungen und Hausfluren roch es unangenehm nach Urin und Kohl.

Eine der Bekannten von Oma Schröder war Frau Durdel. Sie stammte wie sie vom Lande. Beide waren Kriegerwitwen und hielten schon seit der schlechten Zeit nach dem ersten Weltkrieg zusammen und halfen sich gegenseitig soweit sie es konnten. Oma erzählte manchmal, nach hartnäckigem Drängen, von ihrer Kindheit auf dem Lande. Ihre Eltern arbeiteten auf dem Gut der Zitzewitz in Dübsow. Als pommerscher Landsturmmann war ihre Vater bei dem Sturm auf die Düppelner-Schanzen dabei gewesen. Als er später starb, war er im offenen Sarg mit dem Apfelsinenorden, wie sie ihn nannte, aufgebahrt worden. Den konnte man nicht essen, er hatte nur eine entsprechende Farbe, weil er aus der aus der Bronze erbeuteter Geschütze gefertigt worden war.

Sie erzählte vom hüten der Gänse und dem füttern der Schweine. Sie wusste wann man welche Gemüse im Garten sät und wann nicht. Frau Durdel wohnte später in der Innenstadt neben der Mittelschule. Von dem Fenster ihrer Wohnung konnte man auf den Schulhof sehen. Da in den letzten Kriegsmonaten alle Schulen für Kriegszwecke beschlagnahmt waren, wurde auch diese Schule als Kaserne für die Schnell-Ausbildung der Hitlerjugend und des Volkssturms benutzt. So konnten wir bei einem Besuch bei ihr,

vom Fenster aus beobachten, wie die armen Hitlerjungs erbarungslos geschliffen wurden. Erna Durdel, ihre Tochter, welche mit Mutti eng befreundet war, trafen wir dann 1950 in Flensburg wieder, wo wir zeitweise bei ihr wohnten.

Auf diese Strasse, dem Sandberg, die in Richtung Danzig verläuft, kamen uns dann ab Herbst 1944 die Trecks aus Ostpreußen und dem Baltikum entgegen, oft in einer geschlossenen Formation. Meistens Planwagen mit Pferden davor. Ganze Dörfer und Städte rollten als Boten eines kommenden Unheils an uns vorbei. Wir wähten uns noch auf der sicheren Seite des Ufers. Welch ein Irrtum. Manchmal zogen die Pferde auch elegante Sportwagen da diese wegen des Benzinmangels nicht mehr selbstständig fahren konnten. An ein knallgelbes Kabriolett mit offenem Verdeck kann ich mich erinnern, dass hinter einem Planwagen angehängt war. Es wirkte so abstechend, fast monströs wie eine Warnung.

Wenn keine Trecks zu sehen waren, donnerten manchmal LKW, s die Straße runter, meistens mit Verwundeten in Richtung westlich gelegener Ostseehäfen. Einmal passierte mir beim überqueren der vereisten Strasse, dass ich ausrutschte und hinfiel. Aus dem Augenwinkel sah ich am oberen Ende der Strasse einen LKW erscheinen. Die Lichtschlitze der Scheinwerfer waren schon zu erkennen. Ich bewegte mich vor Schreck, es kam wie im Schneckentempo vor, um wieder auf die Beine zu kommen und mich aus der Gefahrenzone zu entfernen. Aber ich war gerade noch schnell genug um den rettenden Bürgersteig zu erreichen. Dieser Vorfall, auf einer vereisten Strasse liegend und einem herannahenden Fahrzeug hilflos ausgeliefert sein, verfolgte mich lange Zeit.

An der Ecke Sandberg und Töpferstadt befanden sich die bekannten Sternstuben. Um unser Abendessen einzunehmen machten wir dort häufig Rast und aßen vorzugsweise Bauernfrühstück. Ich darf-

te mir dazu immer Malzbier bestellen. Das Restaurant war immer gut besucht war, wahrscheinlich auch durch seine Nähe zum Fliegerhost Reitz, denn Soldatenuniformen der Luftwaffe herrschten in dem Lokal vor. Wenn wir hineinkamen wurde uns bereitwillig und freundlich Platz gemacht, so dass wir uns immer an irgendeinem Tisch hinsetzen konnten. Mir schien, dass Männer in Zivil besonders misstrauisch und Frauen besonders mit Kind dagegen freundlich betrachtet wurden. Mutti kam immer bald mit den Soldaten ins Gespräch. Es ging wie immer darum, dass sie fragte ob jemand etwas von Papa gehört hätte. So unwahrscheinlich es war, einige waren in der gleichen Einheit und zum gleichen Zeitpunkt im Mittelabschnitt vor Moskau gewesen, aber mehr wusste keiner. Ich hatte manchmal allerdings den Eindruck, dass viele aus Mitleid und um Mutti zu trösten dies nur vorgeben. Aber Mutti ließ sich nicht entmutigen-

Ein Radio spielte Musik die der Soldatensender Belgrad brachte, wie "Wovon kann der Landser denn noch träumen". Die Bedienung passte auf, dass wenn der Sprecher im Radio Nachrichten durchgab, wurde es leiser gestellt. Niemand wollte sie gerne hören.

Nach dem Essen gingen wir auf der gegenüberliegenden Poststrasse zur Petristrasse nach Hause. Über uns funkelten die Sterne und Mutti meinte dass es irgendwie passt das wir aus den Sternstuben nach Hause gehen und über uns die Sterne in der winterkalten Nacht so stark funkelten. Sie fragte dann auch laut, ob wohl diese Sterne jetzt auch von Papa in Russland gesehen würden, wozu ich üblicherweise schwieg. Sie summte dann leise das Lied, „ Heimat deine Sterne. Was ich auch nicht kommentierte. Immer wenn ich heute dies Lied höre, muss ich mich an diese sich allabendlichen in ähnlicher Form wiederholende Szene erinnern. Und dann ging es ab ins Bett. Aber ich kam nie sofort zum einschlafen, denn Mutti

und ich hörten noch gemeinsam Radio. Das Gerät stand im Schlafzimmer auf der Frisierkommode und mit Spannung wurden jetzt doch Nachrichten gehört. Radio London und Deutschlandfunk immer abwechselnd und nur in Zimmerlautstärke. Das Vorrücken der Russen in Ostpreußen und die Gräueltaten in Nemersdorf wurden ausführlich geschildert und bedrückt zur Kenntnis genommen. Aber beliebt waren auch Propaganderlieder des Senders Breslau. Da wurden bekannte Melodien mit Spottversen über Churchill und Roosevelt unterlegt und sorgten für unser abendliches Amusement.

Lesehunger und Altmetall / November 1944

Wenn es nicht gerade später Abend war und die Geschäfte also noch auf hatten, kehrte Mutti mit mir auf dem Wege nach Hause noch in eine Leihbücherei ein. Sie war in einem Laden, in dem vielleicht früher mal ein Lebensmittelgeschäft gewesen war. Eine ältere Frau bediente uns dort freundlich. Sie war offenbar froh, wenn sich ab und zu mal ein Kunde zu ihr verirrte. Die Wände waren mit Bücherregalen voll gestellt. Welcher Art die Literatur war, die dort angeboten wurde weiß ich nicht. Die ausgeliehenen Bücher würde ich nach meiner heutigen Kenntnis der Kategorie Trivilliteratur zuordnen. Wenn wir den Laden betraten, begab ich mich immer sofort in eine bestimmte Ecke, denn dort lag ein Haufen Bücher, die wohl nicht in das allgemeine Sortiment der Bücherei passten und deshalb aussortiert worden waren. Ein Buch das ich dort fand, hatte mich sofort fasziniert und ich bat Mutti es ausleihen zu dürfen. Es hieß "Till Eulenspiegel und seine Streiche". Das Buch las ich dann in kürzester Zeit aus. Mutti meinte, dass ich schummel

und das Buch nicht so schnell ausgelesen haben könne. Also las ich ohne weiter zu diskutieren, das Buch noch einmal.

Ab dem Zeitpunkt behauptete Mutti ständig, Widerspenstigkeiten oder sonstige Abweichungen von gutem Benehmen bei mir, seien alles auf die Lektüre des Eulenspiegel Buches zurückzuführen. Ich glaube dagegen, dass die äußeren Einflüsse des Alltags, der schon lange nicht mehr normal war und die fühlbare allgemeine Untergangsstimmung, Ursache der nicht zu bestreitenden Veränderung von mir war. Denn ich war jetzt immer mehr oder weniger mir selbst überlassen und da ein Schulunterricht nicht mehr stattfand, stromerte ich alleine in der Stadt umher.

Mehrere Jungs aus meiner neuen Schule, die ja jetzt geschlossen war, hatten die Sammelleidenschaft für Altmetalle jetzt perfektioniert. Obwohl absehbar war, dass wir einen Lohn durch die Schule oder den Jungvolkfürher wie bisher, nie mehr zu erhalten würden, füllten wir wie aus Trotz, weiter unsere persönlichen Lager mit Altmetall, in dem wir den jetzt unbewachten Schuppen der Sammelstelle auf dem Schulhof plünderten. Es war eine Art von Widerstand der Unvernunft gegen die absehbare Änderung aller bisherigen Regeln. Des Weiteren entdeckten wir eine neue Quelle. Da fast alle Straßen in Stolp Kopfsteinpflaster hatten und Pferdefuhrwerke das Haupttransportmittel waren, blieb es nicht aus, dass die Pferde auf diesem für sie schwierigen Untergrund, allenthalben Hufnägel oder Teile der Hufeisen verloren und das schon seit langen Zeiten. Diese lagen meistens am Rande der Straße oder in den Spalten zwischen den Steinen des Pflasters. Deshalb gingen wir jetzt konzentriert die Straßen ab und sammelten diesen unvergänglichen metallenen Abfall des Pferdezeitalters ein. Bis wir die Sinnlosigkeit und Vergänglichkeit auch dieser Anstrengung, wegen der ungewissen Zukunft einsahen und es ohne Traurigkeit sein ließen.

Da wir in der „Petristrasse“ nicht weit vom Krankenhaus entfernt wohnten, bot es sich an Christel die letzten Tage oder Wochen vor ihrer Niederkunft bei uns wohnen zu lassen. Was da im Einzelnen bei der Geburt passiert, war mir allerdings weiter eine Rätsel, obwohl ich alle Gespräche zwischen Christel und Mutti zu diesem Thema genauesten verfolgt hatte. Als ich eines Nachts durch Geräusche alarmiert aufwachte, dachte ich zuerst an einen Fliegeralarm, aber als Mutti und Christel das Haus verließen, begriff ich dass es jetzt endlich mit der Geburt soweit sei. Später kam Mutti alleine zurück und berichtete, dass Christel ein Mädchen zur Welt gebracht hatte.

Dann besuchten wir Christel und das kleine Mädchen, dass mittlerweile den Namen Heidchen erhalten hatte, im Krankenhaus. Christel lag in einem Raum mit vier weiteren Müttern und hatte Heidchen im Arm und strahlte uns an. Ich blieb vorsichtshalber in der Tür stehen und bekam dadurch natürlich nicht viel mit, da sich die anderen Besucher vordrängten. Dann sah ich aber doch, dass Christel trotz der umstehenden Menschen ungeniert ihre Brust entblößte und dem kleinen Mädchen offenbar zu trinken gab. Das es so was gibt, war mir nicht unbekannt, aber gesehen hatte ich so was noch nie. Mit diesen tiefen und neuen Erkenntnissen versehen ging ich dann wieder nach Hause.

Da die neue Wohnung von Christel noch nicht fertig war, zog sie nach ihrer späteren Entlassung aus dem Krankenhaus vorübergehend bei uns in der Petristrasse ein. Das bedeute natürlich Einschränkung für mich, da es zunächst nächtens ziemlich turbulent zugeht und dazu dann das ständige Windelwechseln und Windel kochen. Ich sah zunächst mal ganz genau im Detail, was der Unterschied zwischen Mädchen und Jungs war und empfand es enttäu-

schend, ohne das ich wusste weshalb. Meine Oma Zander bei der ich jetzt teilweise schlief, bemerkte meinen Seelenzustand und meinte wohl, dass ich mich vernachlässigt fühlte, da sich alles um Heidchen drehte, was ich ihr von Herzen bestätigte, da es teilweise zutraf.

Weihnachten / Dezember 1944

Völlig überraschend lud kurz vor Weihnachten der Standortkommandant von Stolp alle Kinder der gefallenen, im Feld vermissten und in Gefangenschaft geratenen Soldaten mit ihren Müttern, zu einer gemeinsamen Feier ein. Die Einladung erfolgte per Post.

Es gab zu Hause eine heiße Diskussion wer mit mir und ob man überhaupt dort hingehen sollte. Schließlich gelang es, mit meiner Unterstützung, Mutti zu bewegen, daran teilzunehmen. Dass dies die letzte Weihnachtsfeier vor dem Ende war, befürchteten viele aber verdrängten es oder hofften noch auf Änderung zum Guten, also auf den Endsieg. Aber ich vermute, dass die Mehrheit der Erwachsene dann schon eher an den Weihnachtsmann glaubten als an den Endsieg oder ein glimpfliches Kriegsende.

Selbst uns Kindern schien sich ein Gefühl für die nahende Düsternis mitzuteilen die auch nicht von der üblichen Kerzen und Tannenbaumromantik überstrahlt werden konnte. Mich beschäftigte dauernd die Frage, was ist das Ende, aber ich wagte niemand zu fregen.

Die Feier fand in einem großen Theatersaal statt. Zuvor wurden einige Märchen aus dem Struwelpeterzyklus aufgeführt, danach gab es ein gemeinsames Singen. Auffallend war das keine BDM- oder HJ-Uniformträger zu sehen waren. Dafür jede Menge netter und

kinderfreundlicher Wehrmachtsangehöriger der oberen Dienstgrade, meistens schwer beschädigt, die trotz ihrer Behinderung die kleineren Kinder auf den Schoß nahmen oder ihnen ausgestellte Waffen vom Maschinengewehr aufwärts erklärten. Auf Tischen, standen kleine Häuser mit Bäumen und Soldaten mit kleinen Panzern und Geschützen in Sandkästen. Es wurden den größeren Kindern Schlachten auf dem Tisch vorgeführt. Die Nichtuniformierten Erwachsenen waren ausschließlich Frauen und diese schienen sich ziemlich überflüssig vorzukommen.

Mir gefiel es aber sehr gut und ich wollte unbedingt noch länger bleiben. Schließlich zerrte man mich heraus. Es dem muss wohl ein mehr oder weniger heftiger Wortwechsel mit Mutti und einigen uniformierten erfolgt sein. Den Inhalt kann man sich denken. Wie sollte wohl ein Frau deren Mann in diesem Unheil umgekommen war, bei einer derartigen, heute würde man sagen PR-Veranstaltung, sich verhalten. Ich sehe noch die beschwichtigenden Gesten und betretenen Mienen der sich verabschiedenden Offiziere vor mir, die mir noch ein Geschenk in die Hand drückten, von dem ich nur noch weiß, das es aus Holz war.

Trotz des drohenden Unheils, über das möglichst wenig gesprochen wurde, nahte Weihnachten. Wir wollten unbedingt den Heiligabend bei Oma und Eta feiern. Im kleinen Wohnzimmer war ein Baum festlich geschmückt und mit allem Brimborium behangen. Der Baum wurde so hergerichtet wie ihn schon Papa als Kind gesehen hatte. Jedes einzelne Stück Weihnachtsbaumschmuck hatte eine Geschichte. In den späteren Jahren habe ich bei Weihnachtsbäumen immer einen Blick riskiert, ob da nicht ein Stück Baum-Schmuck dabei war, welcher Ähnlichkeit mit dem bei Oma und Eta hatte. Aber es war nicht der Fall.

Zu essen gab es Hasenbraten. Dabei musste man aufpassen, dass

man nicht auf eine Schrotkugel biss. Denn Schrotkugeln waren zu erwarten. Sie mussten im Fleisch sein, sonst war der Hase gewildert und nicht weidmännisch erlegt, sondern mit einer Schlinge ermordet worden, wie Eta erläuterte. Zur Bescherung gab es ohne viel Theater wie Klingeln, Weihnachtsmann und ähnlichem, vorwiegend nützliches. Bleyle-Hosen, Strümpfe, und sonstige gute Dinge, bei denen sich meine Begeisterung in Grenzen hielt, aber alles rare Friedensware. Und natürlich doch noch andere Sachen, die heute allerdings unter die Kategorie Kriegsspielzeug fallen würden. Aber selbst die abgebrühtesten Kriegsgegner waren jetzt schon so erschöpft, das sich dagegen keine Stimme mehr erhob. Da gab es also Panzer und auch eine originalgetreue Panzerabwehr Kanone mit der man richtig, das heißt mit Zündplätzchen, schießen konnte. Leider nicht genügend Zündplätzchen. Aber ich vermute, dass Oma die hatte verschwinden lassen, denn sie hasste sie.

Und dann die Bunten-Teller. Da Südfrüchte, Obst und Süßigkeiten natürlich Mangelware waren, stand die Eigenproduktion im Vordergrund, nämlich Backwaren. Köstlichkeiten die mit dem Aussterben der ostpreußischen und pommerschen Mütter und Großmütter auch verschwunden sind. Noch Jahre nach der großen Flucht und Vertreibung konnten in Westdeutschland, ostdeutsche Kinder ihren staunenden einheimischen Freunden zu Weihnachten diese für sie exotischen Dinge zu kosten geben. Falls die Mütter sich dazu bereit erklärten zu backen und die notwendigen Naturalien vorhanden waren, was nicht immer der Fall war. Allein die Namen sind wie Musik, Pfeffernüsse, Straßenpflaster, Elisentaler, Honigbutterküchlein, Bomben, Kollatschen und der Weihnachtsstollen, der nicht in Form eines Brotes, wie der bekanntere Dresdner-Stollen, sondern in Form einer riesigen Brezel auf einem Blech von ca. 1m Kantlänge im Steinofen des Bäckers gebacken wird.

Aber nach Weihnachten hatte uns die Wirklichkeit wieder. Die täglichen Meldungen von Radio London über eine Offensive der Russen von der fernen Weichsel in Richtung Pommern, vergällten allen die Nachweihnachtszeit. Nur Oma und Eta genossen den obligatorischen Neujahrspunsch, allerdings bei den Bemerkungen und Analysen der Ergebnisse des Bleigießens wurde kein Blatt vor den Mund genommen. Mit anderen Worten, es wurde richtig auf den Putz gehauen. Und ich staunte.

Stützpunkt Hundestrasse / Januar 1945

Christel hatte noch kurz vor Weihnachten ihre neue Wohnung in der Hundestrasse nicht weit von der Herzogbrücke, zugewiesen und auch eingerichtet bekommen. Sie war komplett mit fabrikneuen Möbeln ausgestattet, allerdings alle im neuen Einheitsstil. Die Wände waren frisch ausgemalt. Es roch alles ungewohnt neu und das alles hatte sie keinen Pfennig gekostet.

Diese Wohnung wurde im neuen Jahr, nach und nach der Sammelpunkt der gesamten Familie. Denn man machte sich ganz offen heftigste Sorgen um die Zukunft und verbarg sie auch nicht länger vor mir. Die Lage der Wohnung auf der anderen Seite der Stolpe, der östlichen Seite, wurde als günstig angesehen. Alles Fluchtgepäck wurde dort konzentriert aufbewahrt. Es schien beabsichtigt zu sein, in Richtung Ostsee oder in die Wälder zu flüchten. Die Truppen der "Weißrussischen Front" waren mittlerweile von der Weichsel bis zur Oder vorgestoßen und somit war Pommern abgeschnitten. Daher galt eine Flucht nach Westen als sinnlos. Hoffnung gaben Aktivitäten der Wehrmacht, die nach dem Krieg als "Operation Sonnenwende" bekannt wurden. Die Vermutung liegt aber auch

nahe, dass allen bewusst war, jede Flucht ist aussichtslos. Suizid war damals ein häufiges Gesprächsthema. Man nannte es damals bloß nicht so steril. Ich weiß das Kurt in seinem Jackett an mehreren Stellen Rasierklingen versteckt hatte. Später, noch Wochen nach dem Einmarsch der roten Armee, konnte man die Folgen dieses letzten "Auswegs" vieler pommerscher Bürger immer wieder und überall finden, in den Wäldern, an Flussufern, in verlassenen Häusern und anderswo. Man kam ganz überraschend wohin, an eine einsame Stelle, wo schon lange keiner gewesen war und blickte in das Angesicht eines Toten.

Es wurde, in meiner Anwesenheit nicht laut über das Thema gesprochen, aber die Andeutungen sagten mir genug, so dass alle Fragen ungefragt bleiben konnten. Kurt schien besonders gefährdet zu sein, da er in Zivil war, groß und gut aussehend und niemand in ihm einen in Wirklichkeit kranken Menschen mit nur einer halben Lunge vermutet. Also versuchte er zunächst alleine sein Glück. Wie schwer muss der geheim gehaltene Abschied von Oma Schröder gewesen sein. Äußerste Verschwiegenheit für solche Planungen war angesagt, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte am nächsten Baum aufgeknüpft zu werden. Wie sich dann herausstellte war es zu spät gewesen oder gerade richtig. Denn das Schiff, mit dem er von Stolpmünde fliehen wollte, nahm ihn wegen Überfüllung nicht mit, es war die "Wilhelm Gustloff". Deswegen kam er wieder enttäuscht zurück nach Stolp. Jedoch schon wenige Stunden nach dem Auslaufen war dieses Schiff von Torpedos versenkt worden. Er hatte also Glück gehabt, was er damals garnicht wusste.

Oma und Eta waren in die allgemeinen Diskussionen zwar mit einbezogen, hatten aber offenbar eigene Pläne, die mir verborgen blieben. Dadurch blieben auch jegliche Verabschiedungsszenen aus, ja jedes Gespräch über die Zukunft wurde geschickt in andere Richtungen gelenkt.

Eine gute Freundin von Kurt war Martha Rux. Diese tauchte auf einmal in der Fischerstrasse auf und war mehr oder weniger entsetzt, dass wir noch alle, scheinbar gemütlich in Stolp saßen, während andere sich schon längst abgesetzt hatten. Man munkelte das sie aus Posen kam und dort bei der deutschen Polizei gearbeitet hatte, weshalb es ihr offenbar geraten schien sich über die Oder davon zu machen. Dabei sollte Kurt sich ihr anschließen. Sie verfügte über gute Beziehungen und konnte immer alles beschaffen was rar war. Auch deshalb war sie bei uns natürlich hoch willkommen. Sie war groß und hübsch und da sie sich mit Kurt gut verstand, hatte sie natürlich bei Oma ein Stein im Brett. Wobei man sagen muss, dass es eine beidseitige Sympathie war, denn für Martha Rux war Oma eine Mutter Ersatz. Warum das so war, blieb mir immer unklar. Für mich ins Auge stechend waren ihre hohen braunen Lederstiefel. Aber sie blieb nur einige Zeit bei uns und war dann plötzlich verschwunden, offenbar nach dem ihr klar geworden war, dass Kurt nicht mitgehen würde, da er uns nicht im Stich lassen wollte.

In der Nähe der Hundestrasse gab es aber für mich derweilen genügend anderes interessantes zu sehen. Da gab es eine Hufschmiede. Sie war in voller Aktion und es war aufregend zu sehen wie die großen Pferde sich von den ledergeschürzten Hufschmieden fast willig die Hufe beschlagen ließen. Der Geruch war beeindruckend, wenn den Pferden das Rotglühende Eisen an den Hufen mit seltsam geformten Hufnägeln befestigt wurde und wenn dann Wolken von verbranntem Horn aufstiegen, wobei sie nicht mal zuckten.

Mittlerweile hatte die Wehrmacht auf die Herzogbrücke zerschossene Autos und allerlei nicht reparaturfähige Kettenfahrzeuge geschleppt, so dass die Brücke nur noch durch einen schmalen Fuß-

weg zu begehen war. Die Herzogbrücke war die einzige steinerne Brücke über die Stolpe von der Verbindung Danzig-Stettin, also Ost-West. Für uns Jungs war die Brücke mit den darauf abgestellten Schrottfahrzeugen natürlich der Abenteuerspielplatz schlechthin. Wir fingen direkt mit dem abmontieren von den für uns wichtig erscheinenden Teilen an. Besonders faszinierend wirkten die Klemmen und Relais unter den Schalttafeln. Niemand störte uns oder scheuchte uns weg, bei unserer Verwertung des Kriegserbes.

Währenddessen konnte man jetzt immer öfter, lang andauernden und stärker werdenden Geschützdonner hören. Es war wie ein fernes Gewittergrollen im Sommer. Das kommende Unheil konnte man nicht sehen, sondern nur hören. Das alleine machte es schon so unheimlich. Denn niemand der das hörte hatte so was schon mal erlebt und ahnte was auf ihn zukam. Viele hofften, es würde sich wie manchmal bei einem Gewitter wieder verziehen. Wobei in einer ländlichen Umgebung wie in Pommern, ein Gewitter nie auf die leichte Schulter genommen wird. Das wurde für die Kinder zu Hause noch meistens unterstrichen mit Bemerkungen wie "der liebe Gott schimpft". Im Kindergarten wollte man das natürlich ideologisch gerade rücken in dem man klarstellte, dass schon die alten Germanen glaubten, von denen wir ja alle angeblich abstammten, dass bei einem Gewitter Gott Thor seinen Hammer wirft um die Feinde zu treffen. So dass wir also keine Angst vor Gewitter zu haben brauchten.

Wir kleineren Kinder die draußen spielten und den fernen Geschützdonner hörten, verließen uns aber lieber auf das was die größeren Jungs aus der Nachbarschaft dazu erzählten. Denn wir besaßen natürlich alle eine Sammlung von Bildchen mit den wichtigsten Waffen und den Helden der Wehrmacht. Man würde dies heute eine Datenbank nennen. Damit wäre es leicht abzuschätzen gewe-

sen was für eine Artillerie das war die man hörte und wie weit sie entfernt sei, sagten die größeren Jungs. Wenn es die deutsche Artillerie wäre, aber es war die russische.

Meine Aufgabe war es jetzt Botengänge, zwischen der Fischerstrasse und der Hundestrasse zu erledigen. Ich musste dabei einiges unseres Fluchtgepäcks transportieren, denn anders als durch mich, ließ es sich nicht von einen an den anderen Ort verbringen, ohne dass es auffiel. Dabei ließ ich mir immer ausgiebig Zeit und da mich niemand kontrollierte oder vermisste, nahm ich die Gelegenheit wahr, mir in der Stadt die Auslagen in den Zeitungsgeschäften über die heldenhaften Kämpfe unser Ritterkreuzträger anzusehen. Oder auch einfach nur zu bummeln und neugierig überall zu gucken. Die sonst immer in Erscheinung tretenden HJ-Patrouillen, welche ziellos streunende Kinder ansprachen und mit unangenehmen Folgen nach ihrem wohin befragte, gab es nicht mehr.

Die Stimmung in der Stadt war eigenartig und schwer zu beschreiben. Wie in Erwartung von etwas unbekanntem. In manchen Geschäften wurde man nicht mehr nach den Marken gefragt. Dafür hatten andere Geschäfte schon seit Tagen nicht mehr aufgemacht. An normalen Wintertagen im März ging man in Stolp nur auf die Straße, wenn man es musste. Aber jetzt war jeden Tag in unerklärliches Gewusel von Menschen in den Straßen.

Der Tote beim Rodeln / 6. März 1945

Es war Anfang März und so gab es schon einige sonnige wenn auch noch kalte Tage und die verstärkt durch den restlichen Schnee auch schon deutlich länger hell waren. Dieser Schnee verlockte die Kinder zu einige Rutschpartien mit dem Schlitten. An der

Südseite des Friedhofs, welcher ja nicht weit von der Petristrasse entfernt war, konnte man in den dortigen etwas abschüssigen Parkanlagen noch wunderbar rodeln. Hier wimmelte es dann auch jetzt von Kindern. Zum Friedhof hin war der Park, durch mannshohe Gitter begrenzt, die zwischen mächtigen bemoosten und aus Backsteinen gemauerten Pfeilern befestigt waren. In größeren Abständen gab es hohe zweiflügelige Tore, die immer offen standen und über denen sich jeweils ein altertümliches gusseisernes Spruchband schwang. Die Texte darauf waren Bibelsprüche. Die Rodelbahnen liefen bis an die Straße, im flacheren Bereich des Parks aus. Der Park war zwar mit Bäumen bestanden, aber diese standen in größerem Abstand von einander, so dass man ohne Gefahr zwischen ihnen mit dem Schlitten durchgleiten konnte und sie hatten nur mäßig breite Baumkronen, weshalb immer genügend Schnee für das Rodeln zwischen ihnen auf dem Boden gefallen war.

Das Rodelvergnügen am sechsten März 1945, zu dem ich mich auch aufgemacht hatte, gestaltete sich zunächst so wie erwartet. Nachdem ich bereits einige Rodelpartien, alleine und mit anderen Kindern auf dem Schlitten gemacht hatte, merkte ich dass die Kinder mit dem Rodeln aufhörten und zu einem seitlich am unteren ende des Parks stehenden Baum strebten von dem etwas herabhing. Ich lief ebenfalls dorthin und erkannte, dass dort ein Mann mit einem Strick um den Hals von einem der dickeren Zweige des Baumes herabhing. Mir war sofort klar, das war ein toter Mann, ein gehenkter.

Es war der erste Tote in meinem Leben und ich verspürte innerlich eine Erstarrung, denn der Tote hatte einen Mantel mit Fischgrätmuster an wie auch mein Onkel Kurt einen hatte. Vor der Brust trug er ein Schild, das von einer Schnur um seinen Hals gehalten wurde. Das konnte ich deutlich erkennen. Was ich nicht erkannte, was auf dem Schild stand. Das erzählte man mir erst später. Es soll

darauf gestanden haben "So sterben alle, die ihr Vaterland verraten", oder ähnliches. Das Gesicht konnte ich ebenfalls nicht sehen, denn der Kopf des Toten war nach unten geneigt außerdem drehte er sich an dem Strick hängend und ich vermied es auch genauer nach oben zu sehen. Ich hatte einige schreckliche Augenblicke lang wegen dem Mantel geglaubt, dass es Kurt sei. Dann überwog die Erkenntnis, dass er es nicht ist. Seine Füße befanden sich mehr als einen Meter über dem Erdboden, so dass einige Kinder unter ihm mit dem Schlitten durchfahren und bei der Durchfahrt seine Füße absichtlich berührten und ihn dadurch in Drehung versetzten. Das machte ihnen offenbar Spaß. Ansonsten schien das ganze weiter keine besondere Aufregung zu erzeugen. Einige Kinder gingen, einige kamen und einige blieben.

Das Ereignis schien wohl für alle zur einen besonderen Art der Normalität zu gehören oder wurde verdrängt. Man könnte sagen, der aufgehängte Mann erregte nur mäßiges Aufsehen. Ich stand in einiger Entfernung sah zu und wagte mich nicht zu bewegen. Der Schnee unter dem Baum war mittlerweile schon ziemlich platt getreten, wodurch einige Kinder, die sich der Stelle noch weiter zu nähern versuchten, ausrutschten und hinfielen. Dabei kamen sie in der Nähe des Baumstammes zu liegen, blickten nach oben und weinten bei dem Anblick dessen was sie sahen. Die kleineren Kinder, wozu ich auch zählte, wurden nach kurzer Zeit von den größeren nach Hause geschickt. Die verantwortlichen für diese grausame Tat, hatte damit weniger bei den Erwachsenen den erwünschten Eindruck hinterlassen, als bei den Kindern einen unerwünschten. Das kommt davon wenn man Hinrichtungen auf einem Spielplatz vollstreckt. Denn nichts anderes war die Rodelwiese.

Wir folgten und gingen nach Hause, gewohnt zu gehorchen. Wodurch sich die Ansammlung, auch wegen der langsam eintretenden Dunkelheit, auflöste. Dort wusste man schon von den Ereignissen,

denn Kurt war mit Freunden auch am Friedhof gewesen. Er kannte sogar den Namen des Toten, denn es war ein Bekannter von ihm gewesen. Man hatte den hängenden Körper gedreht und den Mantel geöffnet hätte um zu sehen ob er erschossen worden war. Was aber nicht der Fall gewesen wäre. Ob sie ihn auch abgeschnitten hatten weiß ich auch nicht. Aus dem gehörten schloss ich, dass sie es nicht gemacht hatten. Anwohner hätten erzählt, dass am frühen Morgen ein LKW mit Uniformierten gekommen wäre, sie hätten ihn auf einem mitgebrachten kleinen Tisch gestellt und erhängt. Zu Lebzeiten von Kurt oder von den anderen Familienangehörigen, die etwas mehr hätten wissen können, habe ich nie versucht näheres zu erfahren.

Die Bilder davon, habe ich noch deutlich vor Augen. Den Friedhofszaun mit den immergrünen Bäumen im weißen Schnee, das schwarze Gittertor mit dem Bibelspruch. Den nur spärlich mit Bäumen bestandenen beschneiten Hang. Die bunte Schar der rodelnden Kinder, den abseits stehende Baum mit dem an einem Strick um den Hals hängenden Mann, von dem ich nur den Mantel und die Hosenbeine mit Schuhen wahr nahm, das drehen der Kinder an den Füßen des Mannes und ihr weinen als sie das schreckliche des Geschehens begriffen.

Vor Sonnenuntergang / 7. März 1945

Es hatte sich eine seltsame Stimmung verbreitet. Wie auf einem Schiff, bei dem die Besatzung genau den Zeitpunkt des unweigerlichen Untergangs kannte und wusste, dass nur wenige einen Platz in den Rettungsbooten finden werden. Bis zum Zeitpunkt des Untergangs, der voraussehbar war benahm sich jeder anders. Als Kind

analysiert man nicht den Grund aber man registriert hochsensibel alle Erschütterungen, wie ein Seismograph. Die Soldaten, die sonst überall zu sehen waren, sind auf einmal fast unsichtbar geworden. Sie verschwanden beängstigend schnell und hinterließen eine leere. Einige hasteten noch umher und machten das verschwinden der anderen noch deutlicher. Man fühlte sich allein gelassen, schutzlos. Wo ist der Protz und der Pomp mit Fahnen und Marschmusik geblieben, mit dem wir früher bei jeder Nichtigkeit überschüttet wurden. Im Augenblick des Untergangs ließ man uns alleine. Oma sagte später, es ist so wie wenn man stirbt, da ist auch jeder alleine.

Das Wetter war sonnig und ich trödelte über die Herzogbrücke und langsam an den dort platzierten Autowracks vorbei, in manchen stieg ich ein und untersuchte die bloßliegenden Elektroteile und Kabel und vergaß die Zeit. Ich durfte alles das machen, keiner verscheuchte mich.

Wir sind dann abends alle in die Wohnung von Christel, in der Hundestrasse eingezogen, da wir am nächsten Tag mit unsere Flucht beginnen wollten. Es war der 7. März 1945. Es gab die Information dass die Brücken gesprengt würden, was ja auch passierte und dass die Stolpe als Verteidigungslinie gegen die von Süden anrückende russische Verbände aufgebaut würde. Unsere vorbereiteten Rucksäcke waren alle bereits gepackt. Mir diente mein schwarzer lederner Schultornister als Rucksack. Wohin, auf welchem Wege, zu welchem Ziel dieses Flucht gehen sollte, wusste ich nicht und fragte auch nicht danach. Mir ist auch eine Verabschiedung von Oma und Eta nicht in Erinnerung.

Die Wohnung in der Hundestrasse bestand aus einer großen Wohnküche und einem großen Schlafzimmer, im Erdgeschoss eines zweistöckigen älteren Hauses. Es lag inmitten verschachtelte Hinterhöfe, in einem der ältesten Wohnquartiere Stolps, nicht weit

von der Stolpe und der Herzogbrücke entfernt. Im Hausflur, welcher eher einer Halle glich, befand sich eine große schräg stehende Falltüre die den Zugang zu einem großen und hohen und wohnlichem Kellergewölbe bildete. Außerdem lief da noch eine Katze herum, vor der Christel erheblich Angst hatte, da sie befürchtete, dass diese ihr ins Haar springt. Dass so was Katzen machen, hatte sie angeblich irgendwo gehört. Ich hatte da keine Befürchtung und versuchte sie zu streicheln, was mir aber nicht gelang, da sie sich immer schnell davon machte.

Irgendwie schienen alle auf etwas zu warten. Und siehe da, ich war gerade eingeschlafen, als man mich wieder weckte. Man hörte Explosionen ohne dass zuvor eine Sirene ertönt war. Ich zog mich an und wir gingen alle mit dem ganzen Gepäck in den Keller, wo wir uns auf Stühlen und aufgespannten Liegestühlen niederließen. Die Nachbarin aus dem oberen Geschoß mit ihrer Katze war auch da. Dann konnte man wieder entfernte Explosionen hören und wuchtige Einschläge, aber ohne nachfolgende Detonation. Christels größte Sorge schienen nicht diese zu sein, sondern die Katze, denn sie sorgfältigen Abstand zu ihr. Obwohl diese sie garnicht beachtete.

Die Erwachsenen meinten diese Explosionen wäre ganz untypisch für Fliegerbomben. Dass wir jetzt offenbar einen Fliegerangriff erlebten, berührte mich nicht besonders. Ich dachte wenn es Krieg ist, dann gehört dies zwangsläufig dazu. Bisher sind auf uns noch keine Bomben niedergegangen, also passiert es jetzt. Dann haben wir das auch hinter uns. Fast hätte man sagen können, dass steht einem zu. So viele meine ehemaligen Schulkameraden, die aus Westdeutschland nach Pommern evakuiert worden waren hatten das erlebt, trotzdem hätte ich mich nicht benachteiligt gefühlt, wenn das jetzt aufhören würde.

Aber es ging stundenlang so weiter. Später verließen einige für kur-

ze Zeit den Keller, um draußen die Lage zu erkunden. Sie kamen ratlos ohne Erklärung für die Vorgänge zurück. Wir hatten auch keine Flugzeuge hören können und vermuteten, dass sie sehr hoch fliegen würden. Keiner glaubte noch, das es die Luftwaffe war welche die russischen Linien bombardierte, da hatte man alle Hoffnung aufgegeben. Wir hatten schon längere Zeit keine Explosionen mehr gehört und es war schon hell geworden. Kurt der draußen zur Erkundung der Lage gewesen war, kam zurück und berichtete, dass es gar keinen Luftangriff gegeben hätte, sondern dass man die Herzogbrücke, die über die Stolpe führte, gesprengt hatte. Große Betonbrocken, so groß wie ein ganzes Zimmer lägen überall herum und hätten die umliegenden Häuser stark beschädigt. Bei einem mehrstöckigen Haus direkt an der Stolpe, seien alle Etagen runtergerasselt, so dass nur die Umfassungsmauern stünden. Von Soldaten sei weit und breit nichts zu sehen, die doch angeblich dies Ufer der Stolpe verteidigen sollten.

Also führten wir unseren Plan aus, packten zusammen und traten auf die Straße um unsere Flucht zu beginnen. Wie sich herausstellte, waren wir nicht alleine, andere hatten offenbar das gleiche vor. Wir trotteten dann zunächst langsam aber bald schneller werdend in einer lockeren Kolonne in der Quebbestrasse in Richtung Norden.

Pommerland wird abgebrannt

Fluchtbeginn und Fluchtende / 8. März 1945

Nachdem verlassen der Wohnung hatten wir uns weiter von der Stolpe entfernt und waren in die Quebbestrassse eingebogen, die noch eine leichte Schneedecke trug. In dem Zug der Menschen, der sich dort bewegte befanden sich nur Frauen und Kinder. Die zusammengehörigen Personen gingen in Gruppen mit jeweils einigen Meter Abstand zu den anderen. Alle waren zu Fuß, einige zogen einen Handwagen, auch Kinderwagen waren sehen, so wie Christel mit Heidchen.

Wir kamen an meiner Schule vorbei, der ich aber nicht einen Blicke zuwarf. Die Menschen schienen alle durch die in der letzten Nacht verursachten Explosionen der gesprengten Brücke aufgescheucht und zur Flucht gebracht worden sein. Es herrschte eine angespannte Stille. Dann kamen wir an den Friedhofsanlagen vorbei, wo ich noch vor kurzem gerodelt hatte. Mir schien das Jahre her zu sein. Kein Gedanke mehr an den Mann, der an einem dieser Bäume gehangen hatte. Jede Neugier auf das Geschehen um mich herum und am Straßenrand war wie erloschen. Teilnahmslos trottete ich mit meinem schwarzen Tornister wie in einer Nebelwolke dahin.

Wir näherten uns dem Einmündungsbereich der Bergstrasse. In sie hineinblickend, befand sich auf der rechten Seite dieser Strasse der große Komplex einer Brauerei und Schnapsbrennerei. Auf den gegenüberliegenden Seiten gab es dagegen nur kleine, meist einstöckige Häuser. Deren Haustüren waren meist doppelflügelige Tore, hinter denen sich die Durchfahrten zu den dahinterliegenden Höfen befanden.

Vor uns stockte plötzlich der Zug. Die Leute stoben auseinander und liefen in Hauseingänge, in die Anlagen des Friedhofs oder eilten voraus. Auf jedenfalls runter von der Strasse, so wie man einem plötzlich von der Seite kommenden Auto ausweicht. Dadurch wurde der Einmündungsbereich auf einmal frei. Wir gelangten dorthin, starrten in die Bergstrasse und blieben einen Augenblick stehen. Ich weiß nicht wie lange, es können nur Sekunden gewesen sein, und dennoch prägte sich mir und wahrscheinlich allen anderen auch, das Bild das wir sahen, schnell, blitzklar und schockierend ein. Was wir sahen war, eine Kolonne Militärs die in einiger Entfernung die Strasse herauf marschierte. Es waren russische Soldaten die da auf uns zukamen.

Mir war schon klar gewesen, was der täglich näher kommende Geschützdonner und was die Sprengung der Herzogbrücke letzte Nacht zu bedeuten hatte. Und ich hatte auch die Schreckensgeschichten im Ohr, was wir deutsche zu erwarten hätten wenn uns die Russen überrennen würden. Und auch die Beschwichtigung allenthalben das es nicht soweit kommen würde. Die einen hatten gemeint, dass so was der Führer gar nicht zulassen würde und andere hatten geschwiegen.

Kurz und gut, jetzt hatten wir den Salat und die Russen waren da und mit ihnen alle möglichen Folgen die mir durch den Kopf schossen. Etwas krümmte sich in mir und ich fasste Mutti fester an die Hand, die aber wirkte wie alle anderen auch ratlos und war kaum ansprechbar. Was wir dort die Bergstrasse hoch kommen sahen, wurde auch sofort von allen identifiziert und der halblaute Ruf, "die Russen kommen", war überall zu hören, er verbreitete sich schnell unter den Menschen in unserer Nähe. Ich konnte deutlich ihre fremden erdbraunen Uniformen und ihre Gesichter, ihre Maschinenpistolen mit den merkwürdigen runden Magazinen und

die kleinen einspännigen Pferdewagen die neben den marschierenden eilig dahin zockelten, erkennen.

Der unerwartete Anblick der auf sie zu marschierenden Russen schockierte die Menschen, die doch gerade im Begriff waren vor ihnen zu fliehen. Einige versuchten sich schnell in benachbarte Häuser in Sicherheit zu bringen. Wir stürmten auch durch die Haustür in eines des am nächsten vor uns liegenden Hauses und kamen von dort in eine Wohnung die unverschlossen war. Die Fenster dieser Wohnung waren wie alle in dieser Strasse ebenerdig, so dass sich der Fenstersims höchsten einen Meter über dem Bürgersteigniveau befand.

Man konnte durch den Sichtschutz der Gardinen von innen sehen, dass die Menschen draußen auf dem Bürgersteig wie Aufgeschreckte Hühner hin und her liefen. Der Grund dafür konnte nur vermutet werden. Die Russen machen Jagd, sagte Oma, seht zu dass die Haustür verschlossen bleibt. Mutti hatte ihren Rucksack und ich meinen Tornister auf einem Stuhl abgelegt und verharreten wegen der Ungewissheit zunächst eine ganze weile untätig während Mutti meine Hand umklammerte. Im Schlafzimmer dieser Wohnung in die wir geflüchtet waren, lagen unbezogene Federbetten und Kissen mit rotem Inlett. Die früheren Bewohner, hatten die Wohnung vor ihrer Flucht sauberlich und aufgeräumt, die Betten abgezogen und keineswegs überstürzt verlassen. Wahrscheinlich hatten sie ein baldiges Zurückkommen geplant. Nach einer Zeit die für die Überwindung des ersten Schocks benötigt wurde, begannen Oma und die anderen die Wohnung und das Haus zu erkunden, offenbar wollten sie die Lage klären um über des weitere verhalten entscheiden zu können. Sollten wir versuchen weiter zu flüchten, mussten wir wieder zurück und wohin, oder war das hier unser Ende. Mutti erkundete während dessen das Zimmer und die Schränke. Sie stellte

fest, dass in einem Bettwäsche war und beschloss die Betten zu beziehen, da sie sich offenbar entschieden hatte zu bleiben und deshalb für einen Schlafplatz sorgen wollte. Oma hielt diese Entscheidung für voreilig und völlig unpassend.

Den russischen Soldaten waren wir bisher noch nicht direkt begegnet, wohl hatten wir merkwürdige Geräusche und Stimmen sowie ab und zu Schüsse gehört. Die hin und her hastenden Gestalten auf dem Bürgersteig vor unserm Fenster trugen allerdings erheblich zu unserer Verunsicherung bei. Da aber eine ganze weile sonst nichts passierte, bestärkte dieses Mutti im Irrglauben, dass sich alles schon irgendwie einrenken würde. Deshalb bezog sie weiter die Betten, während mich die fremde Umgebung und die ratlosen Erwachsenen erstarren ließen. Nachdem die Betten bezogen waren, warte ich nur noch darauf dass jemand zu mir sagen würde, und jetzt gehst du ins Bett. Das wäre für mich das zweit-schlimmste gewesen. Das schlimmste was ich mir vorstellen konnte, war eine direkte Begegnung mit den Russen. Aber stattdessen drückte mich ab und zu einer von ihnen an sich und sagte was zu mir, was alles nur noch schlimmer machte. Dadurch wurde die Verzweiflung die sich breit machte auch körperlich erfahrbar, denn ich weiß nicht, wer von uns mehr zitterte.

Die erste Nacht / 8. März 1945

Auf einmal klirrten die Scheiben und durch das Fenster und die aufspringende Tür drangen fast zu gleicher Zeit mehrere russischer Soldaten ins Zimmer, sie fuchtelten mit Gewehren und schrien. Oma sagte sie wollten Uhren, jetzt verstand ich die Worte, sie wollten immer Uri-Uri-Uri. Mutti und Christel musste ihren Ehering hergeben. Danach zerrten sie an Mutti und auch an Christel, so

dass der Kinderwagen mit Heidchen drohte umzukippen. Sie schrien Frau komm, Frau komm und weitere mir unverständlich Worte. Nach wildem Geschrei, kam heraus, das sie Frauen einsammelten wollten, weil sie in der gegenüberliegenden Schnapsfabrik Quartier bezogen hätten und nun Frauen für die Küche zum Kartoffel schälen brauchten. Christel und Mutti zeterten und wehrten sich, indem sie mich vor sich hielt und beteuerte mich nicht alleine lassen können und Christel tat dasselbe mit Heidchen.

Wie sich später herausstellte, war die Aufforderung an Frauen, sie nur zum Kartoffel schälen abholen zu wollen, ein Synonym dafür, Frauen zu verschleppen und zu vergewaltigen. Viele sah man danach nicht mehr lebend wieder und die es überlebten, waren oft für ihr Leben gezeichnet. Diese Masche wurde von den Russen in den Endkriegstagen im ganzen Einflussbereich der Roten Armee angewandt. Es scheint als ob das eine zentral verbreitete Gebrauchsanweisung für die Durchführung von Vergewaltigungen war, falls man es nicht mit sofortiger Realisierung an Ort und Stelle machte. Die Russen ließen jedoch bald von ihrem Vorhaben ab und verschwanden. Es hatte den Anschein, dass sie bald wiederkommen würden. Jedenfalls schien diese Wohnung uns als zu unsicher und wir verschwanden von dort. Mittlerweile war es auch schon dämmerig geworden. Die Suche nach einer sicheren Bleibe schien aussichtslos, überall schwärmten die Russen auf der Jagd nach Beute oder Frauen aus. Wir drückten uns in Kellern rum und wurden kurze Zeit wieder aufgespürt. Heidchen schrie wie am Spieß entweder vor Hunger oder vor Bauchschmerzen, denn wo sollte man eine Flasche wärmen können. In einem der Keller fühlten wir uns zunächst sicher, denn er war nur vom Hof durch eine dort befindliche Falltüre zu erreichen. Aber auch dort wurden wir entdeckt. Man hatte unsere Fußspuren im Schnee entdeckt. Wir hörten zuerst ein merkwürdiges schnarrendes Geräusch. Es war

das Geräusch einer Dynamo-Taschenlampe. Damit leuchteten sie jedem ins Gesicht, um festzustellen ob es junge Frauen oder Mädchen waren. Alle Frauen unter fünfzig hatten sich versteckt oder so verkleidet, dass sie wie achtzig aussahen. Aber die Maskerade war natürlich leicht zu durchschauen. Immer wieder erschienen erneut russische Soldaten um uns nach Uhren zu durchsuchen. Die Nacht brachte also auch keine Lösung, die Flucht im freien über die Höfe war aussichtslos. Abgeschossene Leuchtkugeln erhellten den Himmel. Jede fliehende Person wurde mit Gejohle erkannt und gestellt, die Folgen zu sehen blieb mir erspart, da mir immer wieder irgendwer die Augen zuhielt.

Wir landeten schließlich in einer Wohnung, mit einem großes Wohnzimmer und einem warmer Ofen. Nette Leute nahmen uns auf. Eine ältere Dame sprach russisch und trat den jeweils eindringenden immer mit sanfter Energie entgegen. Ich weiß nicht wer sie war und was sie sagte, jedenfalls hatten die Soldaten Respekt vor ihr. Das nicht übermäßig große Zimmer beherbergte auch andere Zuflucht suchende. Jeder freie Platz auf dem Fußboden war belegt. Ich fühlte mich erbärmlich und muss wohl auch diesen Eindruck hinterlassen haben, denn die nette Dame setzte mich in einen Schaukelstuhl, in eine Decke eingemummelt und ich durfte leise schaukeln. Einen Schaukelstuhl hatte ich vorher noch nie gesehen. Mutti ermahnte mich, es mit dem Schaukeln nicht zu übertreiben. Dann war ich wohl eingeschlafen, so dass ich nichts mehr um mich herum wahrnahm.

Mutti weckte mich leise. Schlaftrunken bewegte ich mich vorsichtig nach draußen. Unser Ziel war, wieder zurück nach Hause in die Fischerstrasse, da eine weitere Flucht vor den Russen ja sinnlos geworden war. Mutti wollte noch auf jedenfalls unser Fluchtgepäck

holen, das wir in dem Schlafzimmer der Wohnung gelassen hatten, in dem wir zuerst Zuflucht suchten. Dort hatten die Russen auf der Suche nach Wertsachen alles verwüstet. Der Inhalt des Rucksacks und meines Tornisters lag verstreut auf dem Boden. Wir sammelten alles wieder ein. Auch alle Fotos die Mutti mitgenommen hatte. Oma hatte dies als überflüssig bezeichnet. Sie lagen auf dem Boden, von Stiefelabdrücken total verschmutzt, man konnte erkennen, dass jemand, wie in Wut, darauf herumgetrampelt hatte. Diese Fußspuren sind noch heute auf den Fotos zu erkennen.

Der Weg zurück / 9. März 1945

Nachdem wir wieder alles Gepäck beisammen hatten machten wir uns auf dem Weg nach Hause. Die Straßen schienen leer und nur ab und zu huschten Menschen von einer zur anderen Straßenseite. Einzelne Russen waren zu sehen, aber sie schienen uns nicht zu beachten oder sie waren zu betrunken. Es roch verbrannt und über der Innenstadt, zu der wir uns mehr und mehr hintasteten als bewegten, lag eine Rauchwolke, die wir zunächst als Nebel oder Dunst gedeutet hatten wenn nicht der Geruch gewesen wäre. Unser Weg führte uns die Bergstrasse runter und auf eine der Brücken über die Stolpe. Mutti und die anderen schauten über das Brückengeländer auf den darunter fließenden Strom und hielten mich davon ab auch zu schauen. Später erfuhr ich von den dort treibenden und im Gestrüpp am Ufer hängenden gebliebenen Leichen, die man dort sah. Ich ging wie in Trance und war auch zu müde um alles zu registrieren. Öfter blieben wir an einer Hausecke stehen und berieten wie man besser gehen sollte um vorbei streunenden Russen nicht zu begegnen, so tasteten wir uns langsam vorwärts. Als wir in die Langestrasse einbogen und in die Altstadt kamen, sahen wir mit Entsetzen das sowohl links wie rechts

sahen wir mit Entsetzen das sowohl links wie rechts kein Haus mehr stand. Wir mussten mitten auf der Straße gehen. Nur noch rauchende Mauerreste, verkohlte Balken in denen hier und da ein Mensch rumstocherte. Nur wenig offenen Flammen waren noch zu sehen. Das Feuer muss hier schon vor Stunden gewütet haben. Wir gingen weiter bis zur Bütower-Straße und sahen immer nur rauchende Ruinen rechts und links. Bis zur Kreuzung der Grosse-Auckerstraße hatte es auf dem Weg durch die Stadt keine Begegnungen mit Russen gegeben.

Als wir jedoch in die Nähe des Kolonialwarenladen gegenüber der Kreuzkirche kamen, standen wir auf einmal vor russischen Soldaten. Diese machten nicht den Eindruck als wären sie betrunken. Sie waren mit Maschinenpistolen bewaffnet. Die Maschinenpistolen trugen sie an einem kurzen Lederriemen der über die Schulter lief, so dass sie sich fast unter dem Arm befanden. Sie stießen uns mit dem Lauf vorwärts während sie auf uns einschrien. Man bugsierte uns die Treppe hoch die seitlich ins Haus führte, dann durch den Hausflur zu der zum Hof führenden Türe. Das ging mit Schreien und Schubsen vor sich. Dann wurden wir die zum Hof herunterführende Treppe runter gestoßen und wir landeten danach auf allen vieren auf dem Hof. Dort standen schon einige deutsche Zivilisten. Kurt der auch die Treppe runter gestoßen worden war, rappelte sich auf und einer dort stehenden sagte zu ihm, "Mensch Kurt, was machst Du denn hier". Diese überraschend unpassende Frage hatte doch ungewollt etwas Beruhigendes. Es war ein guter Freund von Kurt der so fragte. Ihn hatte sie auch dorthin gebracht. Ich erlebte zum ersten Mal hautnah und persönlich Gewalt. Kinder stolpern und fallen schon mal öfter wo runter, aber zusammen mit Erwachsenen eine Treppe runter gestoßen werden, ist was anderes. Ich weiß nicht wie Heidchen im Kinderwagen dies unversehrt ü-

berstand. Dafür hatte ich keine Augen und obwohl das Entsetzen mein Herz im Hals schlagen ließ, blieb ich stumm. Der Hof gehörte zu einer Firma, die mit Kohlen, Kartoffeln und andere Landesprodukten handelte. Der Boden des ganzen Hofes war mit Kopfsteinen gepflastert. Auf der dem Haus gegenüberliegenden Hofseite befand sich eine Remise. Hier waren normalerweise die zum umspannen befindlichen Pferde und Wagen untergestellt. Jetzt schien sie leer zu sein. Jedoch nicht ganz, denn fast an der Wand stand eine Reihe Menschen. Bei allen konnte man auf der Kleidung den Judenstern erkennen. Später fand ich eine Erklärung dafür. Gegenüber von dem Kolonialwarenladen, wo wir uns befanden, war ein Park an dessen Rand ein jüdisches Altersheim stand. Ich hatte schon früher bei Einkäufen mit Oma, dort die alten Menschen mit den Judensternen, auf den Bänken, die zum Altersheim gehörten, sitzen sehen. Jetzt hatten die Russen sie offenbar hergeholt, um ihnen zu zeigen wie man an ihren früheren Peinigern Vergeltung übt. Eine Erklärung, dass wir nicht die Peiniger waren, wäre ungehört verhallt. Wir mussten uns links neben der Treppe in einer Reihe an der Hauswand aufstellen, mit Blick auf die in einiger Entfernung uns gegenüber stehenden Juden. Es sah nach erschießen es. Die Russen schienen erregt zu sein aber nicht von Schnaps. Alles schrie durcheinander, einer der Russen versetzte Oma einen Stoss mit dem Kolben der Maschinenpistole vor die Brust, die sie zusammenbrechen ließ. Die anderen halfen ihr wieder auf die Beine.

Ich kann mich nur noch erinnern, dass wir durch das Hoftor wieder die Straße betraten und dann in der Fischerstrasse ohne weitere Zwischenfälle ankamen. Alle waren da und lebten noch. Zu dem, was des weiteren auf dem Hof der Kohlenhandlung geschah, fehlt mir jede Erinnerung. Ich habe auch nie versucht dies aufzuklären.

Frau komm / März 1945

Omas Wohnung war noch unberührt obwohl schon einige Türen im Haus aufgebrochen waren. Viele Mieter waren geflohen, aber Frau Gast, die neben Oma wohnte und noch einige andere waren noch da. Sie war froh als sie uns sah und weinte vor Freude. Es gab zwar kein Strom und Wasser. Aber das war das kleinste Problem, denn Wasser wurde solange noch Schnee lag durch auftauen gewonnen und später durch abkochen von Regen- und Flusswasser erzeugt. Aber die Versorgung mit Lebensmittel war eines der Hauptprobleme und blieb völlig ungelöst.

Das aktuell größere Problem jedoch war die Sicherheit. Darum galt es sich still und unauffällig zu verhalten um keine der umher streunenden Russen auf uns aufmerksam zu machen. Trotzdem waren schon bald die ersten Russen auf der suche nach Frauen, Uhren und Schmuck da. Ihr begehren wurde mit Waffengewalt, wie demonstratives entschern der Gewehre, schießen in die Decke oder durchs Fenster, nachdrücklich unterstrichen.

Ob es bei den vielen Überfällen auch zu Vergewaltigungen an den Frauen der Familie kam, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Es wurde geplündert bis es nichts mehr gab. So wurden auch Sachen mitgenommen, die zwar nicht besonders wertvoll waren, aber doch Andenken wert besaßen. Auf diese weise verschwand auch mein schwarzer lederner Schultornister, den ich noch von Papa hatte. Mehr Wert hatte er allerdings durch die Tatsache, dass er mit frisch gebackenen kleinen Broten gefüllt war. Darauf hin wurden Lebensmittel immer besonders gut versteckt.

Wegen der Häufigkeit der Übergriffe kann ich mich garnicht mehr an alle Details erinnern. In der Regel wurden Heidchen und ich dabei immer als Schutzschild benutzt. In der Annahme, dass Frauen mit Kindern aus Mitleid in Ruhe gelassen würden. Denn es gab viele Fälle wo die russischen Soldaten auf einmal Bilder mit Kin-

dern oder Familienangehörigen hervorholten um zu zeigen, dass sie auch ein Herz hätten, was durchaus ernst zu nehmen war.

Manchmal drückten sie oder küssten sie mich auch, was ich wie erstarrt über mich ergehen ließ. Den Geruch der ihnen anhaftete habe ich noch heute in Erinnerung, er war das unbeschreibbar schlimmste. Die Hilflosigkeit und der Abscheu und das Gefühl, den Wölfen zum Fraß vorgeworfen zu werden, haben mich lange verfolgt.

Kaninchen und Pudding / März 1945

Kurts Freundin Martha Rux war plötzlich wieder da. Wo sie zwischenzeitlich gewesen und wo sie untergetaucht war, weiß ich nicht. Da sie polnisch und russisch sprach, war sie bei der Abwehr der immer wiederkehrenden russischen Plünderungs- und Vergewaltigungs-Versuche von Nutzen.

Die Frauen hatten sich in alte Kleidung verhüllt und versuchten alt und unansehnlich auszusehen. Der Kampf ums Überleben hatte begonnen. Kurt und Martha gingen als erste auf Lebensmittel Expeditionen. Das Ziel waren ehemalige Geschäfte, Lager, aber auch verlassene Häuser und Keller in abgebrannten Häusern und der Schutt in den Ruinen. Durch die Tatsache, dass es vor Kriegsende schon einen allgemeinen Mangel gab und andere natürlich auch auf der Suche waren, kam nur eine mehr oder weniger spärliche Ausbeute zustande. So kamen sie einmal einen Karton mit Puddingpulver, Rote Grütze und ähnlichem an. Sowie angebrannter braunglasigen Zuckerklumpen vermischt mit angebranntem Papier. Das ganze schmeckte mehr verbrannt als süß. Kurt hatte noch eine andere Nahrungsquelle entdeckt, die uns zu mindestens für die erste Zeit nach dem Einmarsch der Russen beim Überleben half.

Denn da gab es noch einige Kaninchenställe in der Nachbarschaft, deren Besitzer vor der überstürzten Flucht die Kaninchen unverorgt zurückgelassen hatten. Sie fanden nun dank Kurt, ihren Weg in Omas Bratofen. Kurt befestigte die getöteten Kaninchen zum Fellabziehen an die Küchen-Türe, dann wurden sie ausgenommen. Wichtig war, dass die Gallenblase nicht verletzt wurde, da sonst das Fleisch bitter schmeckte.

Ich habe allerdings davon nicht viel gegessen. Mir war noch in Erinnerung wie wir mit den Kaninchen gespielt und ihre Jungen bewundert hatten. Vielleicht waren das sogar dieselben. Das erschien mir soweit weg, als wenn es in einer anderen Welt passiert war. Was war nicht alles seitdem geschehen. Schließlich wurden doch noch in einer Ruine Mehlvorräte entdeckt, so dass in regelmäßigem Abstand Brot gebacken werden konnte. Weil die regelmäßig Plünderungsversuche unternehmenden Russen, die offenbar auch Hunger hatten, wurde es immer gut versteckt. Beim backen der Brote musste man immer noch etwas Teig übrig behalten. Dieser Sauerteig, wurde dann beim nächsten backen dem Teig zugesetzt. Ohne Sauerteig war das Brot flach und wurde schnell klitschig. Später als aus Mehlmangel auch der Sauerteig vernascht worden war und es doch noch zufällig Mehl gab, war das daraus fabrizierte Brot ziemlich dürrtig. Aber das Mehl konnte auch zu Suppen verarbeitet werden. Dazu fehlte es aber auch an allem anderen, so an Salz und Gewürzen und nicht nur an Fett und Milch.

Kurt wird verschleppt / März 1945

Eines Tages überraschte uns zu Hause eine Patrouille von Russen, die offenbar planmäßig vorgegangen war, sie hatten zunächst die Häuser umstellt, so dass niemand hinten raus flüchten konnte,

bevor sie das Haus betraten. Kurt der sonst immer vorgewarnt war und sich schnell unsichtbar machen konnte, wurde auch überrascht. Es war schnell erkennbar, dass dies keine Plünderer waren. Sie waren militärisch korrekt aber konsequent brutal. Ausgerüstet mit Maschinenpistolen gaben sie deutlich zu erkennen, dass sie die Waffen auch benutzen würden, sie ließen den Entsicherungshebel immer hin und her schnappen und sie umstellten zunächst sofort Kurt. Es hob ein lamentieren der Erwachsenen an, Oma schrie und flehte. Kurt zog sich das Hemd aus, seine lange Narbe von der Lungenoperation sollte seine Unbrauchbarkeit für etwaige Arbeitseinsätze beweisen und darzustellen dass er kein Soldat gewesen war. Das alles nützte nichts. Der Faktor Gerechtigkeit oder Zweckmäßigkeit spielte keine Rolle, die Patrouille mussten den Soll an Köpfen erfüllen, dass war alles. Martha Rux bot sich an auch mitzukommen, vielleicht glaubte sie Kurt schützen können, dadurch dass sie gegebenenfalls dolmetschen konnte. Es wurde akzeptiert. Kurt zog sich seine Jacke an, von der alle wussten, dass in ihr an mehreren Stellen Rasierklingen versteckt waren, die er immer als Notausgang bezeichnet hatte. Dann war er weg. Alle waren wie am Boden zerstört.

Es war bekannt, dass die Russen ihre Gefangenen immer zuerst in das Gefängnis und in die benachbarten Höfe und Gebäude in der Wasserstrasse brachten. In den Strassen um diesen Komplex, hielten sich die Frauen der inhaftierten auf, die versuchten etwas für ihre inhaftierten Angehörigen zu tun. Sie standen meist auf der den Gebäuden gegenüber liegenden Straßenseiten. Da der Anblick der um das Gefängnis herum patrouillierenden Soldaten ihnen Angst machte und sie deshalb Abstand hielten. Trotzdem ließen sie sich nicht abschrecken und behielten die Fenster der Gebäude im Auge. Auch versuchten einige mutige, bei der Wache Essen oder Kleidungsstücke und Nachrichten für ihre Angehörigen abzugeben.

Wie sich später herausstellen sollte, erreichten die Gaben fast nie ihr Ziel. Aber es soll vorgekommen sein, dass einige Wachen bestechlich oder mitleidig waren. Die seltsamsten Gerüchte über Geschichten von Freilassungen von Gefangenen machte die Runde. Und tatsächlich sah man manchmal Gefangene, wenn auch in erbärmlichem Zustand das Gefängnis verlassen. Manchmal erschienen Menschen mit Pappschildern mit Nachrichten oder Namen an den Fenstern oder sie winkten auch nur. An den Bäumen und Hauswänden der Umgebung waren unzählige Zettel und Schilder angebracht, mit Suchmeldungen oder Nachrichten von Gefangenen oder Mitteilungen von Angehörigen an Gefangene, in der Hoffnung diese würden sie nach der Entlassung lesen.

Mutti und Oma trieben sich dort auch tagelang herum und versuchten vergeblich Informationen zu bekommen. In der Nähe des Gefängnisses befand sich ein hohes Gebäude, von dem man in den Hof hätte blicken können. In das versuchten wir zu gelangen. Das Gebäude befand sich in der Nähe der mit Fliegerbomben gesprengten Herzogbrücke die über die Stolpe führte. Durch die Wucht der nahen Explosionen waren sämtliche Stockwerke runtergestürzt, so dass nur noch die äußeren Mauern standen. Die Treppen waren an einigen Stellen an der Mauer hängen geblieben. Mutti und ich versuchten diese Treppen zu besteigen. Sie knarrten bedenklich und Mauersteine bröckelten herunter. Das Gewicht von zwei Personen, hätte sie sicher nicht getragen. So versuchte ich es alleine. Ich gelangte bis zu einem Flurfenster im zweiten Stock. Von dort konnte ich zwar in den Gefängnishof schauen, in dem es von Männern und Frauen wimmelte. Aber ich konnte Kurt nicht erblicken und außerdem hätte es ja auch nichts gebracht. Also stieg ich wieder ab. Mutti drückte mich an sich. Aber mir hatte das nichts ausgemacht. So blieben also alle Versuche Klarheit über den Verbleib von Kurt zu erlangen, einstweilen ergebnislos.

Da Omas Wohnung im Erdgeschoß direkt gegenüber dem Hauseingang lag, wirkte das auf jeden Russen der mit finsternen Absichten das Haus betrat, wie eine Einladung. Aus dem Grund zogen wir zusammen mit den anderen noch verbliebenen Hausbewohnern in eine Wohnung im ersten Stock. Es war mehr ein zusammen kriechen erschreckter Kreaturen. Wir stellten uns tot. Kein Mucks, niemand durfte ans Fenster gehen. Dafür gingen wir uns gegenseitig auf die Nerven.

Einige größere Jungs, die unbedingt die neue Zeit erkunden wollten und auch nach ihrem Boot auf der nahen Stolpe schauen wollten, waren von ihren Müttern nur schwer zu bändigen. Wir waren bestimmt zehn bis fünfzehn Personen, nur Frauen und Kinder. So lebten wir dort einige Wochen zusammen. Die Nahrungsmittel waren so gut wie aufgebracht und so musste gemeinsam gedarbt werden. Nachts schliefen die meisten auf dem harten Fußboden, denn genügend Betten für alle gab es nicht. Die Erwachsenen schliefen immer mit offenen Augen, sagte Mutti. Gekocht werden durfte auch nur nachts, falls es was zu kochen gab, da der aufsteigende Rauch uns tagsüber verraten hätte. Die Kinder aßen immer gemeinsam ein spärliches Essen, an einem Tisch in einem Raum alleine. Die Erwachsenen waren hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt und es herrschte eine gedrückte, verzweifelte Atmosphäre. Dadurch gelang es mir ab und zu unbemerkt auszubüxen und kleinere Ausflüge im nun leerstehenden Haus zu machen. Dabei betrat ich auch die aufgebrochenen Wohnungen. Ich war darauf vorbereitet, von Russen überrascht zu werden und wollte gegebenenfalls mit einem Selbstgedrechselten Kauderwelsch reagieren. Dies murmelte ich zur Selbstbeschwichtigung immer vor mich hin, wie ein "pfeifen im Walde". Zum Glück trat dieser Fall nie ein. Nach dem es das erste mal geklappt hatte, wiederholte ich diese Spaziergänge. Dabei machte ich eine nahrhafte Entdeckung.

Dabei machte ich eine nahrhafte Entdeckung. Es schien zu der Zeit Mode gewesen zu sein, in den Wohnzimmerschränken, die meistens dem entsprachen was man später Gelsenkirchener Barock nannte, allerlei putzige Figuren auszustellen. Diese Figuren, waren größten Teils nichts anderes, als in zum Teil buntem Stanniol-Papier eingewickelte Schokoladenfiguren. Es gab Anker, Herzen, Hasen, Elefanten und vieles andere. Als ich das entdeckt hatte und den Geschmack und die Nahrhaftigkeit überprüft hatte, machte ich in allen erreichbaren Wohnungen, gezielt Jagd darauf. Natürlich heimlich wie bisher und ohne davon jemanden davon zu berichten. Ich bin heute überzeugt, dass dieses meine Chancen des überlebens erheblich verbessert hat, denn ich wurde wochenlang täglich fünfzig. Jeden Tag eine oder mehrere Schokoladenfiguren machen das Leben leichter. Heute weiß ich, dass außerdem noch eine Ausschüttung von Glückshormonen beim Schokoladenverzehr erfolgt. Im nach hinein bin ich erstaunt, dass ich nicht erwischt wurde, weder von den Erwachsenen noch von den Russen, die ab und zu Wohnungen betraten in denen ich gerade rumschnüffelte. Das ging so einige Tage oder Wochen, also mindestens so lange, wie wir dort gemeinsam in der Wohnung Unterschlupf fanden. Danach war das Terrain nach Schokolade abgegrast und es gab in der Nähe nichts mehr. Weiter weg traute ich mich nicht. Nach einigen Wochen, schienen die Erwachsenen wohl zu der Überzeugung gekommen zu sein, dass das schlimmste vorbei wäre und wir wieder in unsere eigenen Wohnungen zurückkehren konnten. Was ein Irrtum war, aber nur ein verbleiben im Versteck alleine, hätte die Welt auch nicht ändern können.

Essen beschaffen / April 1945

Eines Tages tauchten zwei jüngere Frauen bei uns auf, sie waren aus dem Rheinland evakuiert und in Stolp vom Vormarsch der Russen überrascht und deshalb hängengeblieben. Sie wurden willkommen geheißen und durften bei uns mit unterschlüpfen. Das zusammenrücken brachte ein bisschen mehr vom ersehnten Gefühl der Sicherheit. Sie brachten Lebensmittel mit, also kein Grund sie wegzuschicken und sie waren sehr kommunikativ und geschickt. Wenn wieder streunende Russen bei uns eindringen, konnten sie gut reagieren und halfen mit sie abzuwimmeln. Manchmal gingen sie auch mit ihnen mit und es kam zu Kompensationsgeschäften und die Gewinne daraus, meist Brot und andere Dinge wurden geteilt.

Das ging zunächst eine Weile gut, aber immer öfter gab es Streit, da sie offenbar dachten, wenn wir teilen sollen, müsst ihr auch teilen. Was kein verkehrter Standpunkt ist, aber wie bekannt nicht vom Standpunkt der besitzenden. So wurde ihnen nach einiger Zeit mehr oder weniger unterstellt, sie würden uns bestehlen. Worauf sie den Eindruck erweckten, sich für diese Beleidigung mit Hilfe der ihnen nun bekannten russischen Soldaten, mit denen sie sich hin und wieder trafen, zu rächen. Da bei allen die Nerven blank lagen, zogen sie nach einem gegenseitigen Austausch von Beschimpfungen weiter. Wir zurückgebliebenen harten unsicher auf die Dinge die jetzt kommen würden. Zum Glück waren es jedoch nur leere Drohungen gewesen, die man so schon mal in Stresssituationen ausstößt. Denn einige Wochen später standen die beiden Damen wieder reumütig vor der Türe und wurden wieder aufgenommen. Das fiel umso leichter, als sie dringend benötigte Lebensmittel mitbrachten. Sie beteuerten tränenreich, dass sie uns als gute Deutsche natürlich niemals bei den Russen angeschwärzt hätten. Man nahm

ihnen das ab, da ja auch nichts passiert war. Nach einigen Wochen, setzten sie sich endgültig ab, sie hatten eine Chance über die Oder und weiter nach Westen zu kommen und die wollten sie nutzen.

Also ging ich wieder mit Mutti durch die verlassenen Häuser und Wohnungen auf die Jagd nach essbarem. Was leider nicht viel einbrachte, aber man war beschäftigt und hockte nicht deprimiert aufeinander. Ich sah die verlassenen und durchwühlten Wohnungen fremder Menschen. Es waren Einblicke in die Intimsphäre unbekannter Menschen mit unbekanntem Schicksalen. Ich sah so viele Wohnungen wie nie mehr in meinem Leben, mit völlig unterschiedlichen Einrichtungen und in völlig unterschiedlichen Zuständen. Zum Teil waren einige der Wohnungen barbarisch verwüstet und zerstört. Es schien auch als wenn sie planmäßig als Toilette missbraucht worden waren. In manchen Wohnungen lagen in jedem Raum, Haufen menschlichen Kots. Wir hatten gelernt hatten, diesen gezielt aus dem Weg zu gehen. Dabei gab es wie üblich überall Toiletten, die überraschender Weise immer sauber waren. Mutti meinte, das bekoten der Räume hätten die Russen absichtlich gemacht, um uns Deutsche zu schädigen und deutlich zu machen wie tief man uns verachtet. Denn für die einfachen russischen Soldaten muss das was sie sahen, purer Luxus gewesen sein und wie ein Kulturschock gewirkt haben. Zu mindesten müssen die Deutschen in ihren Augen alles Kapitalisten sein.

Es gab auch Wohnungen, in denen sich noch Leichen befanden. Das konnte man schon bei Eintritt ins Haus am Geruch erkennen, von diesen hielten wir uns fern.

Ich hatte mich besonders auf moderne Küchenschränke spezialisiert, deren manchmal komplizierte Konstruktion vorangehenden Suchern nicht ganz aufgegangen war. So waren bei einigen Model-

len die Türen doppelwandig und dahinter befindliche Schubfächer waren häufig übersehen worden und man konnte dort manchmal die verschiedensten Lebensmittel, wie Erbsen, Linsen und dergleichen in ihnen finden. Oder im Mittelteil waren abgedeckte Bereiche hinter denen sich manchmal Schubfächer mit Mehl versteckten. Auch eine oft übersehene Stelle waren die Backöfen, in denen die ehemaligen Bewohner manchmal Esswaren, wie Brote aber auch für uns nutzlosen Schmuck deponiert hatten. Spielzeug und Bücher und alles was früher meine Welt war, interessierten mich nur noch am Rande. Bei unseren Suchaktionen wurden hin und wieder auch Sachen mitgenommen, die Mutti für wert hielt sie mitzunehmen, obwohl es keine Nahrungsmittel waren. Vieles davon konnte allerdings später auf dem schwarzen Markt umgetauscht werden.

Bei einer dieser Expeditionen in der Nähe der Stolpe und der Schlossbrücke, hatte Mutti einen für die damalige Zeit nagelneuen und supermodernen Küchenschrank gesehen, den sie gerne haben wollte. Es wurde tatsächlich ein Handwagen organisiert und wir fuhren den Schrank nach Hause. Diese Handlung war absolut sinnlos, allein schon wegen der Tatsache, dass wir von einem Tage auf den anderen lebten und nicht wussten ob es ein morgen für uns gab. Es war das klammern an einige noch gebliebene schöne materielle Werte, im Angesicht des Abgrunds. Als wir nun mit dem Küchenschrank auf dem Handwagen auf der Schlosstrasse entlang zogen, fuhr ein LKW an uns vorbei. Auf der Ladefläche standen dichtgedrängt Zivilisten. Einer winkte uns zu. Es war Kurt, er sah aus wie Jesus auf den Bildern in der Bibel, unrasiert, mit eingefallenen Wangen und großen Augen. Mutti verbot mir zu Hause etwas über sein aussehen zu erzählen. So konnten sich alle freuen dass er noch lebte. Aber was würde aus ihm werden und wo fuhr man ihn hin?

An viele Wohnungen die wir durchsuchten erinnere ich mich noch heute. Eine befand sich in einem der Häuser an der Chaussee die zum Waldkater führte. Sie blieb mir in Erinnerung, weil das Schlafzimmer fast genau so eingerichtet war wie bei uns in der Petristrasse. Die Nachttische die ich ja zu Hause im Bett liegend und mit und gegen den Schlaf kämpfend immer ewig lange fixiert hatte, beeindruckten mich, weil ich kaum glauben konnte das so etwas zweimal auf der Welt gibt. Des Weiteren aber fand ich in der Wohnung zwar nichts essbares aber viele Bücher mit Koch- und Backrezepten. Wobei mich besonders die vielen Bücher mit ganzseitigen Hochglanzfotos von Torten und anderem Gebäck kaum losließen. Ich hätte sie gerne alle mitgenommen, aber Mutti sagte mit Recht, dass man davon auch nicht satt wird. So versteckte ich nur einige herausgerissene Seiten mit Bildern von den Torten, die mich am stärksten beeindruckt hatten unter meine Jacke, bevor wir uns wieder ergebnislos verdrückten.

Auch in anderen Wohnungen die wir auf der Suche nach essbarem durchstöberten, wurde ich häufig von anderem abgelenkt. Da war die komplett eingerichtete Werkstatt im Anbau eines Hauses. Begeistert sortierte ich dort die Werkzeuge in den dafür vorgesehenen Halterungen um, drehte an der Bohrmaschine, klemmte Holzstücke in den Schraubstock, betrachte meine Hände unter der die Perspektive verzerrenden Optik einer Schusterkugel und vergaß alles um mich herum. Bis Mutti mich aus den Tagträumen riss.

Hilde wird verschleppt und der Hunger / April 1945

Zu Essen gab es fast nichts mehr und hinzu kam noch, dass wir wieder von Verschleppungen bedroht wurden. Diesmal war Hilde das Opfer. Es verlief wieder alles nach der gleichen Methode, wie

wir es schon mit Kurt erlebt hatten. Die Häuser wurden von den russischen Soldaten umstellt und dann wurden die geeigneten Opfer ausgesucht und mitgenommen, wobei es zu dramatischen Gewaltakten kam. Vor dem Haus stand schon ein Trupp elend aussehender Frauen und Mädchen die schwer bewacht wurden und in den sie eingereiht wurde, Männer waren nicht dabei, denn die gab es ja nicht mehr. Wir waren verzweifelt als der Trupp losmarschierte. Oma wollte Hilde aus der Reihe der anderen herauszureißen und als das nicht gelang weil die Posten sie mit den Gewehrkolben zurück stießen, lief sie hinterher um es erneut zu versuchen. Einer der Posten schoss in die Luft. Die anderen aus der Familie und aus dem Haus hielten Oma fest. Der Trupp zog weiter und wir blieben hoffnungslos und niedergeschlagen zurück.

Am Ende der Strasse stand eine Baracke neben dem Bahngleis, in das wurden die Gefangenen zunächst gesperrt. Die Fenster waren mit Brettern vernagelt, drum herum patrouillierten Soldaten. Man kam nicht an die Baracke heran. Die Angehörigen versuchten Kontakt mit den eingeschlossenen aufzunehmen um ihnen Essen und Kleidung zukommen zu lassen, aber das war aussichtslos, denn die Posten schossen scharf und nicht nur in die Luft. Den ganzen Tag über bleiben sie in dieser Baracke, gegen Abend wurde sie abtransportiert. Wie bei Kurt, wusste keiner wo sie hingeschafft wurden. Wir glaubten nicht, dass wir sie noch mal wieder sehen würden. Auf den Straßen in der Stadt sah man jetzt allenthalben Trupps von ausgehobenen Zivilisten, vorwiegend Frauen mit und ohne Kinder, die irgendwo hin marschierten. Wenn man so einen Trupp sah, war es oft schon zu spät. Die bewachenden Soldaten, die mit aufgefanztem Bajonett die Trupps begleiteten, waren ständig auf der Suche nach geeigneten Personen um ihren Bestand aufzufüllen, der oft durch Tod, Flucht oder Krankheit gemindert wurde. Sie hatten anscheinend die Order soviel Deutsche wie möglich einzufangen.

Das Schicksal der so festgesetzten war vollkommen ungewiss. Wie sich später herausstellte, kamen einige abends wieder, nachdem sie nur arbeiten hatten müssen und oft auch dabei zu essen bekamen. Andere sah man nie wieder. An einigen Stellen in der Stadt sah man Gruppen von Zivilisten, die aufräumten und Trümmer beseitigen. Diese wurden meist von ein oder zwei Soldaten bewacht, aber nicht um sie am Weglaufen zu hindern, sondern um sie zu beschützen und davor zu bewahren von anderen Russen belästigt oder verschleppt zu werden. Also Arbeit gegen Sicherheit. Manchmal gab es auch ein Stück Brot oder anderes zu Essen. Mutti und ich schlossen uns auch häufig solchen Gruppen an. Die Arbeit kostet Überwindung, denn man musste seine Fantasie bezüglich der Ursache der Aufräumaktionen abstellen. So mussten wir an Stellen aufräumen, wo Trecks durch Überfall und Ausplünderung oder Beschuss ihr Ende gefunden hatten. Es war Spurenbeseitigung von Tod und Gewalt, das wegräumen der letzten Zeugnisse des Lebens von unbekanntem unglücklichen Menschen. Die Orte waren alle ähnlich, es waren Parks und Wege, sowie entlang von Strassen und von Bahngleisen.

Das aufräumen von Leerstehenden und ausgeplünderten Häusern erfolgte, damit sie von den neuen Herren bezogen werden konnten. Dabei gab es einmal eine Begegnung mit einem kultivierten und deutsch sprechenden Offizier in russischer Uniform. Er schien der neue Bewohner dieses Hauses zu sein. Ein mutige Frau fragte ihn ab es stimme, dass sie Angehörige der Paulus-Armee wären. Jener legendären Armee die sich in Stalingrad ergeben hatte. Er verneinte es und sagte sein Vater wäre ein jüdischer Arzt in Deutschland gewesen und er hätte bis zu seinem Tod deutsche Patienten gehabt. Als Dank für die Arbeit gab es für alle einen kräftigen Eintopf mit Brot, verbunden mit dem strengen Verbot Essen mit nach Hause zu nehmen. Das wurde durch Kontrolle sichergestellt. Derartige

Aufräumaktionen gaben tiefe Einblicke in die Intimität der früheren Bewohner. In die Schlafzimmer, Kabinette und Kinderzimmer. Jeden Moment glaubte ich die Hausfrau und die Kinder um die Ecke kommen sehen, deren Bilder noch an den Wänden hingen und die jetzt auf den Müll geworfen wurden. Wir kamen uns wie Leichenfledderer einer verstorbenen Zeit vor.

Beim aufräumen einer großbürgerliche mehrstöckige Villa in der Bahnhofstrasse, wurden wir mit der noch nicht bewältigten Vergangenheit auf besonderer Weise konfrontiert. Wir hatten gerade alle zerstörten Möbel und sonstiges Inventar aus dem Haus geschleppt und es draußen auf dem Rasen des Vorgartens gestapelt, als in das Nachbarhaus ein Trupp deutscher Soldaten in sauberen Uniformen marschierte. Sie machten einen gepflegten Eindruck, ohne Zweifel waren es alles Offiziere. Der Trupp hatte vorne und hinten einen russischen Soldaten als Wache. Als sie uns sahen, erwarten wir alles, bloß nicht dass, was jetzt folgte.

Einige der deutschen Offiziere stutzten, sie blieben fast stehen und wurden von den nachfolgenden vorwärts gedrängt. Sie zischten den Frauen zu, das sie sich schämen sollten als deutsche Frauen für die Feinde zu arbeiten, das wäre Vaterlandsverrat. Erst herrschte große Sprachlosigkeit und Empörung ob dieses Realitätsverlustes unter den Frauen. Man unterhielt sich lange über diesen Vorfall.

Radioempfang / April 1945

Die eine Seite der Fischerstrasse wurde auf der ganzen Länge durch einem mannshohen Maschendrahtzaun zur dahinterliegenden Gasanstalt abgeschirmt, während auf der anderen Straßenseite die Mietshausblöcke standen, die von der Rückseite her, wegen der Gärten und der Stolpe nicht erreichbar war. Dadurch konnten

plündernden Russen, immer nur von vorne und dem einen oder anderen Ende der Straße her kommen.

Diese beiden Punkte versuchten die verbliebenen Bewohner der Fischerstrasse so gut es ging im Auge zu behalten um gewarnt zu sein. Eines Tages herrschte große Aufregung in der Fischerstrasse, denn nicht Russen näherten sich, sondern ein einzelner deutscher Soldat, der anscheinend geflüchtet war. Er erschien am Straßenanfang und lief die Strasse herunter. Offenbar um sich zu verstecken lief er in eines der Häuser, was von den Bewohnern mit Entsetzen registriert wurde. Denn es war abzusehen, dass das zu erwartende russische Suchkommando, kein Pardon geben würde. Und bald sah man schon die ersten Russen, sichernd an den Häusern entlanglaufen und ab und zu in die Dächer schießen, so dass die zerstörten Ziegel polternd auf den Boden fielen. Die Frauen versuchten mit dem deutschen Soldaten Kontakt aufzunehmen, um ihn zum aufgeben zu überreden, da er mit seiner Flucht in die Häuser, das Leben der Frauen und Kinder gefährden würde. Mittlerweile lag der aber schon auf dem Hausdach gut getarnt und von unten unsichtbar auf einem der Bretter die zur Begehung durch den Schornsteinfeger zwischen den Schornsteinen angebracht waren.

Wir Kinder standen auf der anderen Straßenseite, und konnten von dem sicheren Standort aus beobachten wie die russischen Soldaten die einzelnen Häuser durchsuchten. Man konnte am Geschrei der Frauen und an den Schüssen feststellen welches der Häuser gerade durchsucht wurde. Während die Mütter und Frauen in den Fenstern lagen oder in den Haustüren standen und schrien weil sie um ihr und unser Leben fürchteten und uns zuriefen sofort zu ihnen zu kommen, ignorierten wir diese Sorge und blieben wir wo wir waren. Denn uns war klar, dass es klüger ist, außerhalb des Schussbereichs der aufgeregte hin und her laufende russische Soldaten zu bleiben anstatt zurück zu den Müttern in die Gefahr zu laufen. Auf einmal

war der deutsche Soldat verschwunden. Er hatte aufgegeben und wurde von den Russen vorwärts stoßend abgeführt. Nicht ohne dass er zuvor die Frauen als Feiglinge und Vaterlandsverräter beschimpft und ihnen Rache angedroht hatte.

Da es keinerlei sichere Informationen gab, verbreiteten sich allerlei Gerüchte mit den merkwürdigsten Folgen. Als jemand begann die Straße zu fegen, verbreitete sich das Gerücht es gäbe einen Waffenstillstand und die deutschen Soldaten kämen zurück. Darauf hin fegten weitere Anwohner die Strasse. Aber nach einigen Stunden, sickerte die Erkenntnis durch, dass alles nur eine Illusion gewesen war.

Als wir uns am 8. März zur Flucht aufgemacht hatten, hofften alle, dass es nur eine vorübergehende Abwesenheit sein wird und wir danach bald wieder unser so genanntes normales Leben aufnehmen könnten. Das drückte sich zum Teil in Kleinigkeiten aus. So wurden bei Antritt der Flucht die Betten ordentlich gemacht, schmutziges Geschirr abgespült, die Wohnungstür verschlossen und der Schlüssel ordentlich verstaut. Das war sicher für unsere spätere unfreiwillig frühe Rückkehr von Vorteil. Diese Rückkehr war ein Aufgeben das mit der Erkenntnis verbunden war dass alles was man gehofft hatte blanke Illusion gewesen war.

Beim durchsuchen verlassener Häuser und Wohnungen nach Nahrungsmittel konnte man sehen, dass manchmal die Wohnungen, abzüglich der Zerstörungen durch plündernde Russen, so aufgeräumt hinterlassen worden waren, das dem zu entnehmen war, dass ihre ehemaligen Bewohner an eine Rückkehr geglaubt hatten. Nur wenige Wohnungen hinterließen den Eindruck, dass sie fluchtartig und überstürzt verlassen worden waren. Dort stand dann häufig noch das gebrauchte Geschirr mit den mittlerweile verschimmelten Essensresten auf dem Tisch. Mit Interesse sah ich mir dieses immer

an. Wenn beim einen der Kaffeelöffel sich in der nicht ausgetrunkenen Tasse befand, lag er an dem anderen Platz ordentlich neben der Tasse. Dann überlegte ich, wer wohl wo gegessen hatte, auch wie man zweckmäßiger Weise eine Wohnung hinterlässt wenn man fliehen will oder muss und was ich machen würde, nach meinen jetzt schon nicht unerheblichen Erfahrungen. Bis mich Mutti wieder aus meinen Träumen riss und zum Aufbruch mahnte.

Muttis ganzer Stolz war immer ihr Radio gewesen, mit sechs Röhren, wie sie immer betonte. Als die Vorbereitungen für unsere Flucht gemacht werden mussten, nahm Mutti die Röhren aus dem Radio und verpackte alles in einen Wäschekorb. Darüber wurde Bettwäsche gelegt, und dieser dann in das kleine Abstellkämmerchen gestellt, das sich in der Petristrasse unter die Treppe befand. Als wir nach dem Einmarsch der Russen wieder in die Fischerstrasse zurückgekehrt waren, kam Mutti auf die Idee das Radio wieder aus seinem Versteck zu holen. Das war nicht ungefährlich, denn es war die Mitteilung verbreitet worden, dass Radiobesitz und Inbetriebnahme verboten war. Was nach der damaligen Sprachregelung Verschleppung bedeutete aber auch erschießen. Wir holten aber trotzdem das Radio im Wäschekorb mit einem Handwagen in die Fischerstrasse, wobei wir quer durch die Stadt fahren mussten. Es war ein kalter aber sonniger Spätfrühlingstag. Ich saß mit kurzer Hose und nackten Beinen zusammengekrümmt auf dem Wagen den Mutti zog und fror erbärmlich. Die schon wärmende Sonne wurde oft durch Wolken verdeckt. Ich sang dabei inbrünstig das bekannte Lied, "...liebe Sonne scheine, auf meine nackten Beine..." Ich glaubte fest daran wenn ich das Lied sänge, dann würde die Sonne mich kräftiger wärmen.

So holten wir unbehelligt das Radio in die Fischerstrasse. Gegen den Protest von Oma Schröder, die schlimmes prophezeite wenn

uns die Russen erwischen würden. In der Fischerstraße setzte Mutti die Röhren wieder ein und führte die Inbetriebnahme gekonnt durch, alles funktionierte. So konnte Mutti jetzt wieder Radio hören. Mich interessierte das weniger, da ich nicht wie früher an dem Geräte rumdrehen und Sender rauskitzeln durfte, da das alles leise und im geheimen passieren musste. Eines Tages kam Mutti mit der Mitteilung, dass sie Goebbels im Radio gehört hätte. Er hätte allen Mut gemacht und gesagt dass es wieder besserer Zeiten geben würde und Deutschland den Krieg gewinnen würde. Der Führer arbeitet gerade an den Plänen für den Wiederaufbau Wiens. Alle schauten sich einen Augenblick verwirrt an und gingen dann aber kommentarlos zu den Alltagsproblemen zurück. Die waren nach wie vor, die Angst vor Verschleppung und Vergewaltigung und Hunger. Die Nachricht über Goebbels wurde nicht einmal als Gerücht eingestuft. Sie kam aus einer anderen Welt. Das muss am 19. April 1945 gewesen sein, seiner letzten Ansprache am Tage von Hitlers 56. Geburtstag.

Dann kam der 1. Mai und mit ihm die Information, das alle Deutschen sich in der Kommandantur am Stephansplatz registrieren lassen müssen. Dazu müssen alle ihren Ausweis mitbringen und alle noch vorhandenen Radiogeräte abgeben. Der 1. Mai 1945 war ein warmer Frühsommertag, mit blauem wolkenlosem Himmel. Ich trottete neben Mutti zum Stephansplatz. Die Kommandantur befand sich in einem ehemaligen Speditionsgebäude. Davor befand sich eine größere Anzahl Zivilisten die unsicher um sich blickend herumstanden und sich zu einer Schlange vor dem Registrierungsbüro formierten. Der Eingang war mit Girlanden und roten Fahnen geschmückt. Aber das half nicht die Stimmung aufzulockern. Auf dem Hof, stapelten sich beschlagnahmte Radiogeräte, die dort lieblos abgelegt worden waren, sie sahen schon ziemlich lädiert aus.

Mit denen würde man auch nach einer Reparatur nicht mehr viel anfangen können. Zur Registrierung bekam Mutti in ihren Ausweis, den sie mitgebracht hatte, einen Stempel. Wir hatten gehofft, dass es irgendwo eine Brotzuteilung geben würde. Das war aber nicht der Fall. Und morgen habe ich Geburtstag sagte Mutti. Ihre Stimme klang hoffnungslos.

Brotausgabe und Heidchen stirbt / Mai 1945

Die Versorgungslage wurde immer schwieriger, dass heißt wir hatten nichts mehr zu essen. Die letzten Krümel wurden zusammengesucht. Deutlich wurde es mir, als ich morgens früh aufstehen wollte und man mir sagte, ich solle im Bett liegen bleiben. Alle blieben in ihren Betten. Ich schlief also wieder ein. Als ich wieder aufwachte lagen Oma, Mutti und Christel immer noch in den Betten. Auf meine Proteste hin sagte man mir, es gibt nichts mehr zu essen und da ist es besser so lange wie möglich im Bett zu bleiben, dann spart man Kräfte und hält es länger ohne zu essen aus. Ich hatte den Eindruck, sie waren abends gemeinsam mit der unrealistische Hoffnung schlafen gegangen, dass sie nicht mehr aufwachen würden, und sie nun wieder mit der grausamen Realität konfrontiert wurden, zu leben.

Irgendwann gab es dann doch wieder was zu essen, denn es wurde von einer von den Russen eingerichteten Brot-Ausgabestelle berichtet. Mich hatte man zum anstehen geschickt. Vielleicht auch weil es nur was für Kinder gab oder weil die Erwachsenen Angst hatten verschleppt zu werden, was offenbar nicht unbegründet war. Die Brotausgabestelle war in einem kleinen Geschäft, das zur Straßenseite nur ein schmales Schaufenster neben der Eingangstüre hatte. Drinnen befand sich ein Ladentisch mit einer Waage und

dahinter an der Wand ein Regal mit Broten. Wenn sich die Anzahl der Brote im Regal sehr verringert hatte, wurden sie oft erst nach einer Verzögerungszeit wieder aufgefüllt. Das ließ den Mut und die Hoffnung der draußen wartenden auf einen Tiefpunkt sinken. Durch eine im Hintergrund befindliche Türe wurden aber weitere Brote reingereicht und das Regal wieder aufgefüllt. Jedes mal ging ein aufatmen durch die Menge und in den Gesichtern wurde die Entspannung sichtbar. Jede Kleinigkeit in und um diesen Laden wurde von mir registriert. Es roch herrlich nach Brot in dem Geschäft. Ich hätte stundenlang dort stehen können, auch wenn ich nichts bekommen hätte, vorausgesetzt ich wäre satt gewesen, was ich aber nicht war. Ich glaube ich träumte von diesem Laden auch später noch.

Das anstehen vor dem Laden dagegen war für mich eine Qual. Man musste oft stundenlang in einer Schlange stehen, mit vorwiegend älteren Frauen und Männern, bevor er überhaupt geöffnet wurde. Diese waren auf einander furchtbar missgünstig, da sie offenbar befürchteten, dass das Brot das zur Verteilung zur Verfügung stand, verteilt worden war bevor sie dran kämen. Auch schurigelten sie mich, wenn ich in der Schlange nicht stillstand sondern wie es bei einem kleinen Jungen vorkommt etwas rumzappelte. Denn auch Pipimachen war während des Anstehens ausgeschlossen, beim verlassen der Schlange verfiel der Standplatz unweigerlich. Meist waren es Begriffe aus der Soldatensprache, die mir von ausschließlich alten verbitterten Männern, um die Ohren gehauen wurden. Zum Glück nahmen mich manchmal einige der anstehenden Frauen mütterlich in Schutz. Ich blieb also hartnäckig stehen und ließ mich auch nicht durch solche verbale Hinterhältigkeiten vertreiben. Wenn man dann dran kam, musste man eine Bescheinigung der Kommandantur vorlegen, der abgestempelt wurde. Man bekam ein Stück Brot, das ungefähr fünf cm dick war und zudem

abgewogen wurde. Alle passten wie die Schießhunde auf, dass keiner mehr bekam.

Es gab noch andere Ausgabestellen. Eine war in einem ehemaligen Milchgeschäft an der Ecke Bütowerstrasse-Bahnstrasse. Ich freute mich immer dort anstehen zu können, da die Menschen dort freundlicher waren und dort stand auch öfter ein annähernd gleichaltriger Junge, mit dem ich mich unterhalten konnte.

Wir sprachen über die verschiedensten Quellen der Nahrungsmittelbeschaffung und über die für uns Jungs so ungemein wichtige Möglichkeit der Verwendung von den Wehrmachtskabeltrommeln. Wenn man nämlich die ursprünglich verwendete Achse absägte und durch ein neue längere einsetzen würde, hätte man einen vortrefflichen Wagen auf dem man die Straßen entlang fahren könnte. Das war unser wichtigstes Gesprächsthema. Dieser imaginäre Wagen wurde bis ins kleinste Detail von uns im Geiste konstruiert und lenkte uns von unserem Hauptproblem dem Hunger ab. Gegessen wurde, wenn es denn mal was gab, grundsätzlich in der Wohnung.

Früher, war es für mich und andere Kinder normal gewesen, dass wenn man zwischen den Mahlzeiten Hunger hatte, man rein kam und einem eine kräftige Stulle geschmiert wurde. Diese nahm dann mit und es ging wieder raus zu den anderen Kindern. Wenn man das jetzt machte, passierte es das ein Kind mit einer Stulle draußen stand und aß während dessen die andere Kinder drum herum standen und sehnsüchtig zu schauen. Das nannte man spiegeln und war aus diesem Grund verpönt. Um das zu vermeiden, achten die Omas und Mütter darauf, das drinnen gegessen wurde. Unvergesslich für mich war, dass eine kinderlose Nachbarin, einem Jungen eine Butterstulle mit Marmelade schenkte, die er dann draußen aß. Mit dem Ergebnis, dass er bei den umstehenden entsprechendes aufsehen erregte. Nicht nur das sie damit Unruhe erweckt hatte,

außerdem fragten sich alle, warum gerade dieser Junge die Stulle bekam und warum man nicht selber der glückliche war. Außerdem war Butterbrot mit Marmelade darauf eine unvorstellbare Köstlichkeit und noch lange Zeit Gesprächsstoff. Da die Nachbarin keine Kinder hatte, war ihr der Fehlgriff sicher nicht bewusst gewesen. Ich kann mich erinnern, dass ich keinen Neid empfand sondern nur Unverständnis und Staunen. Wie eine Erinnerung an vergangene Zeiten. Die doch garnicht so lange zurück lag.

Das die Versorgungslage aber jetzt absolut zum Erliegen gekommen war und dass dies an keinem spurlos vorüber ging, war allgemein ersichtlich. In der Stadt lagen jetzt ab und zu Tote vor den Haustüren, die entweder dort abgelegt worden waren, oder die sich zum Sterben dort hingeschleppt hatten. Sie lagen manchmal am hellen Tag so einfach auf dem Bürgersteig und die vorbeikommenden Menschen machten einen Bogen um sie herum wie um ein im Weg liegendes unangenehmes Hindernis. Wenn wir diese Toten sahen, machten wir uns auch immer schnell aus dem Staub, denn es bestand die Möglichkeit, dass eine vorüber kommende Militärstreife für die Beseitigung der Leiche sorgte. Umherstehende oder Vorbeikommende wurden dann mit vorgehaltenem Gewehr gezwungen den Toten zum Friedhof zu bringen. Wenn man einmal in so einer Leichen-Beseitigungskolonie war, kam man nicht so schnell von dieser Aufgabe fort. Es gab viele Leute, die sah man danach nie wieder. Kleine Kinder und alte Leute waren die ersten Opfer dieser zweiten Todeswelle. Sie wurde durch Hunger, Entbehrung und den daraus resultierende Krankheiten verursacht.

Es war nicht einfach für das vielleicht sieben Monate alte Baby von Christel, die kleine Heidchen, die geeignete Nahrung zu beschaffen. Das ist für so kleine Kinder wahrscheinlich noch schwie-

riger als für Erwachsene. Damals hielt man mich, wahrscheinlich um mich nicht damit zu belasten, von diesen Sorgen fern. Eines Morgens erzählte man mir, dass Heidchen in der Nacht gestorben sei. Oma hatte es dann fertig gebracht, einen kleinen weißen Sarg zu beschaffen und ein Grab auf dem Friedhof ausheben zu lassen. So ging dann an einem schönen warmen Sonnentag, der kleine Leichenzug von der Fischerstrasse ans andere Ende der Stadt auf den Friedhof. Der kleine Sarg passte gerade auf den Kinderwagen, nach dem man das Verdeck abgenommen hatte. Christel schob den Kinderwagen und vergaß offenbar manchmal, dass ihr Kind tot war. Denn sie schob den Kinderwagen so, wie es oft Mütter machen, wenn sie ihr Kind zum einschlafen veranlassen wollen, also leicht schaukelnd. Mutti oder Oma griff dann zu und schob den Kinderwagen wieder ruhig und schweigend weiter. Das Grab befand sich unmittelbar in der Nähe des Haupteingangs. Also wenigstens kein Massengrab, dachte ich bei mir. An weitere konkrete Eindrücke zur dieser traurigen Beerdigung kann ich mich nicht mehr entsinnen. Lediglich die Stimmung an diesem unnatürlich glitzernden Sonnentag wird mir unvergesslich bleiben. Davon wurde, wie über vielem, nie wieder gesprochen. Jedenfalls nicht in meiner Anwesenheit. Es war wohl zu schmerzlich.

Christel nannte dann ihre Tochter, die später in Bochum geboren wurde wieder Heidchen. Als ich diese das erste mal und auch noch im Kinderwagen liegend sah, schaute mich Christel an und sagte „sie heißt wie das erste Mädchen auch Heidchen“ und zwinkerte mir zu und hielt meine Hand ganz fest. Ich konnte nicht antworten.

Tod eines weiteren Babys / Mai 1945

Abwechslung brachte ein Wohnungsumzug von Mutti und mir in das Nachbarhaus. Dort gab es eine Leerstehende Wohnung, in welches die früheren Bewohner nach der Flucht nicht wieder zurückgekehrt waren. Das würden sie auch nicht mehr, sagte man. Dem früheren Mieter, dem Polizeiwachtmeister Stricker, der zu Kriegsgefangenen Russen und Polen wohl sehr rabiatt gewesen sein muss, war es gelungen untergetaucht zu bleiben. Was mir an der Wohnung auffiel war, dass sie zwar vollkommen möbliert war, aber es sonst keine Hinterlassenschaft seiner früheren Bewohner gab. Keine Kleider, kein Geschirr, keine Bücher, keine Papiere, keine Bilder. Die Flucht muss wohl sehr gut vorbereitet und durchgeführt worden sein. Dazu brauchte man eine gehörige Vorlaufzeit und Transportkapazität, die hätte ein normaler Volksgenosse nicht gehabt. Man konnte von Omas Wohnung im Nachbarhaus, durch den Keller ungeschützt zu ihr gelangen. Ein Gang verband beide Häuser noch aus der Luftschutzzeit her.

Viele Menschen in Pommern, hatten schon vor dem Krieg ihr Glück in der Fremde gesucht. So auch Bekannte und Verwandte von Oma. Sie waren nach Solingen gezogen, wo sie Arbeit fanden und ihr Auskommen hatten. Während der Zeit der starken Bombenangriffe im Rheinland, fanden dann die bekannten Evakuierungen und Kinderlandverschickungen der NSV statt. Sie waren dann wunschgemäß nach Stolp in ihre alte Heimat evakuiert worden, wo sie auch schnell wieder Kontakt zu den dort verbliebenen Verwandten und Bekannten fanden. Dann wurden sie wie andere auch, wegen der schnell anrückenden Front und wegen des Verbots zur Flucht, vom Einmarsch der Roten Armee überrascht und ins allgemeine Chaos gestürzt. Offenbar auf der Suche nach einer Unterkunft und überlebenden Bekannten hatten sie uns dann gesucht

und gefunden. Die Adresse war ihnen ja noch aus glücklicheren Tagen bekannt.

Übrig geblieben aus dem Chaos stand nun eines Tages eine Frau mit drei kleinen Kindern vor unserer Türe. Die natürlich sofort aufgenommen wurden. Ein Mädchen etwa in meinem Alter, ein jüngeres Mädchen und ein Baby. Das Mädchen in meinem Alter hieß Cordula. Wie diese Menschen mit durchfüttert werden konnten, frage ich mich heute. Damals fragte keiner, es ging irgendwie. Wir Kinder schliefen alle in einem Zimmer, die Erwachsenen mit dem Baby in einem anderen. Die beiden Mädchen in einem Bett, ich in dem anderen. Abends war es jetzt schon länger hell, der Frühsommer kündigte sich an. Trotzdem mussten wir früh ins Bett. Aber wir lagen immer noch lange wach und erzählten uns Geschichten. Ich hörte zum ersten Mal von der Schwebebahn in Wuppertal. Obwohl sie mir nicht gänzlich unbekannt war, da sie als Bild auf allen Kartons der bekannten Märklin-Eisenbahn drauf war. Diese hatte ich mir immer gewünscht, aber nie bekommen.

Mutti hatte in der Frau aus Solingen, ich glaube sie hieß Erika, eine gleichaltrige Gesprächspartnerin gefunden. Sie lagen abends lange im Fenster in der Dunkelheit und schauten in die beginnende Vorkommernacht und erzählten. Man konnte von dort auch in die Fenster des Nachbarhauses sehen, dort hat eine Frau abends immer Besuch von mehreren russischen Soldaten. Das treiben dort fand starkes Interesse das entsprechen kommentiert wurde, dies konnten wir Kinder hören wenn wir unsere Zimmertüre geöffneten hatten und uns im Dunkeln anschlichen. So hatte jeder sein Vergnügen, seine Unterhaltung.

Das Baby machte allen große Sorge, ich weiß nicht wie die Versorgung mit Nahrung geregelt wurde und ob das der Grund war, aber es schrie von Morgens bis Abends. Eines Morgens, wir hatten noch geschlafen, kam Erika zu uns Kindern ins Zimmer. und sagte den

Mädchen, dass in der Nacht ihre kleine Schwester gestorben war. Sie umarmten sich und weinten ganz still. Wir gingen dann alle in die Küche, da lag die Kleine eingewickelt in einer Decke auf dem Tisch. Erika nahm die kleinen Hände und faltet sie. Man sah das war nicht so einfach, offenbar hatte die Leichenstarre den kleinen Körper schon erfasst. Wir standen dabei, die Mädchen weinten leise während sie ihre tote Schwester küssten. Sie beteten, ich versuchte es auch.

Wie es weiter ging, mit Cordula und den anderen und mit der Beerdigung, weiß ich nicht mehr. Da fehlt mir komplett die Erinnerung. Wahrscheinlich habe ich es „erfolgreich“ verdrängt. Sehr viel später, als wir von Schleswig-Holstein nach Radevormwald umgesiedelt waren, besuchte uns Cordula mit ihrer Mutter. Also gab es doch noch Kontakt nach Solingen, es war ja auch nicht weit. Sie war schon eine junge Dame und erzählte mir, das sie sich in kürze einen Motorroller kaufen würde. Wir sprachen nicht mehr über Stolp.

Das Rückfluten der Roten Armee / Mai 1945

Im militärischen spricht man von Rückfluten, wenn eine Armee sich wieder in Richtung ihrer Ausgangsposition absetzt oder sich in die Heimat zurückzieht. Einige Tage nach dem 8. Mai, dem Tag der Kapitulation, wurde eine Mitteilung durch Lautsprecherwagen verbreitet, dass an den folgenden Tagen von einem Teil der auf dem Rückmarsch in die Heimat befindlichen siegreichen Truppen der Roten Armee, der Durchzug durch Stolp stattfinden werde. Sie würden über Nacht in der Stadt biwakieren. Der Bevölkerung wurde befohlen, während dieser Zeit in ihren Häusern zu bleiben. Es wurde eine strikte Ausgangssperre für den ganzen vorangehenden

und folgenden Tag angeordnet. Es wurde jetzt jedem klar, das Deutschland den Krieg verloren und in Feindes Hand war. Es gab keine Chance mehr und es wurde jetzt allen deutlich wie tief Deutschland gefallen war. Alte Propagandamärchen der Nazis machten die Runde. Über die jetzt erfolgende Versklavung und ähnliches. Da dieses sogenannte Märchen für uns bereits seit langen Realität geworden waren, warum sollten die anderen nicht auch wahr werden. Diese Gerüchte wirkten sich verheerend aus. Über die Zukunft wollte man lieber nicht nachdenken, denn es war keine zu erwarten und alles war möglich. Konkret wurde befürchtet, das beim zurückfluten der Roten Armee in ihre Heimat, die gleichen schrecklichen Exzesse passieren würden wie bei der Eroberung durch sie. Und das bei weniger Widerstandskraft zum überleben. Es drohte eine zweite Selbstmordwelle. Alle verrammelten die Haustüren und die Leute krochen wieder in einige wenige Wohnungen zusammen und versuchten sich unsichtbar zu machen. Es gab zwar keinen Grund zur Hoffnung, dass dies bei den zu erwartenden Exzessen helfen würde, aber man hatte bis dahin weniger Angst und man konnte sich gegenseitig trösten und man betete. Den ganzen folgenden Tag zogen Kolonnen von kleinen hoch gepackten Pferdewagen, die wir Panjewagen nannten, durch die Fischerstrasse in Richtung Osten. Vielmehr konnte ich nicht beobachten, da wir uns alle nicht in der Nähe der Fenster aufhalten durften. Gegen Abend ließ der Strom der vorbeifahrenden nach. Vereinzelt konnte man auch sehen, dass auf den Bürgersteigen Feuer brannten. Anscheinend wurde der Abmarsch während der Dunkelheit unterbrochen. Das Nachbarhaus der Fischerstrasse 14, wo wir wohnten, war mit seiner Front etwas zurückgesetzt, so dass davor ein großer Spielplatz mit Sandkasten Platz hatte. Das Fenster von dem Zimmer in dem ich schlief, befand sich an der Giebelseite des Hauses im zweiten Stock und ging auf diesen Platz hinaus. Ich versuchte mit den Augen knapp über das Fensterbrett linsend etwas

Augen knapp über das Fensterbrett linsend etwas zu erkennen. Auf dem Platz konnten man in der einsetzenden Dunkelheit jetzt mehrere Feuer brennen sehen und man konnte Gesang hören. Bei uns im Haus blieb alles still und dunkel. Ich schlief ein. Mir fiel beim niederschreiben dieser Erinnerung auf, dass der Begriff Zurückfluten hier einen Sinn ergab. Wie bei dem zurückfluten der auf einen Strand aufgelaufenen Wellenfronten, hinterließ das zurückströmende Wasser hinter sich das nackte und feuchte Nichts. Auf die Realität bezogen, hinterließen die zurückflutenden Russen hinter sich eine flächige Spur der Verwüstung. Wie sich erst später herausstellte, ohne die Chance eines Wiederaufbaus durch und für die Überlebenden.

Abgetaucht / Mai 1945

Die zunehmend katastrophalen Lebensumstände hatten auch zur Folge, dass von den Erwachsenen sich niemand so wie früher um mich kümmerte, so dass ich im wahrsten Sinne des Wortes unbekümmert blieb, was ich aber durchaus nicht immer als Mangel empfand. Denn es war ja so, dass die Erwachsenen und besonders die Frauen andere Probleme hatten. Während sie ständig von Vergewaltigung und Verschleppung bedroht waren, blieben die Kinder relativ ungefährdet. Am wohlsten fühlte ich mich aber, wenn ich alleine war. Wo ich nicht Zeuge von Gefühlsausbrüchen werden musste. Wo von den Erwachsenen aus Sorge, Schmerz und Angst geweint wurde statt sich um meine unterdrückten Tränen zu kümmern. Ich versuchte dem aus dem Weg gehen, um mein nur mühsam aufrecht erhaltenes seelisches Gleichgewicht, nicht zu gefährden. Ich versuchte also abzutauchen.

Da Kurt und Hilde verschleppt worden waren, gingen ständig die

verschiedensten Gerüchte in der Familie um, dass man dieses oder jenes von ihnen gehört hätte. Etwa, dass die Verschleppten entlassen würden, aber auch schlimmeres wurde gemunkelt. Deshalb quälte ich mich mit Überlegungen, wie ich mich bei der Wiederkehr von Kurt oder Hilde verhalten sollte, ja ich fürchtete Gefühle zeigen zu müssen und dann würde meine Fassade der Selbstbeherrschung zerbrechen und deshalb wünschte ich, dass sie gar nicht kämen, denn dann hätte ich auch keine Probleme. Das wiederum machte mir ein schlechtes Gewissen, da es mir im Bereich des Möglichen erschien, dass mein Wunsch in Erfüllung ginge. Da ich aber wusste, dass es selten passierte, dass Wünsche erfüllt wurden, war ich darüber am Ende des Nachdenkens, wieder etwas beruhigt.

Die Wohnung Stricker, in die wir umgezogen waren, hatte eine kleine Toilette mit einem kleinen Fenster, das nach Süden ging. Der kleine Raum erschien wie in helles warmes Licht getaucht. Die Wände waren in einer gelblichen Farbe gestrichen. In diesen Raum verkroch ich mich gerne. Ich verschloss die Türe und blieb einen Augenblick still sitzen und genoss das allein sein. Hier konnte ich abtauchen. Im Raum war ein Schrank mit vielen kleinen Schubladen. In die konnte ich meine gehorteten Schätze der Nichtigkeit einräumen und aussortieren. In die leeren Fächer legte ich oft auch kleine Zettel mit Inhaltsangabe von Dingen, die in sie hineingehören würden, wenn ich sie denn gehabt hätte.

Auch strich ich draußen meist alleine herum, verlassene Häuser und Ruinen gab es genug. Menschen waren selten zu sehen. Wobei ich mich allerdings vorsichtiger Weise nie mehr als ein bis zwei Straßen weit entfernte. An der Ecke der Bütowerstrasse stand eine Baracke. Der hohe Zaun, der das gesamte Gelände der Gasanstalt umfasste, wozu dieser Bereich gehörte, war an dieser Stelle unterbrochen. In

dieser Baracke waren Abteilungen des auf der anderen Straßenseite befindlichen Arbeitsamtes untergebracht gewesen. Die von der Strasse nicht einsehbaren Fenster auf der Rückseite der Baracke waren aufgebrochen, so dass ich dort ungesehen und ungehindert einsteigen konnte und das innere in aller Ruhe und vollkommen ungestört in Augenschein nehmen konnte. Dort standen Schreibtische und Aktenschränke mit Papieren, Formularen und vielen mir bisher unbekanntem Bürogeräten. Wie immer, war auch hier bereits alles durchwühlt und durchsucht worden und Papiere bedeckten den Fußboden. Ich setzte mich immer an die verschiedenen Schreibtische und versuchte hinter den Sinn dieser Formulare zu kommen, die offenbar dafür waren, ausgefüllt zu werden und die nun niemand mehr beachten musste. Ich spitzte Bleistifte an und betätigte den Locher und fertigte jedesmal eine Handvoll Konfetti. Mit solchen Papierplätzchen, die wir allerdings aus Buntpapier hergestellt hatten, wurden früher im Kindergarten Figuren geklebt hatte. Zu meinem Bedauern war aber in dieser Baracke kein Buntpapier zu finden.

In unmittelbarer Nähe dieser Baracke standen auf einem Bahngleis der nahen Gasanstalt, einige Güterwaggons. Von weitem machten sie den Eindruck, dass sie leer wären, da die Schiebetüren weit offen standen und man von der Strasse nur in einen leeren Raum sah. Bei näherer und gründlicher Untersuchung der Waggons, die ich mit einem etwas älteren Nachbarjungen unternahm, entdeckten wir in einer von außen nicht einsehbaren Ecke unter Stroh, einige verschlossene Kisten. Wir wollten natürlich unbedingt wissen was in den Kisten ist. Die Kisten waren mit einer scharnierartigen Vorrichtung verschlossen. Sie ließen sich offenbar nur mit Gewalt, mit einem Hammer öffnen. Wir mussten jedoch leise sein, da auf der gegenüberliegenden Straßenseite russische Soldaten vor dem

Arbeitsamt patrouillierten, die aber zum Glück mit sich selber und einer Flasche Wodka beschäftigt waren. Nachdem wir endlich eine der Kisten geöffnet hatten sahen wir den Inhalt. Es enthielt zu unserer Enttäuschung nichts nahrhaftes, sondern nur ein großes, ungefähr 30 cm langes und breites und sehr schweres, in grauen Militärfarben lackiertes Teil. Es hatte oben zwei Öffnungen wie bei einem Fernglas und vorne eine große Objektivöffnung und seitlich noch jede Menge Einstellräder. Für uns sah das damals vollkommen rätselhaft aus. Wir vermuteten jedoch richtig, dass es etwas mit Geschützen zu tun hatte. Experimentierfreudig wie wir waren, vergaßen wir unsere Umgebung und drehten und wendeten und schauten durch alle Öffnungen des Teils. Bis wir dahinter kamen, dass man das Teil wie ein Fernglas benutzen kann. Es hatte eine so starke Vergrößerung, dass man beim durchschauen, die Schnapsflasche der Russen auf der anderen Straßenseite erschreckend deutlich sehen konnte. Die Vergrößerung und Bildschärfe konnte man an einem der Räder einstellen. Wir ergötzten uns noch eine ganze Weile damit, den russischen Soldaten unbehelligt und frech mitten ins Gesicht schauen zu können. Ich wollte es bei diesem Vergnügen belassen, aber mein Freund wollte unbedingt dieses Superfernglas mit nach Hause nehmen und ich sollte ihm dabei helfen. Das war garnicht so einfach, denn wir mussten das schwere Gerät ungesehen von den Russen, die sich immer noch in der Nähe aufhielten, mehrere Straßen weit tragen. So schlichen wir uns schwerbepackt, den Waggon auf der Rückseite verlassend und die Strasse meidend. Dabei kamen wir auch durch einen Garten, der sich hinter einem zerstörten Haus befand. Dort entdeckte ich eine große Staude herrlichen roten Rhabarbers. Der Fund dieses Rhabarbers elektrisierte mich mehr als das ominöse Fernrohr. Ich erntete den Rhabarber ab und mein Freund musste sein Fernrohr alleine nach Hause bringen, was auch kein Problem war, da wir uns nicht mehr weit von

der Fischerstrasse befanden. Dort montierten wir dann später das Fernrohr auf dem Dachboden in der Nähe eines Dachfensters und glaubten dadurch die ganze Gegend im Auge behalten zu können um bei Gefahr die Hausbewohner warnen zu können. Was aber nie realisiert wurde, dazu gab es zu viele andere Aufgaben.

Aber ich konnte den Rhabarber triumphierend auf Omas Küchentisch präsentieren, was mir volle Anerkennung von allen für mein Engagement eintrug und er sofort zu Kompott und Brotaufstrich verarbeitet wurde. Leider ohne den Zusatz von Zucker.

Hilde kommt wieder / Juni 1945

Eines Tages, als ich auf der Straße spielte, sah ich in einiger Entfernung, eine Person schnellen Schrittes auf unser Haus zukommen und eintreten. Die Gestalt kam mir bekannt vor und ich vermutete dass es Hilde ist, die verschleppt worden war und von der ich nicht erwartet hatte sie je wieder zusehen. Ich näherte mich nur langsam dem Hause und zögerte lange einzutreten. Denn ich wusste nicht wie ich mich verhalten sollte. Ich wagte seit langem nicht irgendwelche Emotionen zu zeigen. Zu stark war in den letzten Wochen das Pendel der Eindrücke ausgeschlagen. Die früher spürbare Atmosphäre der kuscheligen Geborgenheit bei der einen wie bei der anderen Oma gab es nicht mehr. Sie war bei Mutti schon seit dem Eintreffen des Briefs in dem mitgeteilt wurde dass Papa vermisst ist, spürbar verschwunden. Den Kosenamen Nepomuk hatte ich schon lange nicht mehr gehört. Andererseits hatte ich doch im Kindergarten und in der Schule gelernt, dass ein Junge nicht weint und dass Tapferkeit und Mut die für einen Jungen reservierten Gefühle sind. Seit dem 8. März, dem Einmarsch der Russen, und den darauf folgenden Ereignissen, hatte sich etwas in mir verhärtet. Ich

weiß nicht mehr, ob mich jemand gemahnt hat nicht zu weinen, denn ich tat es nicht. Das Weinen sogar gefährlich sein kann, hatte ich auch erfahren. Wir waren durch das weinen von Heidchen in unserem Kellerversteck in der Bergstrasse mehrmals entdeckt worden. Und in der Wohnung, wo wir uns in den ersten Tagen „nach den Russen,, mit den Nachbarn verkrochen hatten, hatte ich gelernt, dass selbst so normale Bedürfnisse wie das zur Toilette gehen, einzuschränken, ja im Notfall vermieden werden müssen. Also verkneifen, im wahrsten Sinne des Wortes, oder einen Ausweg für sich alleine suchen. So schlich mich also langsam ins Haus. Tatsächlich es war Hilde. Sie war wieder zurückgekommen. Oma hatte sie gleich in Empfang genommen und war mit ihr in der Waschküche verschwunden, wo sie von ihr abgeseift und gewaschen wurde, wie ich später erfuhr. Die benutzten Kleidern und Wäsche vergrub Oma im Garten. Man wollte die Gefahr der Ansteckung durch Krankheiten minimieren.

Sie erzählte dann, dass man sie mit den anderen Frauen und Mädchen nach Graudenz verschleppt worden war. Eines Tages sind dann alle Gefangenen ohne ersichtlichen Grund entlassen worden und sie hat den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen müssen. Eine andere Möglichkeit gab es ja auch nicht. Aus Angst ist sie dann nur nachts marschiert. Mehr hat sie meines Wissens nie von sich gegeben. Ihr Schweigen nahm man hin, da man glaubte, dass sie irgendwann darüber reden würde. Aber es kam nichts, niemals, und die anderen vergaßen es, da sie genug eigene Probleme hatte. Sie schwieg zu ihren Erlebnissen ihr ganzes Leben. Und man vergaß es. Ob sie es vergaß, bezweifle ich. Wir näherten uns in den nächsten Tagen, beidseitig langsam an und taten so, als wenn sie nie fort gewesen wäre.

Ein gereizter Blinddarm und ein Soldat mit Läusen / Juni 1945

Ich klagte schon einige Zeit über Bauchschmerzen. So dass ich bei den Ausflügen mit Mutti in die Stadt und in die Leerstehende Häuser, nicht immer Schritt halten konnte und oft jammernd und zusammenkauernnd verharrte. Ob sich der Körper in eine Krankheit flüchtete oder die Krankheit in einen Körper ? Von irgendjemand hatte Mutti die Adresse eines Arztes bekommen zu dem wir dann schließlich gingen.

In einem verlassenen großbürgerlichen Haus, in einer ehemaligen Arztpraxis, fanden wir ihn. Es war ein junger deutsch sprechender Mann in einer mir unbekanntem Uniform, der uns verstohlen empfing. Er machte einen etwas gehetzten Eindruck. Ich musste mich auf die Liege legen wo er meinen Bauch auf die übliche Weise abdrückte und jeweils fragte, ob ich was merke oder ob mir was weh tut. Danach meinte er, es könne sich nur um eine Blinddarmreizung handeln. Die einzige Hilfe wären eiskalte Umschläge, da es in der Stadt keinen Chirurgen für Deutsche gibt. Ich hatte das alles wie in Trance erlebt und war hinterher immer der Meinung, die Untersuchung hätte in der Wohnung von Oma in der Hospitalstrasse stattgefunden. Von der Untersuchung wieder zu Hause angekommen, wurde ich sofort ins Bett gepackt und mit kalten ekelig nassen Umschlägen auf dem Bauch traktiert. Ich weiß nicht wie lange. Ich zog es nach einer Weile vor, zu behaupten, ich hätte keine Bauchschmerzen mehr, um diesen Beeinträchtigungen zu entkommen. Aber diese Bauchschmerzen, plagten mich dann doch immer mal wieder in größeren Abständen.

Bei den Streifzügen von Mutti und mir durch die Stadt, trafen wir jetzt auch immer wieder kleine Gruppen von deutschen Soldaten die von russischen Soldaten eskortiert, sich irgendwo hin bewegten. Sie rasteten oft im Schatten der Ruinen, denn es war heiß. Die Russen hatten meistens nichts dagegen wenn Mutti sich mit den

Gefangenen unterhielt und ihnen Wasser gab, das ich in einer Feldflasche herbei schaffte. Gebrochene Wasserleitungen, aus denen das Wasser heraussprudelte und oft schon den Keller bis zur Kante gefüllt hatte, gab es genug. Mutti hatte immer noch oder jetzt wieder vermehrt Hoffnung, dass sie Nachrichten über meinen Papa bekam, wo doch der Krieg zu Ende war. Aber mit Soldaten die im Dezember 1941 vor Moskau in Gefangenschaft geratenen waren, hatte keiner Kontakt gehabt. Ab und zu sah man einzelne deutsche Soldaten, die apathisch in irgendwelchen Ecken der Ruinen kauerten und anscheinend vor den Russen keine Angst hatten und von denen offenbar auch unbehelligt blieben. Ich nehme an, dass sie aus den Gefangenenkolonnen wegen Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit ausgesondert worden waren oder dass man bei deren Flucht deswegen beide Augen zudrückte. Man hätte nur Ärger gehabt, sie waren den Bewachern nicht einmal ein "Schuss Pulver" wert. Sie waren Todgeweihte.

Auch diese sprach Mutti an, aber auch erfolglos. Einen Soldaten konnte sie aus der Apathie reißen und zum mitkommen bewegen. Er schaffte es tatsächlich bis zu der in unserer Küche stehenden Couch, wo er darauf zusammensank und offenbar einschlief. Ich weiß nicht ob er was aß oder trank, aber an einen der nächsten Tage war er weg. Er war offenbar wieder zu Kräften gekommen und verschwunden. Oma schimpfte immer über derartige gefährliche Samaritermethoden. Er hinterließ auf der Couch, auf der er geschlafen hatte, allerdings ein Heer von Läusen. Die versuchte Mutti dann zu beseitigen.

Als Mutti dann nach einiger Zeit krank wurde, meinte Oma, das dass von ihrem zu sorglosen Umgang, wie zum Beispiel mit diesem Soldaten, komme. Aber alle wussten das, dass dies nichts weiter als ein hilfloser Erklärungsversuch war. Medikamente gab es nicht und damit ich mich nicht anstecke, wurde ich bei Oma einquartiert und

von Hilde und Christel beaufsichtigt, ohne dass ich über die Hintergründe informiert wurde. Wie Christel mir später berichtet, bekam Mutti von Oma ständig heiße Umschläge gemacht. So heiß wie sie es gerade noch vertragen konnte. Die Umschläge wurden durch den Keller, der über einen unterirdischen Gang beide Häuser miteinander verband transportiert. Man wollte jedes Aufsehen vermeiden. Denn normalerweise wurden Häuser mit Typhuskranken unter Quarantäne gestellt. Nun, Mutti überstand die Erkrankung. Sie ging danach aber einige Zeit noch wackelig am Stock.

Eine Landpartie / Juni 1945

Während ich bei Oma einlogiert gewesen war, weil Mutti Typhus hatte, war Hilde und eine Freundin auf die Idee gekommen, bei Bekannten auf dem Land Lebensmittel zu hamstern. Denn die Versorgungslage war noch immer dramatisch. Ein Zeichen dafür waren auch die Toten, die man immer öfter in der Stadt auf den Straßen liegen sah. Ich sollte diesen Ausflug mitmachen. Man glaubte, dass wenn Frauen von Kindern begleitet werden, diese durch vagabundierenden Soldaten weniger gefährdet seien. Zum anderen hoffte man mir damit eine kleine Abwechslung bieten zu können. Ich hatte natürlich begeistert zugestimmt. Mutti war auch einverstanden, soweit sie dass durch die gerade überstandene Typhuserkrankung noch geschwächt, überhaupt mitbekommen hatte. Wir hatten einen kleinen Handwagen mit allerlei Sachen dabei, denn es wurde ein Erfolg erwartet. Der Ausflug begann an einem trüben Morgen. Wir kamen auf einer Baumbestanden Chaussee wandernd, schon bald in eine ländliche Umgebung. Die Namen der Dörfer durch die wir kamen waren mir aus Erzählungen bekannt. Alles wirkte menschenleer und ausgestorben. An einer unzerstörten

Kirche stand an der Giebelwand ein Bibelvers in dem das Wort Morgensonne vorkam. Außerdem prangte dort eine große Sonne deren Strahlen weit über den oberen Teil der Wand reichten. Aber keine Sonne heiterte an diesem trüben Tag die unheimliche menschenleere Gegend auf. Ab und zu zeugten zerschossene Panzer und andere Fahrzeuge am Straßenrand von den hier stattgefundenen Kämpfen. Kein Tier und kein Mensch waren zu sehen. Ich trotte hinter und neben dem Handwagen her und hing meine eigenen Gedanken nach und musterte die Gegend. Nach einer für mich ereignislosen Zeit, kamen wir zu einem Bauernhof der etwas abseits der Dorfstrasse lag. Es muss mittlerweile schon Mittagszeit geworden sein. Dort hielten wir und wurden von einer jungen Frau, die offenbar hochschwanger war, schon erwartet. Auf dem Hof lebte noch ihr alter Vater, den ich aber nur einmal kurz sah. Nach der Begrüßung, vertieften sich die Frauen bald in Gespräche, so dass ich die Bauernstube verlassen und ungestört Hof und Scheune erkunden konnte. Sehenswertes war nicht zu entdecken, was sollte man auch noch finden, nachdem wahrscheinlich schon alles durchsucht und mitgenommen worden war. Für mich war nur die kleine Werkstatt interessant, mit den vielen kleine Regalen und Schubladen in denen geheimnisvolle Räder, Schrauben und anderes wohlgeordnet lagen. Ich konnte alles in Ruhe mir ansehen. Es war ganz still auf dem ganzen Anwesen. Kein Huhn, kein Schweinequicken, kein Muhen oder Wiehern, nichts was sonst zu einem Bauernhof hinzu gehört, war zu sehen noch zu hören. Nur der Geruch nach frischem Stroh und Heu erinnerte, dass man sich auf einem Bauernhof befand. Nach einem völlig unspektakulären Abendessen ließen wir uns alle in einem leeren Raum nieder, dessen Fenster ebenerdig waren. Was ich zuerst skeptisch betrachtete und auch sagte. Aber man beruhigte mich und wie versprochen blieben wir tatsächlich vollkommen ungestört. Auf dem Fußboden wurde für

jeden ein Schlafplatz gemacht. Da ich was das schlafen betraf nicht verwöhnt war, war dies für mich auch kein Problem. Ich lag am Fußende von den drei Frauen, die sich noch leise was erzählten. Ich hörte eine weile zu bevor ich einschlief. Sie erzählten die alten Geschichten, was passierte als die Russen kamen. Wer aus der Nachbarschaft das nicht überlebte und wer vergewaltigt wurde, sie wurde als schwangere respektiert, so dass ihr nichts geschah. Es hat sich nicht einmal einer nur so auf mich gelegt sagte sie, wie zur Beruhigung der anderen Frauen. Ich dachte lange über diesen Satz nach, konnte aber für mich weder klären was für mich unklar noch was klar war. Ich ließ es dabei.

Am nächsten Morgen ging es wieder nach Hause. Der Rückmarsch verlief zunächst wie der Hinmarsch, aber ich wurde aber zunehmend schlapper, so dass mich die Frauen auf den Handwagen verfrachteten und ich dann schlafend wieder zu Hause ankam. Ich wurde sofort ins Bett gesteckt, wo ich den ganzen restlichen Tag und die Nacht und den kommenden Tag durchschlief. Ob der Grund nur Erschöpfung war oder ob ich eine Krankheit weg schlief, weiß ich nicht.

Entlausung / Juni 1945

Eines Tages herrsche große Aufregung im ganzen Haus. Von einer polnischen Miliz-Streife war an der Haustüre ein Zettel mit der Aufforderung angebracht worden, dass an einem bestimmten Tag alle Hausbewohner zur Entlausung kommen müssen. Seitdem herrschte eine bedrückte Stimmung und alle warteten mit Sorgen darauf was geschehen würde. An dem bewussten Tage, hatten sich nun alle Bewohner des Hauses auf der Strasse versammelt und marschierten, zwar nicht in Reih und Glied, aber doch geschlossen

los. Es ging zu einer Baracke, in das am Ende der Fischerstraße gelegene Industriegebiet. In einem Raum mussten wir uns alle zusammen ausziehen und die Kleider auf einen Drahtkleiderbügel hängen und an einem Schalter abgeben. Das war nicht besonders dramatisch, da es sich bei uns nur um Frauen und Kinder handelte und laute Bedenken wegen der Beeinträchtigung der Intimsphäre nicht zu hören gewesen waren.

Dann ging es ab in einem Duschaum, wo warmes Wasser auf uns hernieder regnete und Oma mich von oben bis unten abseifte. Ich hatte zuvor in meinem Leben noch nie eine Dusche gesehen noch war ich in einer gewesen. Und nackte Erwachsene hatte ich auch noch nie um mich herum in unmittelbarer Nähe erlebt. Am eindrucksvollsten und sehr angenehm fand ich das Duschen in dem warmen Wasser und ich hätte es noch viel länger genießen mögen. An den nackten Frauen um mich herum fand ich eigentlich nichts besonders bemerkenswert deshalb streifte ich sie zunächst kaum mit Blicken. Wenn es nicht jene Nachbarin gegeben hätte, die ungefähr so alt wie Oma war und auch eine ähnliche Statur hatte. Diese Nachbarin juchzte auf einmal los, stieß Oma an und rief unangenehm laut, kuck mal was der Klaus für Augen macht. Jetzt aufmerksam geworden blickte ich auf und genauer hin aber sah tatsächlich nur die nackten Bäuche der um mich stehenden Frauen und die behaarten Dreiecke zwischen ihren Beinen. Neugierig geworden musterte ich jetzt diese genauer aber ehe ich noch zu einer Schlussfolgerung kam, fing Oma an mich erneut abzuseifen. Während andere Frauen die unpassenden Bemerkungen lautstark zu Recht rückten, in dem sie sagten dass ich soviel schauen kann wie ich gerne möchte und wohin ich will. Wozu ich nach soviel Aufmerksamkeit aber keine Lust mehr hatte. Außerdem war in dem dichten Nebel der von dem warmen Wasser in der Dusche aufstieg alles nur schemenhaft wahrnehmbar. Nachdem wir uns abgetrock-

net hatten, bekamen wir unserer Kleider wieder zurück. Nach dem man diese genauestens auf Vollständigkeit überprüft hatte, waren alle beruhigt. Denn offenbar hatten einige den Verdacht gehabt, man würde uns der Bekleidung berauben oder schlimmeres. Einige hatten die rätselhafte Meinung geäußert, dass man nach dem Duschen keine Kleider mehr benötigen würde. Die Tragweite dieser Einschätzung war mir damals nicht deutlich.

Oma und Eta / Juni 1945

Über Oma und Eta hatten wir mittlerweile von irgendwoher die Information bekommen, dass sie lebten, obwohl ihre Adresse uns zunächst weiterhin unbekannt geblieben war. Details ihrer Erlebnisse beim und nach dem Einmarsch der Russen habe ich auch später nur sehr spärlich erfahren. Die Totenliste von Hans Hartkopf, einem Chronisten jener Tage, spricht aber für sich. Denn die Hospitalstrasse wo Oma und Eta wohnten, war die Strasse auf der aus Richtung Schlawe kommend, die Rote Armee in Stolp eingedrückt war. Die Mehrzahl der Bewohner der Hospitalstrasse hatten alle eins gemeinsam, ihren Todestag, den 8. März 1945.

Wir hatten des Weiteren auch gehört, dass Oma und Eta, nach dem Einmarsch der Russen, in der Stolpe ihrem Leben ein Ende setzen wollten. Aber die Realisierung war nicht erfolgreich gewesen. Mutti sagte, das hätte auch nicht funktionieren können, da Oma und Eta beide viel zu gute Schwimmer gewesen wären. Ich kenne auch nicht die näheren Umstände die diesen Verzweiflungsakt begleiteten. Ich habe mir immer vorgestellt und überlegt was in den Stunden davor und danach passiert sein mag. Wie sie mit nassen Kleidern im winterlichen März wieder nach Hause gingen oder wohin sie gingen und weshalb.

Dass sie nicht mehr in ihrer Wohnung waren, hatten Mutti und ich schon selbst herausgefunden, als wir sie in der Hospitalstrasse suchten und ich dort nur die zerstörten Reste meiner geliebten Spielzeug-Stadt fanden. Die Häuser der Stadt waren auf dem Fußboden verstreut und zertrampelt. Ich hatte fassungslos auf dies Bild der sinnlosen Zerstörung gestarrt.

Eines Tages machten wir uns nun auf den Weg, um Oma und Eta aufzusuchen, denn von irgendwo hatten wir eine neue Adresse bekommen. Ich weiß nicht, ob Mutti schon vorher Kontakt aufgenommen hatte, denn wir fanden zielsicher die Wohnung wo sie wohnten. Sie waren in einem großen Haus, am Ende der Hospitalstrasse. Es war eine Wohnung, mit einem großen Wohnzimmer und einem Balkon, der auf einen Innenhof auslief. Als wir dann in der Wohnung waren und Platz genommen und einige Zeitlang plauderten und uns über das Wiedersehen gefreut hatten, ging auf einmal eine Zimmertüre auf und es kam Onkel Richard herein. Ob das Zufall war, oder ob Mutti diesen Besuch so arrangiert hatte, damit wir alle noch mal zusammen kommen, weiß ich nicht. Aber es ist nicht ausgeschlossen, dass man mir aus Sicherheitsgründen nicht alles mitgeteilt hat. Er hatte nämlich im Nebenraum gewartet, um sicher zu sein, dass wir alleine waren, denn er war natürlich auf der Flucht. Er muss die ganze Zeit irgendwo untergetaucht gewesen sein, denn wenn die Russen ihn in die Finger bekommen hätten, wäre er schon auf dem Weg nach Sibirien. Als arbeitsfähiger Mann und als Parteigenosse und Regierungsinspektor eines Arbeitsamtes, wäre er für die Russen eine begehrte Beute gewesen. Als ehemaliges Freikorps Mitglied wusste er natürlich wie man sich durchschlägt.

Mich interessierte natürlich nur wo der Hund, sein Foxi, war. Er sagte mir, dass er ihn auf der Flucht nicht hatte mitnehmen können, er hätte ihn erschießen müssen. An diesem Besuch ist mir noch in

der Erinnerung geblieben, dass er ein kleines Leinensäckchen mit Salz mitgebracht hatte, was damals als kleine Kostbarkeit angesehen wurde. Als wir uns verabschiedeten geschah das ziemlich undramatisch, keiner ahnte dass wir uns nie wieder sehen würden. Onkel Richard hatte uns zuvor noch erzählt, dass er sich zu Tante Tuta nach Babelsberg in Berlin durchschlagen will. Dazu müsse er nachts durch die Oder schwimmen. Das war für mich damals und ist es noch heute ein dramatisches Bild, das ich da vor mir sehe. Zu Fuß von Stolp nach Berlin, durch ein Land das erst wenige Tage nach Kriegsende nur noch aus rauchenden Schlachtfeldern bestand.

Gegenüber dem Haus von Omas neuer Wohnung, befand sich ein Friseurgeschäft, das jetzt eine deutsche Friseurmeisterin übernommen hatte. Die Kunden bezahlten mit Naturalien. Diese Friseurmeisterin kannte Christel noch von ihrer Lehrzeit, so dass sie bei ihr arbeiten konnte. Jeden Tag wurde der Erlös der Arbeit, redlich geteilt und mit nach Hause genommen, es war nicht viel, ein halbes Brot, ein Tütchen Mehl, ein Stück Speck. Aber alle waren zufrieden, mussten es sein. Oma Zander die sich natürlich in Fragen der Friseure in Stolp und wegen der Nachbarschaft zu dem Geschäft, gut informiert war, erzählte dann eines Tages die Geschichte dieser Friseurmeisterin Kulsch. Diese ist so tragisch und passierte damals doch so oft.

Die Frau hatte vier Töchter und ihr Mann war gefallen. Sie wurde wie wir alle vom Einmarsch der Russen überrascht. Jeder kennt die Gräuengeschichten die vor dem Einmarsch erzählt wurden, und welche hinterher wirklich passiert sind. Man weiß jetzt, dass der Unterschied zwischen beiden so war, dass die Realität meistens schlimmer war als die vorherigen Gerüchte. Die das überlebten, waren hinterher immer wieder erstaunt darüber, was der Mensch alles ertragen kann. Sie aber konnte und wollte wie viele andere

auch, dies nicht oder auch nicht mehr ertragen und versuchte sich und ihre Töchter zu töten. Sie kam jedoch wieder zu sich, neben ihren bereits toten Kindern und musste weiter leben.

Eines Tages als wir Oma und Eta wieder besuchten, empfing sie uns schon an der Wohnungstüre. Sie führte uns nicht wie üblich in ihr schönes großes Wohnzimmer, sondern in ein viel kleineres Zimmerchen, in dem ihr Bett und einige andere Möbel standen. Polen hatten die Wohnung besetzt und ihnen gerade noch erlaubt das kleine Zimmer zu behalten. Für wie lange war ungewiss. Oma bemühte sich, das ganze als lästige aber nicht vermeidbare Alltäglichkeit darzustellen. Aber man konnte ihr die Verletztheit ansehen und ich glaube sie schämte sich. Oma und Eta versuchten mit mir den von früher gewohnten Alltag weiter zu führen. Leider waren aber die gewohnten Spaziergänge mit beiden zusammen nicht möglich. Denn wegen der herumstreifenden Greifkommandos, die Arbeitskräfte suchten, war Eta als rüstige 45-jährige natürlich hochgefährdet. Viele der aufgegriffenen Menschen wurden nie wieder gesehen. Oma hingegen war eine große und unfangreiche Erscheinung und machte schon deshalb nicht den Eindruck der Arbeitsfähigkeit, wobei man außerdem noch ihr das Alter ansah. Deshalb ging Oma mit mir alleine spazieren.

Eines unserer Ziele war wie früher, der Friedhof. Auf der großen Rasenfläche die sich vor den monumentalen Erbbegräbnissen ausbreitete hatte, befand sich jetzt ein Massengrab. Es war noch offen und die zuletzt bestatteten waren gut erkennbar nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt. Man konnte erkennen dass sie darin stufenförmig abgelegt worden waren. Das halboffene Massengrab hinterließ den Eindruck als wartete es hungrig auf die Fortsetzung der unterbrochenen Belegung.

Die Anonymität und Nacktheit, der unbepflanzten nur grob von Hand planierten Erdflächen des schon zugeschütteten Teils des Massengrabes, war teilweise durch kleine Schilder, einem kleinen primitivem Kreuz aus Leisten oder ein paar schon verwelkten Blumen in einem provisorischen Glasbehälter, oft in einem Weckglas, unterbrochen. Das war offenbar der Hinweis, dass hier Angehörige einen letzten Gruß hinterlassen hatten. Vielleicht hatten sie selber die Leichen ihrer Lieben dort zu den schon aufgereihten anderen Toten legen müssen, bevor sie von der Erde bedeckt wurden. Einzelgräber konnte bei den Massen von Leichen einfach nicht angelegt werden.

Der Blick auf die Erbbegräbnisse erschütterte uns noch mehr. Diese befanden sich auf der anderen Seite des Weges der um das Massengrab herumführte, das ja früher nur eine Rasenfläche war. Die prunkvollen Särge befanden sich in unterirdischen Räumen zu denen Treppen herunterführten. Diese Räume waren normalerweise mit Gittern abgeschlossen, durch die man die reich verzierten Särge sehen konnte. Diese waren nun alle aufgebrochen. Zerbrochene Sargdeckel, verwelkte Kränze und herumliegende Knochen boten einen gruseligen Anblick. Ob die Täter was Wertvolles gefunden hatten, Oma bezweifelte es.

Der Tod und das Elend begleiteten uns auf allen Spaziergängen und man war mittlerweile trainiert aus Selbstschutz wegzusehen. Auf der Strasse sahen wir einmal einen nur mit Zeitungspapier zugedeckten Toten, um den die Passanten allerdings einen großen Bogen machten.

Wenig später sprach uns eine Frau an und bettelte um etwas zu essen. Aber Oma konnte ihr nicht helfen, sie öffnete ihre Handtasche und zeigte, dass sie nichts Essbares bei sich hatte. Auf meinen, vielleicht etwas hilflosen Blick hin, sagte Oma dann später zu

mir, schade ich hätte ihr gerne etwas gegeben, denn ich habe sonst immer ein Stück Brot in der Tasche, aber heute leider nicht. Ich wusste, dass dies nicht stimmte. Oma hatte noch nie unterwegs Brot in ihrer Handtasche gehabt. Ich war betroffen. Es war der offensichtliche Versuch, mir nicht die gänzliche Hilflosigkeit der Erwachsenen gegenüber der allgemeinen Situation zu offenbaren, sondern einen Rest von Souveränität vor zu täuschen.

Mittlerweile hatten die Polen, von den noch unzerstörten Geschäften Besitz ergriffen und diese teilweise wieder eröffnet. Bei den Spaziergängen in dem unzerstörten Bereich der Innenstadt, drückten wir uns an den Schaufenstern die Nasen platt und ich bestaunte die schon lange nicht oder nie gesehenen Kostbarkeiten, wie Schinken, Würste, Brote und Backwaren. Aber Geld um was zu kaufen hatten wir ja nicht. Alle Waren mussten natürlich mit polnischen Zloty bezahlt werden und woher sollten wir deutsches auch polnisches Geld her haben.

Eines Tages standen wir wieder vor dem Schaufenster eines kleinen Geschäftes und betrachteten die dort aufgebauten Leckereien, als Oma Anstalten machte den Laden zu betreten, worauf ich ihr folgte. Eine Frau stand hinter der Ladentheke, die Oma freundlich und erwartungsvoll ansah. Vor der Theke, war in einer Ecke auf einem kleinen Tisch eine Pyramide von Berliner-Ballen aufgebaut. Während Oma im Laden, die Waren betrachtend hin und her schlurfte, hatte ich mit einer, wie ich mir selber einredete, gekonnten Drehung einen der Ballen in der Jackentasche verschwinden lassen. Der Frau hinter der Theke war nichts aufgefallen. Oma nickte ihr entschuldigend zu, um zu bedeuten, dass wir nichts kaufen würden und strebte mich vor sich her schiebend, der Türe zu. Draußen fragte Oma, hast du dir eben einen Ballen eingesteckt. Ich sagte ja, damit war das Thema erledigt. Ich erwartete auch nicht, dass von

ihr noch mehr kam. Viel später habe ich mich gefragt, ob Oma mich absichtlich dazu hingeführt hat den Ballen zu klauen. Und das es doch denkwürdig war, dass Großmütter ihre Enkel nicht davon abhalten zu stehlen.

Sommer in der Fischerstrasse / Juli 1945

Langsam hatte man sich an die Bedrohungslage durch die Russen gewöhnt, auch an die ständige Alarmstimmung in der sich die Erwachsenen und besonders die Frauen befanden. Wir Jungs hingegen genossen es, uns nahezu frei und von Erwachsenen unbeaufsichtigt bewegen zu können, da diese andere Sorgen hatten. Wir waren eine vorwiegend aus Jungen bestehende Clique aus den umliegenden Häusern. Wir waren froh der Schule und den lästigen Drill des HJ-Dienst entronnen zu sein und das Kriegsende mit dem Einmarsch der Russen überlebt zu haben. Keiner sprach gerne über die Vergangenheit, obwohl das Kriegsende, erst vor ein paar Monaten war. Über die Mütter, größeren Schwestern und kleineren Geschwister, falls vorhanden, wurde verlegen geschwiegen.

Jüngere Frauen und auch mittleren Alters konnten immer noch, nur durch geschickte Verkleidung auf alt getrimmt oder in Begleitung von Kindern auf die Strasse gehen. Die Versorgungslage, hatte sich mittlerweile auf einem tiefen Niveau eingependelt. Man war wie selbstverständlich ständig auf der Suche nach Nahrungsmitteln, obwohl längst alle verlassenen Häuser und auch die Ruinenkeller abgegrast waren. Viele Wohnungen in den Häusern der Fischerstrasse waren nach dem Einmarsch der Russen verlassen und zum Teil auch geplündert worden. Die meisten ehemaligen Mieter waren geflüchtet und nur wenige waren wieder zurückgekehrt, richtigerweise müssten man sagen, umgekehrt. Entweder war ihnen die

Flucht gelungen oder sie waren umgekommen und deren Wohnungen blieben deshalb leer. Jetzt wurden diese Leerstehenden Wohnungen nach und nach wieder belegt, denn die noch umherstreifenden wohnungslosen Flüchtlinge und Evakuierten fühlten sich hier im Kreis der noch verbliebenen überlebenden Stolper geborener und irgendwie auch sicherer.

In eine dieser leer stehenden Wohnung bei uns im Haus war jetzt ein blinder Pastor mit seiner Frau eingezogen, den wir Kinder gehörig bestaunten. Nur mit Hilfe seines Stockes, den er beim gehen vor sich hin und her schwenkte kam er die Treppen im Hause herunter. Wenn man nicht aufpasste oder um ihn zu testen und sich absichtlich in den Schwenkbereich begab, bekam man den Stock schmerzhaft auf die Schienenbeine geknallt. Wobei wir Kinder ihm oft Absicht unterstellten, was nicht auszuschließen war, musste er sich doch für unser rüpelhaftes Benehmen irgendwie revanchieren. Es handelte sich dabei um den kriegsblinden evangelischen Vikar Giese. Erst später erfuhr ich von seiner segensreichen Tätigkeit und dem unerschrockenem Eintreten für die Stolper Bevölkerung gegenüber den Russen und Polen. So dass selbst diese ihm Respekt zollen mussten. Er erwirkte beim russischen Stadtkommandanten schon wenige Wochen nach dem Einmarsch, dass in der Petrikerche für die verbliebenen deutschen regelmäßig einen Gottesdienst abgehalten werden konnte. Bei diesen Gottesdiensten platzte die Petrikerche aus den Nähten. Das ging offenbar seinen katholischen Kollegen, also den Polen, so auf die Nerven, dass sie die Kirche bald für sich beschlagnahmen ließen. Bei der späteren Vertreibung versuchte er die Plünderung der ausgewiesenen Stolper auf dem Bahnhof zu verhindern. So erreichte er auch, dass man ihm den vom polnischen Mob geraubten Abendmahlspokal wieder ausliefern musste. Wer also der wütende blinde Mann in der Fischerstrasse war, erfuhr ich so leider erst viel später.

Hinter den Häusern der Fischerstrasse befanden sich die großen, zu den Mietwohnungen gehörenden Gärten. Doch niemand bestellte sie mehr, um wenigstens noch einige Nahrungsmittel selbst zu erzeugen. Viele waren geflohen oder umgekommen andere trauten den Braten nicht und wagten sich nicht soweit ins Freie oder fürchteten, dass sie nicht in den Genuss ihrer Hände Arbeit kommen würden weil die Gärten geplündert würden und weil sie kein Vertrauen mehr in die Zukunft hatten.

Für uns Kinder, die jetzt nicht mehr durch Schule oder Hitlerjugend eingezwängt waren und nun freie Bahn hatten, ähnelte alles einem großen Abenteuerspielplatz. Die Gartenlauben waren unter den Kindern, ausschließlich Jungen, aufgeteilt. Die größeren Jungen hatten sich Waffen besorgt mit denen dort hantiert wurde, nach dem zuvor Wachen aufgestellt wurden, die bei jeder Annäherung von Erwachsenen oder gar Russen Alarm geben sollten. Ich hätte gar zu gerne auch ein Gewehr oder wenigstens eine Pistole gehabt, aber der Besitz wurde den jüngeren, wozu ich ja gehörte strikt verweigert.

Die Russen waren mittlerweile dabei, viele ihrer nicht mehr benötigter Pferde freizulassen. Das geschah immer auf die gleiche Weise. Dazu eignete sich die Fischerstraße offenbar besonders gut, denn sie öffnete sich an ihrem Ende zu den Wäldern und den Auckerwiesen. Die Pferde wurden also am Anfang der Straße, nachdem sie von Zaumzeug und Halftern befreit waren aufgestellt, einer ließ das Pferd los und ein anderer Soldat schlug mit der Peitsche zu und das Tier galoppierte erschreckt die gesamte Straße entlang in die Freiheit. Man konnte sie dann auf den fernen Wiesen zunächst unschlüssig stehen sehen, bis sie sich langsam verloren. Das hatten die größeren Jungs längst mitbekommen. Einige hatte sich daraufhin denn in Gruppen stehenden Pferden genähert und sie mit Halftern weg geführt. Später führten sie diese dann, stolz

tern weg geführt. Später führten sie diese dann, stolz auf ihnen reitend, den anderen vor. In ausgebauten größeren Gartenlauben oder in den Baracken des ehemaligen Zigeunerlagers wurden die Pferde untergestellt. Gerne hätte ich auch so ein Pferd gehabt, aber ich wusste dass ich noch zu klein war um mich eines der Pferde zu bemächtigen. Ich begnügte mich deshalb, mit anderen gleichaltrigen Jungs, die Pferde zu füttern, die ungewohnt der plötzlichen Freiheit unsere Nähe suchten und uns manchmal wie Hunde folgten.

Hinter den Gärten der Häuser befand sich der Holzstapelplatz. Er hatte einen Gleisanschluss und durch die Nähe zu Stolpe gab es weite Uferbereiche wo man früher die Baumstämme dem Sägewerk zugeführt hatte. Das ganze lag jetzt wie alles andere auch, still und ausgestorben da und war ein einzigartiger Spielplatz für uns. Er war von uns schon mehrfach und wie zu erwarten ohne Ergebnis, auf brauchbares durchsucht worden. Ziel der Durchsuchung war wie immer, das auffinden von Lebensmittel und Waffen. Trotzdem wurde die Suche nie aufgegeben. Und siehe da, in einer Ecke eines Schuppens lag unter Sägespänen verborgen, ein Haufen Säcke mit getrockneten Zuckerübenschnitzeln. Diese dienten den Soldaten als nahrhaftes Futter für ihre Pferde. Jetzt durften sich die Menschen darüber freuen, denn nach dem einweichen und kochen der Schnitzel, konnte man daraus herrlichen zuckersüßen Sirup gewinnen.

Aber es gab aber auch unerfreuliche Entdeckungen. Wie üblich waren früher die Baumstämme der Säge auf einem Schienenstrang zugeführt worden, der auf einer erhöhten Rampe verlief. Wenn man aus der Helligkeit kommend sich auf dieser Rampe in die Dunkelheit der Sägewerks Halle hinein begab, war man eine Zeitlang wie geblendet und man sah nichts. Außerdem musste man beim begehen der Rampe immer auf seine Füße achten, da man

nur auf den Schwellen der Schienen ging. Denn zwischen den Schwellen war der Abgrund. Als wir wieder mal die Halle auf diesem Schienenstrang betraten, blieb plötzlich einer von uns stehen und blickte in das blendende Licht der Halleneinfahrt zurück und er sah nach einiger Zeit, in der die Augen sich an das grelle Licht gewöhnt hatten, was nahe dem Schienenstrang neben der Einfahrt hing. Es war ein Mann mit einem langen Strick um den Hals. Das grauenhafte daran war die lange Zunge, die im wie es schien unendlich weit aus dem Halse heraus hing und die schiefe Haltung des Kopfes während er sich langsam im Luftwind drehte.

Der Junge der ihn zuerst gesehen hatte schrie laut auf, wir drehten uns um und erstarrten. Wir wollten uns nicht anmerken lassen, dass uns das berührte und bewegte uns auf dem Schienenstrang wieder vorsichtig aus der Halle heraus, wobei unser Blick zwangsläufig den baumelnden Körper streifte an dem wir vorbei mussten, da wir ja jetzt wussten was dort hing. Die gemäßigte Schnelligkeit in der wir uns entfernten, wurde aber nicht von unserer Kaltblütigkeit dirigiert, sie war der Tatsache geschuldet, dass wir mit zitternden Knien auf den Schwellen gehend balancieren und darauf achten mussten, dass wir nicht runterfallen.

Wieder draußen heil angekommen, ließen wir uns natürlich nichts anmerken. Dieses Sägewerk mit dem Erhängten diente uns dann noch einige Zeit dazu, mit neu hinzukommenden Jungen eine Art Mutprobe zu veranstalten. Man schickte ihn rein und nach entsprechender Position wurde ihm zugerufen, er solle sich jetzt umdrehen und nach hinten in die rechte Ecke schauen. Wir konnten uns dann an den immer fälligen Reaktionen ergötzen. Ja, ich glaube es wurden sogar Wetten über sein mögliches Verhalten abgeschlossen.

Das ging den ganzen Sommer so weiter. Es gab jeden Tag was Neues zu entdecken. Bis wir eines Nachts geweckt wurden, weil

irgendwas passiert war. Beim Blick aus dem Fenster zeichnete sich der Himmel hinter den Häusern blutrot ab. Der ganze Holzstapelplatz mit meterhohen Holzstapeln und dem Sägewerk brannte. In den nächsten Tagen konnten man sehen, dass der Platz mit einer hohe Ascheschicht bedeckt war und die Stahlträger auf denen die Hölzer aufgebockt gelegen hatten, durchgebogen waren als wenn sie aus Gummi gewesen wären. Betreten konnten man den Platz erst einige Tage später, als er genügend ausgekühlt war. Danach durchstöberten wir den ganzen Holzstapelplatz und hinterließen unsere Fußspuren in der Ascheschicht wie später die ersten Menschen auf dem Mond. Da es keine Feuerwehr mehr gab, hatten die Flammen alles ungestört vernichten können. Es war allen klar dass es Brandstiftung gewesen war. Aber ob es eine nachträgliche Aktion der früheren Besitzer oder eines Wehrwolfkommandos war, blieb ungeklärt

Am Ende der Fischerstrasse, gegenüber den Baracken, standen zwei allein stehende Häuser. In einem befand sich der Konsum-Laden. Den hatten wir Jungs schon öfter untersucht, da wir noch gehofft hatten Lebensmittel zu entdecken, die von anderen übersehen worden waren. Allerdings ohne Erfolg. Jetzt war das daneben stehende Haus dran, dass allerdings auch schon von interessierten besucht worden war, wie die aufgebrochene Haustür und die Wohnungstüren es zeigten. Die Einbruchsspuren an den Türen sprachen für sich. Um sich das aufbrechen der massiven Holztüren zu ersparen, gingen die Plünderer, egal ob russische Soldaten oder andere, immer auf die gleiche weise vor. Es wurden zunächst die unteren Füllungen der Türen eingetreten. Dann konnte man in gebückter Haltung ins innere eindringen.

Wir folgten dieser Spur und betraten nacheinander und ohne Scham Räume die bislang zur Intimsphäre ihrer Bewohner gehört

hatten. Oft schien es, als wenn die Leute ihre Wohnung erst kurz vorher verlassen hatten und bald wiederkommen würden oder sie hätten ihr Essen unterbrochen und mal eben den Raum verlassen. Die verdorbenen Speisen auf dem Tisch verrieten dann allerdings doch, dass sie schon etwas länger weg waren. Immer zeigten die Verwüstungsspuren, wie herausgerissene Schubladen, offene Schränke, das vorgehen der früheren Eindringlinge. Die Jungs kramten wie immer, meistens neugierig und kichernd in den Überbleibseln der früheren Bewohner. Aber hier war irgendwas anders, ich spürte es. Man bedeute mir, ich sollte mal in das hintere Zimmer gehen, da gebe es etwas zu sehen. Ich bemühte mich wie immer, in gebückter Haltung durch die untere zerstörte Türfüllung in das bezeichnete Zimmer zu kriechen wobei der Blick zwangsläufig auf den Boden gerichtet ist. Nach dem wiederaufrichten sah es wie ein normales friedliches Schlafzimmer aus, das von der vormittäglichen Julisonne in ein gelbliches Licht getaucht wurde. Weißbezogene Betten rundeten das Bild ab. Beim aufrichten ging mein Blick nach rechts, direkt auf das neben mir, neben der Tür stehende Bett. Im Kopfkissen sah ich ein Gesicht. Genau so weiß wie der Bettbezug. Das Gesicht einer älteren Frau die mit großen Augen an die Zimmerdecke starrte und deren spitze Nase sich aus meiner Perspektive vom Hintergrund der Tapete an der Wand deutlich abhob. Mir wurde der schon bekannte süßliche Leichengeruch wieder bewusst, den ich schon die ganze Zeit wahrgenommen, aber auf den ich nicht reagiert hatte. Das alles machte auf mich einen unnatürlich friedlichen und jenseitigen Eindruck, der mich deshalb gewaltig erschreckte. Blitzschnell war ich aus dem Zimmer und aus dem Haus auf der Straße, wo mich ein frischer Sommerwind empfing, der den Geruch der nahen Wiesen mit sich trug und wo der Todesgeruch nicht mehr zu spüren war. Was mir spontan auffiel als ich wieder auf der Straße stand, war die Stille. Früher an heißen

Sommertagen, gehörte die Geräuschkulisse des nahen Wiesenbades bestehend aus dem Kindergeschrei mit zum Leben in der Fischerstrasse. Jetzt wirkte die Stille beunruhigend und lähmend. Ich dachte später viel über die unbekannte Tote nach. Seitdem erinnern mich Sonnendurchflutende Schlafzimmer im weißlich gelben Licht mit nicht gemachten Betten mit weißer Bettwäsche immer wieder an dieses Erlebnis.

Das Ende der Fischerstrassen-Zeit / August 1945

Am Anfang der Fischerstrasse, befand sich neben einer großen Gärtnerei der Kindergarten der Fischerstrasse. Der war in einem einstöckiges Pavillonartigem Holzgebäude untergebracht, das alleine an einer erhöhten Stelle auf einem Wiesengrundstück stand, Das Grundstück war mit einem hohen Zaun umschlossen bei dem noch zusätzlich eine dichte Hecke den Einblick darauf verwehrte. Eines Tages im August, strebten einige Kinder aus der Fischerstrasse, denen ich mich auch angeschlossen hatte, zu diesem Gebäude. Denn es hatte sich herumgesprochen, das da irgendwas los wäre. Von weitem sahen wir es schon, das bisher verschlossene Tor stand weit auf. Andere Kinder waren schon auf dem Grundstück und liefen dort herum und spielten. Ein junger Mann stand dort umringt von Kindern. Er erzählte, dass er mit uns Spiele machen wollte und aus der Bibel vorlesen möchte. Ich kannte das schon, noch aus meiner Kindergartenzeit, nur die Bibel war jetzt dazu gekommen. Das kam bei den Müttern aller Kinder gut an, die natürlich mit Sorge unsere zunehmende Verwilderung betrachteten. Mich hatte es auch neugierig gemacht und Oma erinnerte mich in den nächsten Tagen öfter daran, wenn es Zeit war, dort hinzugehen. Der Mann las uns Geschichten aus der Bibel vor und dann sangen

wir Lieder aus dem Gesangbuch. Für mich war alles spannend und wissbegierig las ich zuhause mit Oma die Liedverse nach. Sie erklärte mir zu welchen Anlässen man dieses oder jenes Lied sang. Die Anlässe waren Hochzeit, Beerdigung und ähnliches, sie erzählte von diesen Ereignissen als sie noch ein Kind war. Ich hörte gebannt zu und konnte garnicht genug erzählt bekommen. Alles Anlässe, die mir wie aus einer anderen Welt vorkamen. Ich träumte manchmal von so einer heilen Welt. Im Traum ging ich vor einem großen roten Backsteingebäude in der Sonne spazieren und freundliche Menschen lächelten mir zu. In meiner Vorstellung war es das Rathaus in Lübeck. Ich hatte dies Bild auf einer Ansichtskarte gesehen. Als ich Jahrzehnte später Mal Lübeck aufsuchte, war ich enttäuscht, dass da die Fassade des Rathauses im Schatten lag, es war gerade Winter. Die meisten Geschichten aus der Bibel, die zunächst im Mittelpunkt standen, kannte ich schon. Da es in der Fischerstrasse das einzige Buch war hatte ich es schon gebührend in Angriff genommen hatte. Durch die Erzählungen in der Bibelstunde angeregt, verstärkte sich jetzt mein Studium. Da ich nichts verpassen wollte, fing ich mehrmals von vorne an, bei der Erschaffung der Welt. Das hatte aber wieder nichts mit meiner erträumten Normalität zu tun, denn auch da herrschte zunächst Chaos, wenn auch beeindruckendes.

Zum Bibelunterricht, wie wir es nannten, kamen jetzt viele Kinder. Wobei sich daraus langsam ein ganz normaler Gesprächskreis entwickelte, ohne religiösen Schwerpunkt. Wahrscheinlich war die Bibel als Gesprächsmittelpunkt nur vorgeschoben um kein politisches Misstrauen zu erregen. Wir sangen und spielten mit Begeisterung auch kleine Theaterstücke. In einem Singspiel kam eine Figur namens Kaczmarek vor, der immer alles falsch machte und über den man herzlich lachen konnte. Das tat gut. Eine Wohltat für die verwilderten und missbrauchten Kinderseelen.

Es kamen jetzt auch etwas größere Jungs hinzu die wir nicht kannten und ich merkte, dass der Umgangston etwas rauer wurde. Es ging darum, ob mehr in polnischer Sprache gemacht werden sollte. Ich verstand überhaupt nicht, was das sollte. Was hatte ich mit Polen zu tun. Die Gruppe schien sich kurz vor der Auflösung zu befinden, da viele Kinder den unerklärlichen Streit den einige da hinein gebracht hatten nicht mochten. Dadurch bemerkte ich, dass es neben den Russen auch noch Polen gab, die darauf drangen dass man ihnen vermehrt Beachtung schenkt.

Neben dem ersten Haus in der Fischerstrasse stand seit einiger Zeit ein robuster Planwagen, leer und ohne Bespannung. Oma erzählte, dass in dem Haus Herr Rasch wohnt, der ein Pole sei. Was mich erstaunte, denn ich glaubte Polen würden nur in Polen wohnen, das irgendwo weit im Osten sei.

Den Wagen hätte Herr Rasch sich dort bereitgestellt, für den Fall, dass die deutschen Soldaten wieder zurück kämen, sagte sie. Dann würde er bepackt und er könnte damit in Richtung Polen fliehen. Neugierig gemacht versuchte ich dies zu ergründen und schlich mich in den Hausflur des ersten Hauses. Der Hausflur war genau so wie bei Oma. Im Erdgeschoß, waren an einer Wohnungstür zahlreiche Plakate und Zettel befestigt, in einer Schrift, von der ich wusste dass es russische Buchstaben waren, mit Stempel und Unterschriften. Außerdem war die Tür zusätzlich mit Brettern verstärkt, wahrscheinlich um ein aufbrechen zu erschweren. Auf den Fensterbrettern der Fenster zur Straße war Stacheldraht angebracht. Wie Oma mir erklärte, sollten die Bescheinigungen und die Schutzmaßnahmen, die russischen Soldaten darauf hinweisen sollten, dass hier ein Pole wohnt, und dies sollte sie vom plündern abhalten. Oma bezweifelte allerdings das dies hilft.

Die Versorgungslage war immer noch verzweifelt. Es gab jetzt zwar regelmäßige aber sehr geringe Brotzuteilungen, das war natürlich

immer noch zu wenig, um davon alleine zu leben. Ab und zu konnte man auch bei Arbeitskommandos der Russen, die hauptsächlich für Aufräumarbeiten von Häusern und Ruinen sowie der Beseitigung der Überreste der zerschossenen und ausgeplünderten Treck eingesetzt wurden, zusätzliche Essensrationen ergattern.

Martha Rux, die Freundin von Kurt hatte sich plötzlich wieder gemeldet. Sie brachte zwar keine Nachrichten von ihm mit, aber sie hatte Arbeit bei der russischen Kommandantur bekommen und brachte einen Berg verschiedener Nahrungsmittel mit. Es war wie zu Weihnachten.

Die russische Kommandantur der Stadt hatte das Zentrum der Fouragierung der russischen Truppen im Mühlenkomplex an der Stolpe, nicht weit von der Fischerstrasse eingerichtet. Dort gab es eine Nähstube, eine Strickstube, eine Wäscherei, eine Ölmühle außer den vielen anderen Versorgungseinrichtungen die eine Garnison benötigt. Die Frauen, also Christel, Hilde und Mutti fanden dort auch Arbeit und das wichtigste, es gab Essenzuteilung für die Arbeit. Damit war unser Überleben gesichert. Die Russen als Lebensretter, das hätte auch keiner vermutet.

Der Weg für die Frauen zur Arbeit in der Mühle, war nicht ungefährlich. Er führte über den Holzstapelplatz. Überfälle durch herumstreunende Polen und polnische Milizen waren bekannt und an der Tagesordnung. Deshalb hatte der russische Kommandant in der Straße unmittelbar neben der Mühle, der Holzstrasse, einige Häuser für die deutschen Arbeiter ausgewiesen. Dadurch war so etwas wie eine russische Schutzzone entstanden, in der russische Soldaten oft patrouillierten und sich deshalb polnische Milizen nicht gerne blicken ließen. Aufgrund dieser Umstände war es beschlossene Sache, dass wir in die Holzstrasse umziehen werden.

Wir verließen also die ersten Orte meiner Kindheit, meiner Erinnerungen, die Gärten, die Lauben, die Freunde, das Wiesenbad für immer.

Aus Stolp wird Slupsk

Im Schutz der Russen / September 1945

Die Holzstrasse, in die wir umgezogen waren, endete an einer Seite am Park mit der Georgskappelle und an der anderen Seite wurde sie vom Holzstapelplatz mit der Stolpe begrenzt. Dort befand sich auch der Mühlenkomplex mit den russischen Versorgungseinheiten.

Zu erwähnen ist noch, dass sich in der Holzstrasse auch die Brotfabrik befand, welche für die Russen das Brot backte und auch Nudeln herstellte. Der Geruch von frischem Brot der von dort ausging war nicht zu ignorieren, so dass mir am Anfang beim vorbeigehen immer das Wasser im Mund zusammenlief.

Wir waren in eine Wohnung mit ungewohnt großen Zimmern, im obersten Stock eines mehrstöckigen Hauses eingezogen. Der russische Kommandant des Mühlenkomplexes wohnte in einer Villa, die sich im Garten hinter dem Haus befand. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, gab es dagegen nur die abgebrannten Wohnhäuser, Scheunen und Stallungen eines Ackerbürgers. Das war früher ein richtiger Bauernhof, aber mitten in der Stadt. Im Nebenhaus war früher die Bäckerei gewesen, in der ich für Oma immer das Gerstebrot gekauft hatte und wo wir zu Weihnachten die großen wunderbar duftenden Brezelkuchen backen ließen. Jetzt war da leider nur eine gähnende leeres Loch, da der Laden wie viele andere, ausgeraubt und geplündert worden war.

Es gab in der Holzstrasse viele Kinder in meinem Alter, denen ich mich auch bald ohne Probleme anschloss. So dass sich mein Trennungsschmerz wegen des Wegzugs aus der Fischerstrasse, in Grenzen hielt, zumal ich öfter noch mal kurz über den Holzstapelplatz

in die alte Heimat huschte. Dort kam ich mir aber seltsam fremd vor, da viele meiner früheren Freunde mittlerweile auch verschwunden waren.

In die Bibelstunde ging ich nur noch ungern, da es immer öfter Streit darüber gab, wann und wie oft man polnisch sprechen wolle oder soll, was ich überhaupt nicht verstand. Polen waren in meiner kindlichen Welt, in der Zeit vor den Russen, weder durch Begegnungen in Stolp noch in den Erzählungen der Omas vorgekommen, sie waren für mich stets ein Volk irgendwo weit im Osten und in Pommern ganz und garnicht dazu gehörend. Besonders verwirrend wirkte auf mich ihre oft getragene merkwürdige Kopfbedeckung, die viereckige Mütze. Ich überlegte ernsthaft, wie eine viereckige Mütze auf einem doch runden Kopf halt finden kann.

Das auftauchen von immer mehr Polen wirkte auf alle bedrohlich. Denn zunächst waren sie nur im Schatten der Russen, wie deren Anhängsel aufgetreten. Denn nachdem die anfänglichen Exzesse der Russen als Sieger, langsam einer Mäßigung Platz gemacht hatten, schien es als ob die Polen versuchten in diesem Punkt an deren Stelle zu treten, ja sie mit Übergriffen übertreffen zu wollen. Während die Russen es nach ihren Plünderungen und Vergewaltigungen damit dann genug sein ließen und sie die auch akzeptierbare Selbstverständlichkeit hinterließen, dass sie die Russen, die Sieger und wir nach wie vor Deutschen seien und auch bleiben sollten. Die Polen hingegen, schienen zu erwarteten dass wir unser Sein als Deutsche in Frage stellten und nicht nur polnisch sprechen sollten, ja anerkennen sollten, dass wir in Wirklichkeit Polen sind und alles um uns herum auch polnisch ist und immer schon gewesen sei. Dies sickerte allmählich bei allen als Erkenntnis durch und wirkte wie ein Schlag vor den Kopf. Ein weiterer Schlag

Rabotti, Zuteilung und die Mühle / September 1945

Auf das Wort Zuteilung reagierten alle immer wie elektrisiert. Zweifellos war es ein Schlüsselwort. Rabotti war das andere bedeutende Wort, es hatte allerdings eine andere Qualität. Beide hätten seinerzeit den berechtigten Anspruch erheben können, als Worte des Jahres, zu gelten. Man hörte sie täglich mehrmals in Zusammenhang mit der Arbeit in der Mühle, denn Rabotti ersetzte das bisher gebräuchliche Wort Arbeit.

Hilde, Christel und Mutti arbeiteten jetzt jeden Tag von Morgens bis Abends in der Mühle bei den Russen. Wenn sie an den Wachen, die vor dem Tor der Mühle postiert waren vorbeikamen, mussten sie ihren Passierschein vorzeigen und manchmal auch abstempeln lassen. Die Wachen quittierten dies meistens grinsend mit „karscho rabotti“. Mutti sagte einmal, ihr wäre jedesmal ganz komisch, wenn sie an ihnen vorbei ginge. Sie käme sich immer sehr mutig vor.

Einmal in der Woche gab es als Lohn für die Arbeit, die Zuteilung. Es gab meistens Graupen, Nudeln, Mehl und Öl, alles in knapp abgemessenen Mengen und nur für die arbeitenden, die dies mit ihrem Passierschein belegen konnten. Ab und zu wurden auch Sonderschichten befohlen, in denen sie Güterwaggon mit Mehlsäcken entladen mussten. Da ging dann die Arbeitszeit solange, bis die Waggons entladen waren, das konnte bis in die Nacht gehen. Dafür gab es als Belohnung für die besonders schwere Arbeit, Salzheringe. Diese wurden dann von Oma mit Pellkartoffeln zubereitet und es war immer ein kleines Festessen. Oma zeigte mir wie man einen Hering, auf vier Personen aufteilen kann. Die arbeitenden Frauen bekamen in der Mühle auch zu Essen, aber es war verboten etwas davon mit nach Hause zu nehmen. Zum Glück nahmen es die kontrollierenden Posten mit der Einhaltung dieser Vorschrift, ganz offensichtlich und absichtlich nicht so genau.

Am Ende der Holzstrasse begann der Holzstapelplatz. Zahlreiche Wege und Trampelpfade, an Schutt und Trümmerhaufen vorbei, durchquerten ihn und grenzte an die Stolp, die hier durch ein Wehr aufgestaut und in zwei Arme geteilt wurde, so dass eine Insel gebildet wurde. Zwischen beiden Armen der Stolpe hatte der Wasserspiegel ein beträchtliches Gefälle, so das damit eine auf der Insel befindlicher Wassermühle betrieben werden konnte. Alle Gebäude dort wurden verallgemeinernd „die Mühle“ genannt. Es war ein Komplex aus Gebäuden unterschiedlicher Bedeutung und Baustile. Es gab modernere Backsteinbauten und ältere Holzbauten. Ein villenähnliches Gebäude diente den Russen teilweise als Kasino, Aufenthaltsraum für die Wache und als Arrest für russische Soldaten mit kleineren Vergehen, während im Keller dieses Gebäudes die strengeren Maßstäbe angelegt wurden. Unser Freund der Sergeant Waldemar, der uns Kinder immer mit Bonbons versorgte, erzählte uns, dass die arretierten dort bis an den Knien oder tiefer im Wasser stehen mussten. Das wäre völlig normal.

Andere Gebäude beherbergten die Näh- und Strickstuben und die Wäscherei, wo die deutschen Frauen also auch Mutti, Christel und Hilde arbeiteten. Die Ölmühle in der Raps verarbeitet wurde und die Schweineställe vervollständigten das Ensemble. Die Schweine hatten vor ihrem Stall eine große Wiese als Auslauf. Was Oma mit Unverständnis betrachtete, da noch ihrem pommerschen landwirtschaftlichen Sachverstand, Schweine nur in Ställe, in Schweinekoiben gehalten werden, da sie sonst kein Fett ansetzen würden.

Und da war noch die eigentliche Mühle, von der ich allerdings nicht weiß, ob sie auch in Betrieb war, da deren Betreten streng verboten war. Von besonderem Interesse für mich war der Hochaltar. So nannte Mutti ein Plumpsklo, das sich hoch über dem Wasser der Stolpe befand, welches hier mit Gischt und Getöse aus der Mühle strömte. Es bestand ganz aus Holz, zwei Örtchen mit richtigen

Türen mit Herzen drin. Wenn man diese Einrichtung benutzen wollte, musste man erst mehrere Stufen erklimmen und wurde dann dort nicht durch Nebengeräusche oder Gerüche belästigt. Frische Luft und Sauberkeit waren durch das fließende Wasser garantiert. Ab und zu kam von unten eine leichte feuchte Dusche. Ob dies allerdings im Winter auch so angenehm war, ist zu bezweifeln. Den Eingang des Mühlenkomplexes neben der Brücke, die diesen Teil der Stolpe querte, bildete ein bombastisches Tor. Neben dem Tor war ein Häuschen in dem ein Soldat martialisch als Wache stehen sollte. Normalerweise stand dort aber gar keiner denn dieser lungerte meistens lässig seine Machorka rauchend am Brückengeländer herum. Wenn ein Offizier oder sonstiger Vorgesetzter sich dem Tor näherte, was selten vorkam, konnte man sehen wie die Wache blitzschnell vor dem Wachhäuschen stramm stehend Position bezog. Das Tor bestand aus zwei pyramidenförmigen Säulen aus Holz und einem oben zwischen ihnen gespannten Bogen, auf dem in der Mitte ein großer roter, fünfzackiger Sowjetstern prangte. Die Torsäulen waren spiralförmig mit einer roten Girlande umwickelt ebend so der Torbogen. Überall in der Stadt sah man jetzt diese großen Sterne an offiziellen Gebäuden als Insignien der Sowjetmacht. Auf dem Stephansplatz vor dem Rathaus war eine Pyramide aus Marmor oder Granitsteinen errichtet worden auf der oben ein großer Stern platziert war. Diese Pyramide war umgeben von prachtvollen Blumenarrangements. Man erzählte sich, dass die Steine für sie von den geplünderten Gräbern vom Friedhof stammten. Auf dem Turm des ehemaligen Städtischen Krankenhaus, das auf der Höhe nahe dem Friedhof stand, war ebenfalls ein großer roter Stern angebracht, der auch in der Nacht beleuchtet war. Dieser Aufwand war schon kurz nach Kriegsende, dem Tage der Kapitulation überall realisiert worden. Das dies in einer teilweise verbrannten und noch zerstörten Stadt möglich war, ist ein Phänomen. Es

muss eine gut organisierte Propagandaabteilung in der Roten Armee gegeben haben, die dies durchführte. Vor allem müssen sie gewusst haben wo und wie sie im daniederliegenden Stolp die nicht unerheblichen Mengen an Material requirieren konnten.

Kartoffelernte / Oktober 1945

Nach dem abflauen der Typhusepidemie, blieb die Sicherheit als Problem Nummer eins übrig. Aber direkt danach kam das Essen. Denn nachdem jetzt alle möglichen Nahrungsmittel-Quellen, die es in verlassenen Häusern, Wohnungen und Ruinen noch gegeben hatten, erschöpft waren und Lebensmittelzuteilungen durch die Russen nur sporadisch und in völlig unzureichender Menge erfolgten, war durch den dauernden Mangel und der daraus resultierende Unterernährung die Anfälligkeit vor Krankheiten bei allen spürbar geworden. Die geringe Menge der Nahrungsmittel die es bei Arbeitseinsätzen gab, konnte manchmal gerade den Energieaufwand der harten Arbeit ersetzen und kompensierte überhaupt nicht die Gefahr die diese Arbeit besonders für Frauen oft beinhaltete.

Eine sichere aber magere Quelle waren natürlich die Lebensmittelzuteilungen welche Mutti, Christel und Hilde für ihre Arbeit bei den Russen in der Mühle erhielten. Diese reichten aber gerade um Reserven für einige Tage anzulegen, so dass man wirklich von der Hand in den Mund lebte. Deshalb war man ständig auf der Suche nach weiteren Beschaffungsmöglichkeiten. Versuche in der Umgebung, auf dem Land was zu finden waren hoffnungslos. Die Bauernhöfe waren menschenleer oder zerstört und vorhandene Kartoffelfeldern längst geleert. Es war auch nicht ungefährlich sich auf den Landstrassen zu bewegen, denn umherstreunende Gruppen befreiter Kriegsgefangener und Häftlinge versuchten allenthalben

ihr Mütchen an deutschen Zivilisten zu kühlen. Deutsche waren für sie willkommenes Freiwild und russische Patrouillen sorgten nur unzureichend für Sicherheit. Polnische Uniformierte die jetzt häufiger auftauchten und die sich als Miliz bezeichneten, sorgten nur für mehr Unsicherheit, da sich oft selbst an den Plünderungen beteiligten, ja wahrscheinlich sahen sie darin ihre Hauptaufgabe deutsche zu drangsaliieren, was dann manchmal in Exzesse mündete.

Oma hatte von irgendjemand gehört, das es eine Stelle gäbe wo noch etwas zu holen wäre. So machten wir uns beide auf den Weg. Sie eine alte Frau und ich ein kleiner Junge. Ein unverdächtiges Paar mit der Erfahrung, sich gegebenenfalls unsichtbar machen zu können. Es war ein sonniger warmer Herbsttag, an dem wir uns zunächst eine ganze Weile auf einer Chaussee, vorsichtig schauend vorwärts bewegten. Nach einiger Zeit sahen wir auf der rechten Straßenseite in einiger Entfernung eine Gebäudeansammlung.

Dorthin gehend, bogen wir in einen breiten Feldweg ein. Gegenüber den Gebäuden war ein großes Feld, dass sind alles Kartoffeln sagte Oma zu mir. Einige Leute befanden sich schon auf dem Feld. Wir gingen also weit auf das Feld hinaus und begannen das zum Teil schon welke Kartoffelkraut aus der Erde zu ziehen. Die noch daran hängenden Kartoffeln pflückten wir ab und steckten sie in mitgebrachte Beutel. So ging das eine ganze Weile. Auf einmal hörte ich Geschrei und ich sah in der Ferne, am Anfang des Feldes bei den Gebäuden, eine junge Frau gestikulieren. Das war ziemlich weit entfernt, trotzdem konnte ich sie gut hören ohne zu verstehen was sie wollte. Ich sagte der Oma, dass hier alles so anders wäre, die Sonne, die Luft und das ich alles verstehen würde obwohl die Frau doch so weit entfernt wäre. Oma lachte und erklärte mir, dass auf dem Land in der klaren Luft man sich laut unterhält und man weit entfernte Menschen noch gut verstehen kann. Für mich, der in den

letzten Monaten eher geduckt und in Häusern versteckt gelebt hatte, wo jeder unnötige Geräusentwicklung zu vermeiden war, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, war das eine ganz neue Erfahrung, die ich mit Staunen zur Kenntnis nahm. Die junge Frau kam schließlich zu uns beiden aufs Feld und sagte, dass wir hier keine Kartoffeln wegnehmen dürfen, was ja an und für sich klar war. Wir dürften die Kartoffeln, die wir in den Beuteln hatten, aber behalten. Und dann ein Wunder, sie fragte uns, ob wir Hunger hätten. Es gebe gerade Mittagessen. Denn es handele sich bei den Gebäuden um das Vorwerk eines Gutshofes, das offenbar mit allen deutschen Bediensteten weiter arbeitete als wenn nichts passiert wäre. Wie sie uns sagte, hätten die Russen darauf geachtet, dass nichts zerstört würde und eine Wache zum Schutz vor Plünderungen und Übergriffen zurückgelassen. Alle Erträge dienten zur Versorgung der in Stolp stationierten russischen Einheiten und sie dürften nicht an andere verteilt werden. Die Wache würde alles kontrollieren. Die Frau führte uns in einen großen hellen Essensraum, dort standen Tische mit Bänken und es roch herrlich nach warmen Essen. Andere Leute saßen auch schon dort und aßen. Eine ältere Frau, mit der sich Oma leise unterhielt, stellte für uns tiefe Teller mit einem warmen Eintopfessen hin und legte je ein Stück Brot noch dazu. Sie achtete darauf dass wir alles aufaßen. Später drängte sie uns zu gehen obwohl wir noch gerne geblieben wären. Sie sagte zu Oma, mehr könne sie nicht für uns tun und wir sollten besser nicht wiederkommen. Wir nahmen unsere Kartoffeln und gingen. Auf dem Hof kam sie uns noch hinterher gelaufen und steckte jedem ein Stück Brot zu. Wir gingen wieder in Richtung nach Hause. An der Einmündung des Feldweges zur Chaussee standen jetzt russische Wachposten, die uns aber grinsend ignorierten. Wir wagten nicht aufzuschauen als wir mit weichen Knien an ihnen vorbeihuschten. Auf dem Kartoffelfeld war niemand mehr zu sehen.

Es war für die Frauen sehr beruhigend, wenn sie nach der Arbeit in der Mühle, bei Dunkelheit von einem russischen Soldaten nach Hause begleitet werden konnten. Dieser Schutz wurde gerne angenommen, da die Polen häufig versuchten die Frauen auf dem Weg zur oder von der Arbeit zu überfallen. Das bekam ihnen schlecht, wenn sie von Waldemar erwischt wurden. Der Sergeant Waldemar, der Schutzpatron der Frauen und Liebling der Kinder, erzählte dann am nächsten Tag mit Händen und Füßen gestikulierend, wie er die Polen verprügelt hätte und wie sie jetzt im Keller bis zum Bauch im Wasser ständen.

Die Methode im Keller im Wasser stehen, war eine regelmäßig angewandte Strafprozedur. Es schien, dass die Abneigung der Russen gegen die Polen größer war als gegen die Deutschen. Die Deutschen insbesondere die Zivilisten waren zu dieser Zeit, sechs Monate nach Kriegsende, für die Russen respektierte Gegner die den Krieg verloren hatten und die sie als Arbeitskräfte benötigten. In den Polen sahen die Russen dagegen jemanden der sich unverdienterweise an ihrer Kriegsbeute, den Deutschen vergreifen wollte. Das wurde ihnen nicht zugestanden und wo die Polen das nicht einsahen gab es für sie Prügel, wenn nichts Schlimmeres.

So fühlten wir uns bei den Russen ziemlich sicher. Denn wenn man nach Einbruch der Dunkelheit das Fenster öffnete, konnte man die Hilferufe der den Polen schutzlos ausgelieferten Menschen in der Nacht hören.

Bei Dunkelheit konnten sie unbehelligt von russischen Militärstreifen oder polnischer Miliz, die mit ihnen fast immer gemeinsame Sache machte, Wohnungstüren aufbrechen und alles auf Wertsachen durchsuchen. Das ging immer einher mit Vandalismus und häufig mit Vergewaltigung und Misshandlungen. Bei uns dagegen patrouillierte eine russische Streife in unregelmäßigen Abständen in

der Straße. Ab und zu verirrte sich ein Kommando der polnischen Miliz in die Holzstrasse und versuchte Leute zu kontrollieren, und mitgeführte Gegenstände zu konfiszieren, das geschah offenbar auch um ihren Herrschaftsanspruch über die hier wohnenden Deutschen zu demonstrieren. Aber in Wirklichkeit war es Straßenraub zur persönlichen Bereicherung der Milizionäre, die oft außer einer Militärmütze und einem Gewehr nichts Offizielles auszeichnete. In der Stadt außerhalb der Holzstrasse war es deshalb angeraten so auftretenden Patrouillen aus dem Weg zu gehen.

Auf die Frage an die Russen was mit uns passiert wenn sie abziehen, erfolgte die Antwort, dass wir uns keine Sorge machen sollten, denn wenn sie ins große Mütterchen Russland zurückgehen würden, könnten wir natürlich mitkommen. Das war aber alles andere als beruhigend und machte allen große Sorgen.

Aber ganz lückenlos war diese Sicherheit auch jetzt schon nicht, denn eines Tages waren die Frauen zwar bis vor das Haus begleitet worden und in den Hausflur eingetreten, aber offenbar hatten sich dort einige Polen aufgehalten, die vermutlich in eine Wohnung einbrechen wollten. Sie fühlten sich überrascht und einer schlug Hilde mit einem harten Gegenstand so auf den Kopf, dass sie stark blutete. Die Hilfeschreie alarmierten daraufhin die russische Streife, die sofort alles abriegelte, aber die Täter waren natürlich längst über alle Berge. Mutti, Christel und Hilde kamen todesbleich und erschrocken in der Wohnung an. Die Wunde wurde von Oma versorgt und Hilde weinte dabei sehr laut, aber nicht wegen der Schmerzen, sondern weil Oma ihr die Haare rund um die Wunde abschnitt. Ich durfte dabei zuschauen und am nächsten Tag konnte ich mir dann noch die Blutlache unten im Hausflur ansehen.

Die Ruinen waren jetzt unser liebster Spielplatz. Das spielen an diesen Stellen, war immer mit der Hoffnung verbunden, doch noch etwas Einmaliges zu finden. Wir suchten sie regelrecht ab und wenn wir Langeweile hatten, war die stehende Redensart, wir gehen mal was finden. Wobei die Ruinen durchaus unterschiedlich waren. Es gab die von den neueren Häusern, kaum fünfzig Jahre alt und meist mehrstöckig. Und es gab die von den älteren Häusern, zum Teil noch in Fachwerk, mit oder ohne Ziegel gebaut oder als komplettes Ziegelhaus ausgeführt. Manche Ziegel dieser älteren Häuser waren anscheinend nur schwach oder garnicht gebrannt worden, denn einige Steinhäufen in den Ruinen hatte die Witterung schon nach weniger als einem Jahr in Haufen von Lehm verwandelt.

Die Keller in den abgebrannten Häusern waren fast alle unzugänglich, weil deren Eingänge entweder verschüttet waren oder sie durch zerstörte Leitungen bis zum Rand voll Wasser gelaufen waren. Da niemand den richtigen Absperrhahn gefunden hatte konnte dadurch das Wasser nur über den Bürgersteig abfließen. So gab es oft Ruinen, die wie Wasserquellen in einem Wald funktionierten. Eine Ruine mit einem aufgeräumten Bürgersteig davor und aus einem oder mehreren ihrer Kellerfenster trat ein munteres Bächlein hervor das sich über den Bürgersteig fließend in den Rinnstein der Straße ergoss, war keine Seltenheit. Diese Ruinen musste man unbedingt meiden. Auch dort wo nur ein dunkles Loch anzeigte wo der Kellereingang zu vermuten wäre, schien es uns nicht geraten einzusteigen, zumal es dort abschreckend roch.

Da früher noch fast alle Elektroinstallationen auf dem Putz ausgeführt worden waren, konnte man die abgebrannten Leitungen an den Mauern gut erkennen, manchmal über mehrere Stockwerke weit hoch. Wenn die Außenmauer noch soweit stand, versuchten

wir an ihr hochzuklettern um den wertvollen Kupferdraht zu bergen. Manchmal stürzten wir ab, was aber nur selten passierte und uns in der Regel nichts ausmachte. Schlimmer wäre es gewesen, wenn die Mauern eingestürzt wären, was aber nie passierte. Bei unseren Ruinenbegehungen wurde auch darauf geachtet, ob noch irgendwo Holz in Form von Türen oder Balken zu finden waren, da dieses als Brennmaterial besonders im Winter lebensnotwendige Bedeutung erhielt. Aber da die Entstehungsgeschichte der Ruinen Brandstiftung und kein Bombenangriff war, gab es natürlich nur geringe Mengen angebrannter Holzreste. Ab und zu ragte ein größeres Stück Holz aus den Steinen hervor, was dann bei nächster Gelegenheit zersägt und abtransportiert werden konnte. Aber erst wurden unter uns die Eigentumsverhältnisse festgelegt, an die sich jeder zu halten hatte. Was aber leider oft nicht der Fall war. Wenn man dann einige Tage später kam, also zu spät, war das Holz spurlos verschwunden.

Weil einige der alten Häuser verschachtelt auf sehr kleinen Grundstücken gebaut worden waren, ergaben sich dadurch oft winzige aber komplett abgeschlossene Hinterhöfe. Manchmal waren die Außenmauern der Häuser an diesen Stellen stehen geblieben, während sich gegen diese Mauern vom Gebäudeinnern her der Schutt aus den oberen Etagen aufgetürmt hatte. Dadurch war oft nicht zu vermuten, dass sich dahinter ein völlig unberührtes Terrain, ein kleiner Innenhof verbarg. Darin waren oft kleine Lauben, Kaninchenställe mit leider nur toten Tieren und ähnlichem. Schätze haben wir auch da leider nicht gefunden. Aber es ließ sich dort im verborgenem wunderbar spielen. Einmal glaubten wir in einem der kleinen Schuppen ein Waffenlager entdeckt zu haben. Denn nach dem Öffnen der Tür stießen wir gegen einen Stahlhelm der aus den Schutt herausragte, den wir sehr vorsichtig umdrehten weil wir auf das schlimmste gefasst waren. Aber der Stahlhelm war voller kleiner

rosiger Ratten. Eine Rattenmutter hat den Stahlhelm als sichere Kinderstube angesehen. Ich lief weg. Die anderen Jungs erzählten hinterher grinsend, dass sie alle Ratten einzeln im Wasser des nächsten Keller ersäuft hatten. Ich mied ab da die Ruinen, da ich mir vorstellte, dass man dort noch auf andere gruselige Sachen stoßen könnte. Als Abkürzung zu verschiedenen Zielen benutzten wir alle die Ruinenfelder. So entwickelten sich richtige Trampelpfade durch die Trümmerlandschaft, ein Netzwerk von Verbindungen abseits der Straßen und ungesehen von unliebsamen Kontrollen.

Leere Zuckersäcke machen satt / Oktober 1945

Eines Tages kam Christel oder Hilde mit einem Bündel Säcke von der Arbeit nach Hause. Es waren keine gewöhnlichen Säcke, sondern Zuckersäcke. Das besondere an ihnen war der eingewebte weiße Faden. Die Kettfäden bestanden aus der bekannten bräunlichen Jute, aber der Schussfaden war aus einem wollähnlichem weißem Material, wahrscheinlich eine Kunstfaser. Diesen Faden galt es aus dem Sack zu einem Knäuel aufzuribbeln. Weshalb zunächst der Sack an den seitlichen Nähten aufgetrennt werden musste.

Aus diesem Material, wir nannten es der Einfachheit halber Wolle, wurden alle mögliche Sachen gestrickt, Pullover, Handschuhe, Strümpfe, einfach alles was man tragen konnte. Die ganze Familie war daran beteiligt. Allerdings war ich davon zum Glück befreit. Dafür musste ich die Wolle aus den Säcken aufribbeln. Das war mitunter nicht einfach, weil die Säcke häufig Löcher hatten, so dass dann der Fluss des Fadens unterbrochen wurde und dieser nach dem wieder finden des Anfangs, wieder zusammengeknotet werden musste. Oder der Sack war stark verschmutzt und musste erst in der Badewanne gewässert und anschließend getrocknet werden.

Auch war es auch nicht immer einfach an neue Säcke zu kommen, sie mussten in der Mühle organisiert werden. Die leeren Zuckersäcke lagen immer an einer bestimmten Stelle in einem Raum im Innern der Mühle. Ich durfte nicht mehr als ein bis zwei pro Woche dort entnehmen, damit es nicht auffiel. Außerdem musste ich aufpassen, dass ich von den Russen nicht erwischt wurde und auch nicht von den anderen Kindern, die ebenfalls aus dem gleichen Grund auf der Jagd nach Zuckersäcken waren und die dann meine Quelle verraten hätten.

Es fehlte auch an dem nötigsten Handwerkzeug, den Stricknadeln. Diese wurden durch Fahrradspeichen ersetzt, an deren Ende man Flaschenkorken aufspießte. Dies Stricken erfolgte aber zum geringsten Teil für den eigenen Bedarf, denn es hatte sich nach einiger Zeit eine stetig wachsende Nachfrage entwickelt. Besonders beliebt waren die Sachen bei den russischen Soldaten, die bevorzugt Rollkragenpullover mit Zöpfchenmuster haben wollten. Als Gegenleistung gab es Speck oder andere kulinarisch Kostbarkeiten, aber nur nach vorheriger Bestellung, wenn möglich mit Anzahlung. Der Abschluss des Handels vollzog sich immer Ware gegen Pullover. Denn das Geschäft musste immer mit größter Vorsicht vorgenommen werden, weil derartige anscheinend bei den Vorgesetzten nicht gern gesehen wurde oder weil sie gerne selber an dem Geschäft beteiligt werden wollten. Es war jedenfalls nicht einfach und nicht jedes Geschäft war mit Erfolg gekrönt. So dass häufig Tränen als einziges Ergebnis der Arbeit übrig blieb und die Einsicht, dass man am kürzeren Hebel saß. Dann schworen sie sich nie wieder zu stricken, aber die Not verlangte bald ein umdenken. Und wieder wurde Tag und Nacht gestrickt, neben der Arbeit in der Mühle. Auch Stickereien wurden auf den Stricksachen angebracht, das nötige Stickgarn wurde durch das aufribbeln alter farbiger Stricksachen gewonnen. Blaue Kornblumen und Edelweiß waren

die von den Russen gefragtesten Motive. Eine weitere kleine Einnahmequelle durch Christel hatte sich aufgetan, als bekannt wurde, dass Christel von Beruf Friseurin war. Es kamen viele Frauen die nun die Haare gemacht haben wollten. Jede brachte eine Kleinigkeit mit.

Hausmusik / November 1945

In der Wohnung unter uns wohnten zwei ältere Damen. Das heißt, für mich waren es ältere Damen. Sie mögen wohl beide so um die vierzig gewesen sein und diese beiden waren unsere Hausmusik. An frühen Abenden, wenn es begann dunkel zu werden, setzten Mutti und ich uns immer in unserem Zimmer auf die Bettkante und warteten. Wahrscheinlich war es immer sonntags, denn an den anderen Tagen war sie ja noch um die Zeit in der Arbeit. Dann begannen die beiden Damen zu singen. Wunderschöne, zweistimmige Harmonien drangen dann zu uns durch die Zimmerdecke und versetzten uns in eine andere Welt. Ich kann mich noch deutlich an zwei Lieder entsinnen, die sie jedesmal sangen und auf die wir schon warteten. Es waren „Oh, mein liebes Riesengebirge, mit dem unvergesslichen Refrain „Riesengebirge, deutsches Gebirge, meine liebe Heimat du,, den wir immer mitsangen, wobei bei Mutti immer die Tränen flossen; und „Es steht eine Mühle im Schwarzwälder Tal. Wenn die Sängerinnen, ihren Gesang beendet hatten, was daran zu erkennen war, dass trotz gespanntem warten nichts mehr zu hören war, gingen wir ans Fenster. Da es ein Mansardenfenster war, ging mir das Fensterbrett gerade bis zum Kinn, was ich darauf abstützte und Mutti neben mir hielt meine Hand und wir schauten in die beginnende Dunkelheit. Heutzutage würden wir, wenn auch nicht gerade auf ein Lichtermeer so doch auf erleuchtauf erleuchtete Fenster blicken. Damals jedoch

auf erleuchtete Fenster blicken. Damals jedoch schauten wir in die tiefe Dunkelheit einer Ruinenlandschaft, nur hier und da von schwachen Lichtpunkten unterbrochen. Manchmal wenn wir das Fenster auf machten, konnten wir Hilferufe hören, sie kamen von nah und fern, sie waren dünn und verstummten oft abrupt. Es waren die Rufe der Verzweifelten, die wieder Opfer von Plünderungen oder schlimmeren wurden. Für sie gab es keine Hilfe. Ein Blick nach unten zeigte, zu unserer Beruhigung, dass an der Straßenecke ein russischer Soldat Wache stand. Er war die Gewähr für unsere Sicherheit, denn ihm näherten sich die polnischen Milizionäre und Plünderer nicht, er schoss bei Dunkelheit sofort und ohne Warnung.

Ein Zahn wird gezogen / November 1945

Obwohl ich ja noch fast alle Milchzähne hatte, plagten mich doch immer wieder Zahnschmerzen, und zwar an einem Backenzahn. Zunächst erfolgte eine Untersuchung und Beratung durch alle Spezialisten in der Familie. Denn jeder hatte schon mal Zahnschmerzen durchlitten und seine Erfahrung mit deren Behandlung gehabt. Oma erzählte Schauergeschichten aus Klein-Dübsow wie der sehr sachkundige Schmied ihr geholfen hätte. Dann erfolgte die Anwendung aller verfügbaren und bekannten Hausmittel. Diese hausinternen Konsultationen waren notwendig, da niemand wusste ob es eine zahnmedizinische Infrastruktur für Deutsche in Stolp schon oder noch gab, deshalb versuchte man das Problem zunächst erst mal selber zu lösen. Die ständige Kontrolle und Befragung der fürsorglichen Umgebung nach der Wirkung der Maßnahmen, war allerdings auch nicht sehr hilfreich, da ich schon manchmal die Zahnschmerzen schon fast vergessen hatte und dadurch wieder

daran erinnert wurde. Zu den Hausmitteln gehörte das Auflegen einer Gewürznelke, das betupfen des Zahns mit Wodka und vieles andere. Positive Wirkung hatte im Endergebnis nichts. Jedoch der Spiritusgeschmack des Wodkas ist mir ein Leben lang in Erinnerung geblieben. Also gab es zum Schluss nur noch eine Möglichkeit, den Zahn ziehen lassen. Das erfordert den Besuch eines Zahnarztes, denn zum Glück traute sich niemand zu Hause dies auch noch zu bewerkstelligen.

Mutti hatte nach einigem suchen und herumfragen einen schon wieder praktizierenden Zahnarzt in der Bahnhofsstrasse gefunden. In der gesamten Strasse mit seinen großen prachtvollen Häusern war nicht ein einziges Haus zerstört. Wir gingen die Treppe hoch. Mutti sagte, dass hier schon immer ein Zahnarzt gewesen sei und sie wäre gespannt ob der alte von früher hier noch praktiziere. Wir traten ein und setzten uns ins Wartezimmer. Mutti teilte mir leise mit, dass es beim Zahnziehen nur einen kurzen Augenblick schmerzen würde. Leider könnte es sein, das er ohne vorherige Betäubung gezogen würde, denn dafür reicht das bei allen gesammelte Geld wahrscheinlich nicht, aber das wäre nicht so schlimm, denn schließlich würde so eine Betäubungsspritze die ja vorher gegeben würde müsste, auch nur noch extra weh tun.

Im Wartezimmer saßen schon einige Leute, in der Mehrzahl Frauen, die bei unserem Eintreten aufblickten. Unter anderem saß dort auch ein russischer Soldat, der auch ziemlich nervös zu sein schien, den er wühlte in seinen Hosentaschen und zog auf einmal ein zusammen geknüpftes Taschentuch heraus und öffnete es. In dem ausgebreitetem Taschentuch sah man viele goldene Eheringe funkeln. Mutti zog mich zurück, als ich aufstand um mir das ganze näher anzusehen. Grinsend betrachtete er seinen Schatz, über dessen Herkunft jeder der anwesenden Frauen aus Erfahrung eine Vorstellung hatte. Man sah sich schweigend und bedrückt an, als er

ihn wieder in der Hosentasche verschwinden ließ. Ich hatte die fantastische Vorstellung, er würde aus seinem Schatz, jeder der anwesenden Frauen, ihren vorher geraubten Ehering wiedergeben. Ich war gerade dabei, mir die Details auszumalen, als ich aus meiner Traumwelt gerissen wurde, weil er ins Sprechzimmer gerufen wurde. Wieder legte sich eine bedrückte Stille über die Wartenden, aus dem Sprechzimmer drangen keine Geräusche. Ich schmiegte mich an Mutti und wäre beinahe vom Stuhl gefallen.

Dann wurden wir ins Sprechzimmer gerufen. Der Zahnarzt im weißen Kittel war nicht unfreundlich. Ich nahm auf dem Zahnarztstuhl platz. Er unterhielt sich mit Mutti und sagte ihr, dass das Geld nicht für eine Narkosespritze reichen würde. Sie teilte mir das mit belegter Stimme mit, ich nickte nur schweigend. Der Zahnarzt setzte die Zange an, es knirschte und wir befanden uns wieder auf der Strasse, ein Taschentuch vor den Mund haltend. Ich konnte vor Schmerzen nicht weinen und wimmerte nur bis wir wieder in der Holzstrasse die Treppe hochgingen, wo andere Kinder mich ansprechen wollten, ich aber nicht antwortete. Mutti steckte mich sofort ins Bett.

Oma Zander war da gewesen und sie hatte mir eine kleine braune Flasche mit Tegal-Tabletten mitgebracht, von denen ich aber nur eine nehmen sollte, wenn ich Schmerzen hätte. Da ich Schmerzen hatte, nahm ich eine, aber die Schmerzen blieben trotzdem. Außerdem hatte sie mir ein Buch mit Geschichten aus der Zeit der Befreiungskriege mitgebracht. Dort drin wurden Ratschläge erteilt, was die Mütter von Bauernjungen machen sollten, wenn diese nicht zum Militär eingezogen werden wollten oder wenn die Kuh nicht genügend Milch gab. Außerdem dem noch ein Paar Ski mit Stöcken. Alles zusammen hatte ich jetzt einen Haufen nützlicher Dinge bekommen, mit denen ich mich ins Bett legte damit ich endlich weinen und schlafen konnte. Versuchsweise nahm ich noch ab und

zu eine Tegal-Tablette, obwohl die Schmerzen nicht weniger wurden aber auch nicht mehr. Am nächsten Tag schien jedoch wieder die Sonne und die Schmerzen waren weg und ich hatte vorzeitig einen Zahn weniger. Die Geschenke lagen noch mit mir im Bett, ich hatte sie so dringend nötig gehabt wie die Zahnschmerzen. Es gab auch keinen Schnee, so dass ich die Ski nicht ausprobieren konnte und sie vergaß, ich erinnerte mich auch nicht mehr an sie als dann doch noch sehr viel später Schnee fiel. Das Fläschchen mit den Tegal-Tabletten war nur noch halbvoll und einige der Geschichten aus dem Buch aus den Befreiungskriegen, habe ich noch heute in Erinnerung, wie man lesen kann, allerdings habe ich sie auch noch nie gebraucht, glaube ich.

Küchengeschichten / Dezember 1945

Im Zentrum meines Interesses stand an erster Stelle alles, was mit Essen zu tun hatte. Deshalb war die Küche für mich der Mittelpunkt. Oma hatte hier ihre Kommandobrücke, das war der Küchentisch an der Wand mit dem ihm gegenüber stehenden Herd. Beheizt wurde der Herd mit Holz. Anderer Heizmaterialien standen nicht zur Verfügung. Für die wichtige Brennholz Beschaffung war ich mit eingespannt. Das war inmitten einer Ruinen Stadtlandschaft in der alle anderen Bewohner auch täglich auf dem Holzweg waren, nicht einfach. Im Sommer ging es, da war der Bedarf nur gering, denn es gab nicht soviel zu kochen, das war ja unser Problem. Aber in der kalten Jahreszeit, die ich zum Glück nur einmal in dieser Wohnung erleben musste, bestand die Gefahr außer zu verhungern auch noch zu erfrieren.

Ständig gab es immer mehrere Dinge auf einmal die einem ans Leder wollten. Mit Sehnsucht dachte ich oft an die zum bersten mit

Brennholz gefüllte Laube von Herrn Papke in der Fischerstrasse. Ob es die wohl noch gab. Wahrscheinlich nicht, denn es wäre ein offen da liegender Schatz gewesen. Die Quelle der Holzbeschaffung jetzt, waren Holzzäune oder vom Brand nicht betroffene Holzteile in den Ruinen. Als alleiniges Werkzeug stand in der Familie nur eine ziemlich stumpfe Axt und eine Fuchsschwanzsäge zur Verfügung.

Sonntags, wenn niemand arbeiten mussten, taten sich die Frauen mit denen der Nachbarschaft zusammen und dann gingen sie gemeinsam auf den Holzweg. Das war effektiver, denn einige brachten etwas professionelleres Werkzeug mit und zu mehreren war es auch leichter die angebrannten Balken unter dem Trümmerschutt hervorzuziehen. Die Beute wurde dann geteilt. Aber es wurde auch an die zurückgebliebenen Frauen, die wegen Krankheit oder sonstigen Gründen nicht aus dem Haus konnten gedacht.

Selbst wenn nichts Essbares auf dem Herd zubereitet wurde, was leider oft der Fall war, stand oder saß ich oft vor dem Herd und beobachtete die brennenden Holzstücke. Ich schob sie mit einem eisernen Feuerhaken hin und her um sie zu einem stärkeren brennen zu bringen. Oma beobachtet mich missmutig, ob der Vergeudung von Brennmaterial und griff ab und zu ein. Wenn Kinder zu lange ins Feuer gucken dann machen sie ins Bett, warnte sie. Aber das beeindruckte mich nicht sehr. Vor allem, da ich eine derartige Wirkung bei mir nie festgestellt hatte.

In dem zweiflügeligen Fenster in der Küche fehlten die unteren Glasscheiben. Die waren schon beim Einzug, kaputt gewesen. Niemand wusste wer sie zerschlagen hatte oder wagte danach zu fragen. In der kalten Jahreszeit wurden die Öffnungen mit Pappstücken verschlossen. Ansonsten konnte man durch die Lücke nach unten auf den Hof schauen, denn direkt in der Tiefe unter dem Fenster, lag eine gepflasterte Fläche des Hofes auf dem die

Mädchen Himmel und Hölle spielten. Da war es nur natürlich, dort mal ab und zu etwas runterfallen zu lassen, um die Mädchen zu ärgern. Die Jungs, die ich zu uns in die Wohnung schleppte, wenn Oma anderweitig beschäftigt war, begeisterte dies. Bis wir eines Tages von der Oma Zander, die gerade zu Besuch kam, geschnappt wurden. Wir versuchten uns mit Ausreden aus der Klemme zu winden. Einer der Jungs preschte vor und fragte sie, ob man wohl aus dem Fenster auf den Hof runterspringen könne, was Oma entsetzt verneinte. Und wie wäre es mit einem Soldaten, könnte der es. Sie verneinte genauso heftig. Aber der liebe Gott, der könne es doch, ja meinte Oma verzweifelt, das wäre möglich. Für mich war der Disput Stoff, mich noch lange damit zu befassen. Was ein Soldat könne oder auch nicht und was Gott könne und doch nicht macht. Die Existenz von Soldaten war mir ja nachgewiesen worden, auf den Nachweis der Existenz von Gott warte ich noch heute. Auf jeden Fall war Oma Zander beeindruckt und ließ uns mit den entsprechenden Ermahnungen laufen.

Oma Schröder oblag es, aus dem Zuteilung genannten spärlichen Lohn, welches die Frauen für die Rabotti in der Mühle bekamen, etwas auf den Tisch zu bringen. Die Zuteilung bestand meistens aus Graupen, Nudeln, Öl, Brot, Kartoffeln und manchmal Salzheeringen. In ungleichmäßiger Verteilung und immer in unzureichender Menge. Bei jeder fälligen Zuteilung gab es Überraschungen, meistens im negativen Sinne.

Die fehlenden Lebensmittel, mussten auf dem freien Markt, in den jetzt von Polen neu eröffneten Geschäften gekauft werden. Dort gab es alles, gegen Zloty, denn das war die neue Währung. Die wiederum musste durch den Verkauf von Sachen mit entsprechendem Wert beschafft werden. Wenn man durch die Straßen ging, wurde man allenthalben von Polen angesprochen, ob man was zu verkaufen hätte. Dann fing der Handel an. Wenn es reell zuging, wurde

man sich schnell einig. Man konnte aber auch in eine Falle laufen, wenn man mitten im Verkaufsgespräch plötzlich mit anscheinend zufällig vorbeikommenden Milizionären konfrontiert wurde. Die entweder die Ware sofort beschlagnahmten oder einen zwangen den von den Polen geforderten Preis, der natürlich nur minimal war, sofort anzunehmen. Andernfalls, die bedeutsamen Blicke ließen einem solchem einseitigen Handel meistens sofort zustimmen, konnte alles möglich passieren. Es bestand auch eine geheimnisvolle und heiße Nachfrage nach Deutschem Geld, nach Reichsmark. Was man damit wollte blieb uns allerdings ein Rätsel. Aber auch da konnten wir nicht mit dienen.

Die Graupensuppe, die Oma kochte war einfach köstlich, sie war mit allerlei Gemüse, Kräutern und Gewürzen verfeinert und mit Spuren von Speck, woher sie den auch immer hatte. Eine weitere Leckerei war gebratenes Brot. Das waren etwas fingerdicke Brotscheiben, die in einer Pfanne mit Öl gebraten worden waren. Was das besondere Geheimnis der Zubereitung war, weiß ich nicht. Alle Versuche in späteren Jahren diesen Genuss zu wiederholen blieben vergeblich. Ob es das Brot aus der russischen Brotfabrik war, das zugegebenermaßen auch nicht wiederholbar gut roch, das Öl oder eine andere unbekanntes Zutat, es blieb ein Geheimnis. Das die Ursache dieser nachträglich so wohlwollenden Beurteilung nur eine wehmütige verklärende Rückerinnerung war ist möglich, oder war es der immer bestehende Hunger der Genussverstärker.

Denkwürdig war auch das Weihnachtsfest 1945. Da es Weihnachtsbaum, Weihnachtsdekoration, Weihnachtslieder oder ähnliches nicht gab, hatte das Essen die Chance der Renner zu werden. Denn plötzlich kam die Nachricht, dass der Kommandant in der Mühle verkündet hatte, dass es anlässlich von Weihnachten eine Überraschungs-Zuteilung gäbe. Dann war es soweit, die Frauen

hatten eine Sonderzuteilung bekommen. Es war das Vorderbein einer Kuh und war knapp ein Meter lang. Es wurde von mir sehr skeptisch in Augenschein genommen. Denn ich hatte alles erwartet, nur nicht so was. Zunächst wurde das Fell entfernt, und zwar mittels abflämmen, abbrühen und danach abziehen und dann wurden die Klauen geöffnet. Was übrig blieb war ein langer blutiger Knochen ohne viele Fleischanteile. Wir müssen unbedingt an das innere, an das nahrhafte Knochenmark gelangen sagte Oma tröstend und um das Teil für den Kochtopf passend zu machen, muss das Bein zerteilt werden. Oma versuchte es mit Axt und Säge, sie wurde abwechselnd von den anderen bei diesem Kraftakt unterstützt. Schließlich gelang das zerteilen und die Knochenreste wurden in einem großen Topf mit entsprechenden Mengen Grünzeug gekocht. Das anschließende Essen hatte bei mir nachhaltige Erinnerungen hinterlassen, denn wer hat schon mal ein Kuhbein zu Weihnachten gehabt.

Allgemein war aber hinterher die Enttäuschung über das Weihnachtessen nicht so groß. Man hatte ganz schlicht nichts Gutes erwartet. Denn nach der allgemein bekannten Auffassung der Russen herrschte sowieso für alle Deutschen Arbeitspflicht und die Zuteilung erfolgte nur aus der praktischen Erwägung, die Arbeitskräfte auch weiterhin am leben zu halten. Abgegeben wurde nur was bei der Versorgung der Truppe übrig blieb und da bei ihnen auch Schmalhans Küchenmeister war, blieb für die Deutschen nur das, was man auch ungeniert als Abfall bezeichnen konnte. Das wäre alleine schlimm gewesen, wenn es nicht noch die allseits bekannte große russische Seele gegeben hätte. Denn gutmütig und mit einem Rest von Vernunft gesegnet, ließen die Russen es manchmal fünf gerade sein. Bei vielen von ihnen gab es offenbar das Gefühl mit den überlebenden Deutschen irgendwie im gleichen Boot zu sitzen.

Ein totes Pferd hinterm Zaun / Januar 1946

Dort wo die Holzstrasse einen engen Bogen macht, beginnt der Holzstapelplatz, der durch einen mannshohen Bretterzaun gegen die Strasse abgeschirmt wird. Diese Wirkung des Zaunes war seit langem zweifelhaft, denn er war das Hauptangriffsziel aller Brennholz suchenden Bewohner aus der Umgebung. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite reihten sich niedrige unzerstörte Fachwerkhäuser, die teilweise noch bewohnt waren.

Aber hinter den noch stehenden Resten dieses Bretterzauns lag versteckt etwas, das unsere besondere Neugierde erregte und deshalb oft von unserer Jungenbande aufgesucht wurde. Es war ein schon seit langem in Verwesung übergegangenes totes Pferd. Das fehlen der einfachsten Regularien der Zivilisation und das fehlen der Menschen in der Nähe, die sich normalerweise über den bestialischen Gestank mokiert und für Abhilfe gesorgt hätten, war für solche Zustände verantwortlich.

Ratten und Würmer hatten ihr Werk noch nicht vollkommen abgeschlossen. Deshalb stocherten wir immer mit sehr langen Stöcken in den Überresten herum und warten auf den Tag wo der Schädel von dem Ungeziefer vollständig blankgeputzt war, dann wollten wir diesen als Trophäe vor einer noch zu bauenden Räuberburg platzieren. Dabei ekelten wir uns schon immer vor dem Kadaver, aber diese Schwäche wollten wir auf keinem Fall zeigen, ja uns nicht mal selber eingestehen. Als kleinerer Jungen war ich dabei ständig auf der Hut nicht von einem der größeren Jungs aus Spaß auf den Kadaver geschubst zu werden. Deshalb hielt ich immer wachsam Abstand. Wenn Mädchen dabei waren, versuchten natürlich alle besonders keck und sachkundig mit Stöcken in dem stinkenden und von weißen fingerlangen Maden wimmelnden Körper zu stochern. Während diese immer sofort nach der in Augenscheinnahme des Objekts, versuchten kreischend davon zu laufen. Den größte-

ren Jungs machte es ein sichtliches Vergnügen, sie fest umschlingend am weglaufen zu hindern. Dabei entwickelte sich häufig ein offenbar absichtlich und garnicht mehr unfreiwilliges Getümmel, das sich in einer Balgerei auf dem Erdboden fortsetzte, frei nach Goethe, „halb zog er sie, halb sank sie hin. Was wir kleineren Jungs nur staunend und neidisch beobachteten.

Angelversuche / Februar 1946

Neben dem bewachten Eingangstor des Mühlenkomplexes, befand sich auch der Eingang zur Ölmühle. Deren Tür stand aber immer weit offen, so dass unsere kleine streunende Jungenclique dort neugierig rumschnüffeln konnte. Wenn kein Offizier in der Nähe war, ließen uns die Russen welche die Ölmühle bedienten ließen meistens gewähren. Wenn wir neugierig zusahen wie sie ihre typischen Machorka drehten, durften die älteren Jungs auch an diesen Produkten aus Krümeltabak, Zeitungspapier und Spuke ziehen. Sie lachten immer prustend, wenn diese nach einigen Zügen, sich die Seele aus dem Leib husten mussten. Wenn wir dazu kamen wenn sie aßen, teilten sie mit uns sogar ihren auch nur spärlichen Imbiss. Wir legten es natürlich darauf an, gerade dann scheinbar unauffällig hereinzuschneien. Es gab meistens himmlisch gut riechendes frisches Brot auf das Salz gestreut und Öl drauf geträufelt wurde. Manchmal besserten sie auch ihre Küche durch Fische aus der Stolpe auf, die sie dann auf einem kleinen Ofen in einer Pfanne brieten. Dass es in der Stolpe reichlich Fische gab, hatten wir schon gesehen als wir die Russen beim fischen mit Handgranaten beobachteten. Da wir trotz aller Überredungsversuche von ihnen aber keine Handgranaten bekamen, versuchten wir es mit Flaschen die wir mit einer gefährlich stinkenden und rauchenden Karbidlö-

sung befüllten und die wir nach dem verschließen und kräftigem Schütteln in den Fluss warfen, den gleichen Effekt auszulösen. Diese handgemachten Sprengsätze machten aber keinen erkennbaren Eindruck auf die Fische. Es machte nur einen kleinen Bums und dass war dann alles.

Das einzige was wir überhaupt fingen waren Neunaugen. Die sahen aber so ekelig aus, so dass wir es nicht wagten sie mit nach Hause zu nehmen um sie dort als Beute zu offerieren. Wir hatten auch keine Ahnung, wie man sie hätte zubereiten sollen.

Reguläres Angelzeug, besonders Angelhaken, besaßen wir nicht, so dass wir mit allen möglichen Gerät den Fischen ans Leben wollten. Was jedoch vergeblich war.

Bei diesen Anstrengungen stellten wir jedoch fest, dass allerlei sonstiges Gerät in der Stolpe lag. So dass wir uns schließlich aus Langleweile darauf spezialisierten, dieses herauszufischen. Was man dann damit macht, konnte man ja hinterher immer noch heraus finden. Wie wir auch nichts anderes erwarteten hatten, fischten wir nur wenig Munition, Gewehre und andere Waffen aus dem Fluss. Denn die lagen an manchen Stellen noch überall offen herum und es war auch sinnlos gewesen deren Vorhandensein vertuschen zu wollen. Zumal sie zum größten teils unbrauchbar waren. Aber sie wurden von uns trotzdem gemieden wie der Teufel das Weihwasser, zu mindestens in der Öffentlichkeit. Denn wir hatten öfter gesehen, was die Russen mit denen machten, die sich mit Waffen abgaben. Einige wurden von ihnen an Ort und Stelle erschossen. Das wirkte abschreckend.

Da es in den meisten Häusern und Wohnungen höchsten einen Wasseranschluss pro Wohnung aber keine Badezimmer gab, musste man, um der Notwendigkeit der Körperhygiene gerecht zu werden, anders verfahren. Dafür gab es zum Teil kunstvoll verzierte Wasch-

schüsseln aus Keramik oder emailliertem Blech und Wasserkannen, Seifennäpfen und mehr. Diese wurden in der Regel in den Schlaf- räumen benutzt. Dort gab es Toilettentische, die oft auch mit Marmorplatten ausgestattet waren, auf der diese Waschgarnitur zur Anwendung kam. Wo derart luxuriöses nicht zur Verfügung stand, wurde eine Waschschüssel aus Blech in ein dreibeiniges Gestell, in dem sich oben eine ringförmige Halterung befand, gestellt. In den tieferen Etagen dieses Gestells wurde die Wasserkanne und die Seife, in entsprechenden Halterungen aufbewahrt.

In den letzten Jahren vor Kriegsende, muss es eine Modernisie- rungswelle gegeben haben, so dass viele Bürger, nachdem ihnen jetzt offenbar fließendes Wasser in einem Waschbecken zur Verfü- gung stand, die alten Waschschüssel-Gestelle der Einfachheit halber in der Stolpe entsorgt hatten. Denn diese fanden wir in der Stolpe bei dem Versuch zu anglen. Nachdem wir die mit den Ringen vernieteten Längsstreben an den Wasch-Gestellen entfernt hatten, konnte man diese, zum ergötzen der staunenden Russen, durch die Straßen treiben. Einige Russen sahen das offenbar als eine neue moderne westliche Mode an und versuchten es nachzumachen, allerdings nachdem sie uns einfach die Ringe wegnahmen. Was wir nicht als besonders lustig empfanden, aber sie waren die Stärkeren. Man sieht, der Luxus der Ablenkung hielt Einkehr und nebenbei kam es zu einem regen Tauschgeschäft mit den Ringen unter uns Kindern und zu einem Zwangs-Kulturaustausch mit den Russen.

Die Ansprüche der Polen wurden immer deutlicher wahrnehmbar. Eines schönen Sonntagmorgen trat ich aus dem Haus um mit den anderen Kindern zum Kindergottesdienst in die benachbarte Kreuzkirche zu gehen. Die Sonne schien warm auf meine barfußigen Beine, die selbst an einem Sonntag unbekleidet bleiben durften. Da die Kreuzkirche sozusagen zur Nachbarschaft gehörte und der gütige Pastor an solchen Etikettefragen keinen Anstoß nahm, war das kein Problem. Er ließ sich schon mal die Ohren und Hände zeigen und ermahnte diesen oder jenen leise, ohne dass die anderen etwas mitbekamen, aber ein geplanter Kirchenbesuch war kein Grund mühsam und womöglich vergebens nach Strümpfen oder Schuhen zu suchen. Nachdem ich aus der Haustür getreten war und unschlüssig in die warme Sonne schaute, hörte ich ein brummen über mir und sah ein kleines Flugzeug am Himmel und viele weiße Blätter in der Luft und einige auch schon am Boden liegen. Ich sammelte soviel wie möglich auf und rannte damit schleunigst wieder nach oben um sie Mutti und Oma zu zeigen. Die natürlich sofort los schimpften, dass ich so etwas in die Hand nahm. Alle Kinder waren doch im Krieg ständig davor gewarnt worden, auch ja nichts von dem was womöglich aus einem Flugzeug abgeworfen worden sei anzufassen. Denn die Puppen, Bleistifte oder andere Sachen die von den Amerikanern und Engländern abgeworfen wurden, sollten beim Aufheben durch Kinder explodieren, so lautete die Propaganda. Nach dieser Schimpfkanonade schaute ich entsetzt auf das Blatt Papier was jetzt wohl damit passieren würde. Aber man beruhigte mich, dies Papier wäre etwas anderes, das wäre ein Flugblatt in dem etwas mitgeteilt würde. Es war in russischer, polnischer und deutscher Sprache abgefasst. Oma erklärte mir, dass mitgeteilt wurde, dass unsere Stadt jetzt den Polen gehört und nicht mehr Stolp heißt sondern Slupsk und das alle Deutschen sich re-

gistrieren lassen müssen. Danach war es still in der Küche, wo wir alle gestanden hatten und Oma und Mutti weinten. Ich hatte danach zunächst keine Lust mehr in die Kirche zu gehen. Ich traf mich stattdessen unten mit den anderen Jungs und wir sammelten soviel Flugblätter auf wie wir konnten und versteckten sie in den gegenüberliegenden Ruinen. Aber dies Widerstandsritual half auch nicht weiter. Wie ich heute weiß, war das Fiasko schon an anderer Stelle besiegelt worden und nichts hätte den Lauf der Geschichte aufhalten können.

Eine weitere Veränderung war im Nachbarhaus mit dem Bäckerladen festzustellen. Es hingen so viele Erinnerungen aus glücklicheren Tagen an diesem Ort, an dem wir früher immer auf großen Blechen die pommerschen Weihnachtsbrezel backen ließen und von wo ich für Oma immer ihr geliebtes Gerstelbrot holen musste. Da war jetzt ein polnischer Bäcker eingezogen. Geld hatten wir keins, aber wir drückten unsere Nasen an der wieder reparierten Fensterscheibe platt um die Kekse in der Auslage zu bewundern.

Oma und Eta kommen in die Holzstrasse / März 1946

Wir besuchten Oma und Eta öfter in ihrer neuen Behausung in die sie gezogen waren nachdem sie ihre schöne große Wohnung in der Hospitalstrasse, nach dem Einmarsch der Russen aus unbekanntem Gründen verlassen hatten. Jetzt waren Polen in ihre neue Wohnung zugezogen und man hatte sie auf ein kleines Zimmerchen verdrängt. Es war wohl das ehemalige Kinderzimmer in der sonst so großen Wohnung gewesen. Diese Deklassierung war ihnen nicht anzumerken, sie taten so als ob es selbstverständlich wäre ihnen Platz zu machen. Dabei war es doch ein weiter Weg von der großen Wohnung bis in das kleine Kinderzimmer. Bei einem ihrer letzten

Besuche in der Holzstrasse, war darüber gesprochen, dass sie wohl nicht länger dort verbleiben können. Weshalb man verabredete, dass wenn es nicht anders ginge, sie zu uns ziehen können. Eines Tages standen sie nun beide, mit einigen Taschen bepackt vor der Tür und zogen bei uns ein. Das ging ganz unproblematisch. Man rückte zusammen und teilte Platz und Essen. Ob Oma und Eta eigene Nahrungsquellen hatten ist nicht wahrscheinlich. Aber es gab deshalb keine Probleme. Es war so üblich, dass man teilte wenn es was zum teilen gab. So was erlebte ich auch danach noch immer wieder, bis spät in die Nachkriegszeit hinein, solange Mangel dies notwendig machte. Oma und Eta schliefen bei Mutti und mir im Zimmer. Es war ein großes Zimmer und obwohl die Wohnung eine Mansarde war, befand sich nur eine ganz kleine Deckenschräge in der Nähe des Fensters. Das Fenster ging nach Südosten, so dass schon morgens alles mit Licht durchflutet war und man deshalb zum frühen aufstehen animiert wurde.

Das Zimmer war mit den Standardmöbeln eines Schlafzimmers ausgestattet. Einem Doppelbett und einem großen Kleiderschrank sowie etlichen Kommoden und Stühlen. Als Oma und Eta einzogen, wurde das Doppelbett auseinander gerückt und die eine Hälfte an der Wand, in eine Reihe mit dem Kleiderschrank gestellt. Dort schliefen nun Mutti und ich.

Wenn ich abends ins Bett ging, lagen Oma und Eta auch schon erwartungsvoll in dem ihren und schauten mich an, denn nun begann eine abendliche Unterhaltung der besonderen Art. Diese dauerte so lange wie ich noch die Augen aufhalten konnte und ich wusste am nächsten Morgen nie wie sie geendet hatte. Wir unterhielten uns, über die Geschehnisse des Tages, was ich gerade für ein Buch las oder was sonst noch passiert war. Oma und Eta gaben ihre Kommentare dazu ab und erzählten Geschichten von Papa und Onkel Richard. Wenn ich erzählte was ich gerade gelesen hatte,

die Geschichten aus einer Welt, wo die Jungs vormittags in der Schule ihren Lehrer ärgerten und dann nach Haus zum Mittagessen gingen, mit voll gefüllten Tellern mit allerlei Herrlichkeiten und sich unterwegs noch mal mit anderen Jungs prügeln und dann feierlich gelobten so was nie wieder zu machen, waren das für mich fantastische und spannende Utopien. Ich geriet dabei oft in halbawachen Zustand ins fabulieren und brachte das gelesene mit eigenen Wunschvorstellungen durcheinander. Oma und Eta gingen aber darauf ein und fragten höchstens dies und jenes mal nach. Das ging immer solange, bis dem einen oder anderen die Augen zufielen, meistens mir, und alles in Schlaf versank. Wann Mutti ins Bett kam, habe ich fast nie mitbekommen. Morgens wachte ich auf, und da war sie schon aufgestanden und zu Arbeit gegangen. Nur die Seite im Bett wo sie gelegen hatte war noch warm. Ich kuschelte mich an der Stelle im Bett fest in das Oberbett ein und stellte mir vor, sie würde noch da sein und schlief wieder ein, bis es ganz hell war und ich erwachte und aufstand.

Oma und Eta wirkten harmonisierend auf mein Seelenleben. Denn es lief zwischen Mutti und mir nicht mehr so harmonisch wie früher, ich durfte dies nicht und jenes nicht und vermisste wohl schmerzhaft vieles was ich aus der Zeit vor den Russen noch in Erinnerung hatte. Es gab es Streit, lautstarken Streit mit Heulattacken meinerseits, in deren Folge ich mich im Bad einschloss und stundenlang nicht herauskam, obwohl alle vor der Türe standen und mich beschworen diese zu öffnen. Auch kann ich mich entsinnen, dass ich aus mir nicht mehr geläufigem Anlass, auf einen Baum kletterte und selbst bei mittlerweile eingebrochener Dunkelheit nicht herunterkommen wollte. Erst dringende und beruhigende Appelle von Oma und Eta, brachten mich zur Aufgabe. Sie schleppten auch Bücher und anderes für mich heran, vollkommen unklar ist, wo sie diese Sachen eigentlich her hatten. Unter ande-

rem einen herrlichen Tornister, der außen auf der Rückseite mit Fell ausgestattet war. Für Wanderungen und Ausflüge die ich so gerne unternahm, war er besonders gut geeignet, meinten sie. Und ich könnte ihn ja benutzen wenn ich etwas größer wäre, beruhigten sie Zweifel. Wir planten sofort die entsprechenden Wanderungen ein und suchten dazu auf Landkarten aus der Umgebung von Stolp die entsprechenden Ziele, mit den genauen Wegstrecken aus. Bloß dazu würde es nie kommen, das war für mich dann zu irgendeinem Zeitpunkt absehbar. Ich grollte intensiv mit mir und der Welt als ich eines Tages zu dieser Einsicht kam.

Der Kommandant und sein Dackel / April 1946

Die vielen Waffen, die obwohl versteckt oder angeblich vernichtet, aber immer noch leicht verfügbar waren, inspirierten uns schon. Die Erwachsenen hatten uns zwar streng verboten diese gefährlichen Instrumente auch nur anzuschauen, denn die Russen könnten allein schon die Nähe zu den Waffen missverstehen und dann bestand die Möglichkeit dass sie ausrasteten. So spielten wir nur heimlich in unseren Verstecken mit ihnen und hatten das unverschämte Glück, dass nie etwas passierte. Beliebte waren Pistolen und Revolver, aber leider waren sie meistens beschädigt und es fehlte an Munition. Beschädigte Infanteriegewehre wurden dagegen häufig gefunden, scheinbar waren sie absichtlich unbrauchbar gemacht oder durch den Gebrauch, denn bei einigen war der Kolben zersplittert oder stark beschädigt worden. Von unbekanntem Geräten und besonders von Handgranaten ließen wir die Finger. Lieber bastelten wir immer wieder uns eigene Granaten, in Form von mit Karbid gefüllten Bierflaschen, selber. Die waren natürlich genauso gefährlich, aber da wir sie ja selber gebaut hatten, unterschätzen wir dies.

Das schlechte Ergebnis bei der Benutzung der Karbidflaschen zum Fische fangen, unterstützte unsere falsche Auffassung, von deren Harmlosigkeit.

Da wir mit einem Papierhelm auf dem Kopf exerzieren spielten, hätten wir dies auch gerne mit Waffen getan. Dies exerzieren war ein bei uns Jungs sehr beliebtes Spiel. Offenbar wirkte die Erinnerung an eine scheinbare heile Zeit in Kindergarten und Jungvolk nach, von der sonst wie in einem stillschweigendem Übereinkommen nicht mehr gesprochen wurde. Früher hatten wir mit Holzgewehre diese Spiele durchgeführt, die wieder einzuführen schien uns bei dem Überangebot an richtigen Waffen widersinnig. Also suchten wir uns passende Exemplare, aus dem Angebot aus, die auch rein optisch schon als defekt und nicht reparabel erkennbar waren. Außerdem benutzten wir immer nur ein Gewehr. So sah das ganze etwas harmloser aus.

Das Spiel Exerzieren, erklärt sich durch die erforderlichen Kommandos: Angetreten, Stillgestanden, Rührt euch, Rechts schwenkt marsch, Augen geradeaus und andere, von selbst. Gebrüllt wurden die Kommandos vom Anführer und die anderen, die Mannschaft, mussten gehorchen. Am besten geht das Spiel mit mindestens drei bis vier in der Mannschaft. Wobei in der Not auch Mädchen aufgenommen wurden. Ausgestattet mit je einem Papierhelm in bekannter Machart und wenn möglich mit einem Gewehr. Verpönt waren Flitzebogen und Schleuder, denn es sollen ja Soldaten nachgeahmt werden und keine Trapper.

Der Anführer, der auch in meiner Erinnerung nie einen Titel hatte, hatte die begehrteste Rolle. Die bekam meist der stärkste, mit anderen Worten der mit den wirksamsten Ellbogen. Dann wurde natürlich auch marschiert und auch gesungen. Das Liedgut war allen noch aus besseren Zeiten wohlbekannt, wie „Die blauen Husaren sie reiten“ oder „Kehr ich einst zur Heimat wieder“ und

andere Soldatenlieder. Da Kinderstimmen immer laut und durchdringend sind, führte das zu Problemen.

Eines Tages versperrte uns beim schönsten marschieren eine Frau mit ausgebreiteten Armen den Weg und bedeuete uns, dass wir aufhören sollten. Es war die Haushälterin des russischen Kommandanten, der in der Villa im Hinterhof wohnte. Wir sollten alle mitkommen zum Kommandanten, schrie sie uns an. Ihre erhobene Lautstärke war notwendig, um gegen unseren Gesang anzukommen. Uns rutschte das Herz in die Hosen und der Fluchtweg war versperrt, weil sie mit ausgebreiteten Armen hinter uns ging und uns antrieb. Es ging zum Eingang der Villa. Auf der untersten Stufe in der Haustüre stand der Kommandant mit offenem Hemd und in Hausschuhen. Das verunsicherte uns erheblich, denn wir kannten ihn sonst immer geschniegelt und gestriegelt in Stiefeln und Rock mit Ordensspange. Da standen wir nun wie die bekannten besengten Pudel und der Kommandant beäugte uns eine Weile ganz genau, indem er um uns herum ging. Das wirkte unheimlich, weil er dabei intensiv schwieg. Dann sprach er einige Worte auf Russisch, die wir natürlich nicht verstanden, zu seiner Haushälterin und verschwand im Haus, was uns noch mehr beunruhigte. Die schaute uns grinsend an und sagte dann, der Kommandant hätte ja nichts dagegen das wir Soldat spielen und deutsche Lieder singen würden, aber nicht wenn er mittags schläft. Jetzt könnten wir erstmal nach Hause gehen. Wir verschwanden sofort wie der geölte Blitz. Der Schreck war uns in die Glieder gefahren und jeder wartete bang auf die Schimpfkanonade seiner Mutter. Ich verschwand zunächst mal ein mein Versteck auf dem Holzstapelplatz, das sich auf einem dicken Baum befand, der nur über die Mauer einer Ruine zu erreichen war und versuchte den Schreck zu verdauen. Mir war schon klar, was hätte passieren können. Denn nichts wäre schlimmer gewesen, als sich aus Dummheit, das wohlwollen der Russen in

der Holzstrasse zu verscherzen. Das Ereignis hatte zur Folge, dass wir das exerzieren aufgaben. Den Kommandanten hatten wir in der Folge genau im Blick. Wir hatten das bestreben nichts zu machen das ihn erzürnen könnte.

Im Vorgarten der Villa standen einige Stachelbeer Hochstamm-Sträucher, an denen gerade die dicken gelblichen Früchte reiften. Vor den Sträuchern führte ein Gartenweg vorbei, den der Kommandant jeden Tag um die Mittagszeit benutzte, dabei drückte er im Vorbeigehen immer prüfend an einigen der Früchte. Es ging das Gerücht unter den Jungs um, er würde sie zählen. Normalerweise wären sie nicht lange dort geblieben, aber die Folgen wären nicht absehbar gewesen, so ließen wir die Finger davon. Unser Interesse an den Stachelbeeren schien nicht unbemerkt geblieben zu sein. Ab und zu streifte ein unauffälliger Blick des Kommandanten uns, wir erstarrten und wechselten schnell die Blickrichtung.

Der besondere Stolz des Kommandanten aber war sein Dackel. Sonntags sah man ihn oft mit dem Dackel spazieren gehen. Oft blieb er stehen und sprach mit dem Tier und streichelte es, während sein Bursche immer zwei Schritte hinter ihm Abstand hielt. Uns interessierte der Hund natürlich auch, was der Kommandant schon mitgekriegt hatte, denn er war offenbar stolz darauf, dass sein Dackel soviel Interesse und Aufmerksamkeit erhielt. Ab und zu durften wir ihn dann auch streicheln, wenn er auf seinen Spaziergängen unterwegs aus irgendeinem Grund wie zufällig stehen blieb und intensiv die Ruinen betrachtete, auf was wir immer lauerten.

Ein Mädchen aus der Nachbarschaft, dessen Mutter mit der Haushälterin befreundet war, hatte vom Kommandanten den festen Auftrag, den Dackel jeden Tag auszuführen. Da das Mädchen zu unserem Freundeskreis gehörte, bot sich oft die Gelegenheit den Kontakt zu nutzen und mit ihm zu spielen. Es war ein noch junger und sehr verspielter Rüde. So saßen wir oft im Kreis mit ihm auf

dem Rasen und spielten mit ihm. Und während wir so zusammen saßen, in der Mitte der Dackel, stieß mich der neben mir sitzende Junge an. Er deutete verstohlen auf das uns gegenüber sitzende Mädchen, das vor uns ganz unverfänglich mit aufgestellten Knien so saß, dass man den Zwickel ihrer Unterwäsche sah. Das waren nun ganz neue Welten die sich mir da eröffneten. Wenn ich jetzt die Gegenwart des Mädchens suchte, war der Hauptgrund nicht mehr allein der Dackel. Es war aber schwierig darüber hinaus das Interesse des Mädchens oder gar mehr zu gewinnen, wenn ich denn mehr als zufällig auf sie traf. Denn es gab noch so vieles anderes, für das sie sich jedoch leider nicht so sehr begeistern ließ.

Der Holzstapelplatz / April 1946

Der nahe Holzstapelplatz war der ideale Spielplatz für so eine Schar von Jungen, die ungebunden von Schule und Elternhaus den Tag nach eigenem Gusto verbringen konnte. Das Alter der Jungs war nach oben durch das Eintrittsalter in Hitlerjugend und Volkssturm begrenzt, also ungefähr 16 Jahre. Ab diesem Alter waren die Jungs fast alle verschwunden und mittlerweile Tod oder in Gefangenschaft. Die wenigen die es überlebt hatten, waren untergetaucht oder hatten sich längst über die Oder ins Reich abgesetzt oder dies versucht. Das galt auch für die, die nur so alt aussahen. Nach unten erfolgte die Altersbegrenzung durch die Mütter, die aus Angst um ihre jüngsten diese nicht unbehütet vor die Türe ließen und da sie noch klein waren der disziplinarischen Zugriff dies ermöglichte. Den Holzstapelplatz querten mehrere Trampelpfade, die vorbei an zusammengebrochenen Holzschuppen, Resten abgebrannter Bretterstapel und durch meterhohes Unkraut führten. Ab und zu kreuzten verrostete Eisenbahngleise und Kopfsteinpflasterstrassen, die

ebenfalls überwuchert waren, die Pfade. Einer dieser Trampelpfade führte vom Ende der Holzstrasse zur Mühle und wurde von denen benutzt die zur Arbeit in die Mühle mussten und von den russischen Soldaten die in der Brotfabrik in der Holzstrasse arbeiteten. Da es zu Arbeitsbeginn und auch zum Arbeitsende noch dunkel war und das Vertrauen zu den Russen, die den gleichen Weg benutzten, sehr begrenzt war, gingen die Frauen immer nur in Gruppen. Ein weiterer Pfad führte von der Holzstrasse in Richtung Fischerstrasse und verzweigte zuvor noch zur Badeanstalt und zur Lachsschleuse. Dieser Pfad war früher ein normaler breiter Fußweg gewesen. Aber mittlerweile war er stark zugewachsen und durch ausgebrannte Fahrzeuge zusätzlich verengt, über die man rüberklettern musste. In der Nähe der Stolpe gelegen, war der Boden hier mittlerweile ziemlich sumpfig geworden. Nach starken Regengüssen stand das nur langsam abfließende Wasser hier oft knöcheltief. Für uns war es ein Riesenspaß, dann auf ihnen kilometerlang spritzend entlang zu laufen. Um die Kleidung zu schonen oder viel mehr um uns zu Hause ein Donnerwetter zu ersparen, zogen wir diese aus und liefen kreischend und nackt den Weg entlang. In der Hoffnung einer Gruppe von Frauen zu begegnen die bei dieser Konfrontation dann immer ebenfalls kreischend und auch heftig schimpfend reagierten. Weil sie uns in der mit Schlamm überzogenen Nacktheit nicht identifizieren konnten, blieben uns Folgen erspart, was einkalkuliert war. Diese Wildnis war unser Herrschaftsgebiet. Konkurrenz durch andere Jungs gab es nicht, da es in der näheren Umgebung keine anderen noch bewohnten Häuser gab. Ab und zu verliehen sich Fremde Jungs auf der Suche nach erbeutbarem hierher. Wurden sie entdeckt, so erfolgte je nach dem, ob sie uns größer oder kleiner also bezwingbar erschienen, nur eine versteckte Beobachtung nach Indianerart oder ein Überfall. Derartige Überfälle waren durchaus keine Seltenheit, wobei das Kriegs-

glück oft unterschiedlich verteilt war. Der Unterlegene wurde nur selten verprügelt, aber er musste seine Taschen entleeren und wurde so seiner Habseligkeiten beraubt. Das war offenbar die Lehre die wir aus dem Verhalten der Erwachsenen gelernt hatten und was noch jedem Tag zu erleben war.

Denn, wenn Deutsche in abgelegenen Strassen in der Stadt Gruppen von Polen begegneten, dann wurde sie ausgeraubt. Darum wurden derartige Gegenden gemieden oder nur in größeren Gruppen durchquert. Für uns Jungs war das natürlich kein Problem, wir waren viel zu fix um in derartige Schwierigkeiten zu geraten außerdem wäre bei uns auch nichts zu holen gewesen.

Frühsommer in der Holzstrasse / Mai 1946

Es schien als wenn der Sommer übergangslos den Winter verdrängt hatte. Die Sonne schien von Morgens bis Abends, so dass es tagsüber oft drückend heiß war und die Hausbewohner deshalb abends öfter vor dem Haus auf dem Bürgersteig standen und die Kühle auskosteten. Es wirkte dann sehr befremdlich friedlich, wenn man den Anblick der Ruinen der abgebrannten Ackerbürgerhäuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite nicht ausblendete. Der Brandgeruch der immer noch über der ganzen Stadt hing und sich bei jedem Windstoß oder nach jedem Regenguss erneuerte, war schon längst aus der Wahrnehmung verschwunden. An warmen Sommerabenden, schienen immer ganze Schwärme von Mauerseglern sich einen Spaß daraus zu machen, nur wenige Meter über die Köpfe der Menschen kreischend hinweg zu schießen. Die Ruinenlandschaft bot ihnen viele Nistmöglichkeiten und war für sie zu einer idealen Lebensumgebung geworden. Immer wieder versuchten wir ihre Nester genauer auszuspähen, was aber nichts brachte, denn

die waren an den unzugänglichsten Stellen, wo auch der mutigste nicht wagte hin zu klettern. Wir hatten schon mehrfach natürlich vergebens versucht, einen Mauersegler mit unseren selbstgemachten Mordwerkzeugen, bestehend aus Pfeil und Bogen oder unseren Schleudern zu erlegen. Aber ohne Erfolg.

Wir Jungs spielten und rannten immer zwischen den Abends auf dem Bürgersteig stehenden Erwachsenen herum, während die Mädchen, anscheinend unbeeindruckt von uns, ihre Himmel und Hölle Spiele austrugen. Eines Tages hatte jemand einen großen Schäferhund mitgebracht, der nicht angeleint neben ihm saß. Respektvoll wurde er von uns betrachtet, besonders wenn er manchmal unwillig knurrend den Kopf hin und warf, wenn wir ihm mit unserem gerenne zu nahe kamen, was ihm anscheinend auf die Nerven ging. Jemand kam auf die Idee den Hund zu ärgern und wenn er uns dann verfolgen würde, wollten wir zwischen den Mädchen hindurch laufen und uns ins Haus retten. In der Hoffnung, damit die Mädchen erschrecken. Den Hund zu reizen war nur eine Kleinigkeit und schon rannte er kläffend hinter uns her. Der Fluchtweg führte uns durch die Schar der spielenden Mädchen, die kreischend auseinander stoben. Die ersten Jungs erreichten die Haustür und verschwanden hinter ihr. Ich war leider der letzte und wie das Sprichwort es voraussagte, den letzten beißen die Hunde, spürte ich seine Zähne durch die kurze Hose in meinem Hinterteil. Alle schimpften, die Mädchen lachten und ich weinte, während Oma mich die Treppe nach oben zog und mit einem Pflaster verarztete.

Wenn ich morgens aufwachte, war ich bis auf die Omas, alleine in der Wohnung. Es war meistens totenstill. Mutti, Christel und Hilde waren schon bei Tagesanbruch zur Arbeit in der Mühle verschwunden. Ich erinnere mich an Licht durchflutete Aufwachszenen, wenn die Sonne sich in die durchwühlte weiße Bettwäsche ergoss. Ich baute dann im Bett kleine Berge und Täler daraus und spazierte mit den Fingern die Konturen dieser Landschaft nachgehend in ihnen herum. Irgendwann stand ich dann auf, zog mich an und ging runter auf die Strasse. An etwaige Frühstücksrituale kann ich mich nichts entsinnen. Denn eine Frage nach Essen stürzte meistens die Erwachsenen in eine betroffene Unrast, was ich nicht wollte, denn offenbar war immer Schmalhans Küchenmeister. An etwaige Nahrungsmittel im Küchenschrank oder Speisekammer ging ich niemals selbstständig ran, also naschen war nicht. Das hatte schon oft tränenreiche und manchmal sprachlose oder auch lautlose Tiraden zur Folge gehabt. Und ich glaubte auch den Sinn dieser Verbote begriffen zu haben. Unten angekommen, schaute ich mich nach den anderen Kindern um. Manchmal traf ich sie schon im Treppenhaus, beim verlassen ihrer Wohnung. Dann tauschten wir Neuigkeiten oder stibitzte Leckereien aus. Ein Mädchen in meinem Alter, das umringt von fast gleichaltrigen Geschwistern aus ihrer Wohnungstüre kam, erzählte strahlend vor Freude, morgen dürfen wir wieder nach Hause, nach Königsberg. Ich war erschrocken, denn ich ahnte, was das bedeutete und habe mich später oft gefragt, was wohl aus ihnen geworden ist. Sie kamen sicher vom Regen in die Traufe. Heute kennt jeder das Schicksal jener Deutschen im Oblast Kaliningrad. Konnte Heimat dies kompensieren?

Eines Morgens traf ich fast niemand von den anderen Kindern draußen an. Diejenigen die noch da waren, liefen in Richtung Holz-

stapelplatz. Als ich ebenfalls dort ankam, sah ich zunächst nur Pferde.

Der Holzstapelplatz war zur Stolpe hin durch einen hohen stabilen Maschendrahtzaun abgegrenzt, der zwischen Betonpfählen befestigt war. Entlang dieses Zaunes waren beidseitig Pferde angebunden oder standen auch nur daneben. Russische Soldaten waren dabei sie zu füttern, zu tränken und sie zu bewachen. Größere Jungs wurden von ihnen angehalten, in Eimern Wasser aus der Stolpe heranzuholen oder Heu und Hafer in Holztrögen zu füllen. Wir kleineren Kindern wurden aber leider von den Russen nicht akzeptiert dies auch zu tun. Wir durften allerdings die Pferde streicheln, wenn sie es zuließen und wenn man genügend Mut hatte. Allerdings war es nicht ratsam, sich unbedarft an jedwedes Pferd ran zu machen. Vor allem durfte man nicht von hinten an sie herantreten, denn einige schlugen wie wild aus. Wir gingen die Reihe der angebundenen Pferde ab und beurteilten und kategorisierten sie „fachmännisch“. Da waren die Wilden, die Zahmen, die Schönen, die Rappen, die Braunen, die Fuchse, die Stuten, die Wallache, die Jungen, die Alten und noch viele andere, für die uns Begriffe fehlten. Die russischen Soldaten waren ihren willigen Helfern dankbar und sie ließen uns auch an ihrem Essen teilhaben, auch die jüngeren Kinder die nicht besonders aktiv waren, bekamen ihr Teil ab. Das machte großen Eindruck auf uns. Wie wir erfuhren, sollten die Pferde am Abend durch die Stadt zum Bahnhof gebracht werden. Ob sie geritten, geführt oder getrieben werden sollten weiß ich nicht. Wir stellten uns in unserer Fantasie alles vor, und noch mehr, und versuchten uns dafür anzubieten, wurden aber abgewiesen. Die Enttäuschung war groß. Es war darüber schon fast Abend geworden und mittlerweile hatte es sich bei den Müttern in der Holzstrasse herumgesprochen was sich da auf dem Holzstapelplatz abspielte und womöglich anbahnte. Offenbar

hatten die Mütter auch Fantasie. Jetzt tauchten sie bei den Pferden auf und versuchten ihre Jungs am Schlafittchen zu packen und nach Hause zu bugsieren. Denn sie befürchteten zu Recht, dass sie bei diesem Pferdetransport zum Bahnhof zu Schaden kommen oder noch schlimmer auf nimmer Wiedersehen verschwinden könnten. Ich habe aber hinterher von niemand gehört, der tatsächlich diesen Pferde Transport zum Bahnhof begleitet hat. Oma und Eta behaupteten aber, das hätte auch genauso ausgehen können, wie in dem bekannten Märchen vom Rattenfänger zu Hameln. Also hatte ich wieder mal Glück gehabt. Glück, weil ich nicht verschwunden bin und auch Glück weil ich einen ganzen Tag mit so vielen Pferden verbringen durfte. Der Geruch der Pferde und des Heus, an diesem heißen Sonnentag und am Abend, als die Sonne hinter den Pferderücken verschwand, sowie die freundlichen russischen Soldaten, sie bleiben eine schöne Erinnerung. Am nächsten Tag sind wir noch mal an den Stellen gewesen, wo die Pferde angebunden waren und haben weiter geträumt.

Die Kreuzkirche / Mai 1946

Neben dem Holzstapelplatz war die Kreuzkirche ein wichtiger Bezugspunkt für mich. Ich besuchte sie außer zum obligatorischen Kindergottesdienst am Sonntag noch mehrmals in der Woche. Im Familienkreis wurde dies immer wieder staunend zur Kenntnis genommen. Erst später kam ich dahinter, dass man glaubte ich würde dies aus spirituellen Gründen machen, was aber nicht der Fall war. Denn es war für mich vorwiegend ein hochinteressanter Zeitvertreib und außerdem wie ein Fels in der Brandung der chaotischen Realität.

Mangels anderer Unterhaltungsmöglich und aus Neugier hatte ich

mich schon immer mit Omas dicker Bibel beschäftigt. Zwar glaubten alle ich würde mir die Bibel nur wegen der vielen ganzseitigen Bilder anschauen und waren immer leicht verstört, wenn sie mich sie intensiv lesen sahen. Sie war für mich dasselbe wie ein Märchenbuch, bloß viel interessanter, weil man mir immer wieder bestätigt hatte, das alles tatsächlich passiert sei. Ich fing an sie mehrmals und immer wieder von vorne an zu lesen, weil ich einiges einfach nicht verstand und mir auch niemand was erklärte.

Der Pastor in der Kreuzkirche war ein sehr freundlicher alter Herr. Bei der Predigt nahm er, wahrscheinlich aus Sicherheitsgründen, immer nur strikt auf die Bibel Bezug, was Oma bedauerte, da sie sich weiterhin mit ihren täglichen Sorgen und Ängsten allein gelassen fühlte. Ich versuchte das vorher gehörte, in der Bibel nachzulesen und mit Oma zu diskutieren, was aber nicht vollständig gelang. Denn sie brachte den Predigtinhalt immer wieder mit Gott und unserer täglichen Not in Verbindung, was ich langweilig fand, da ich diese mittlerweile als selbstverständlich ansah. Aber dass die Personen in der Bibel sich und ihr handeln, immer auf Gott bezogen, verstärkte in mir den Verdacht, dass die Geschichten doch eine Art Märchen wären. Für mich war Gott eines dieser vielen Rätsel auf der Welt, so fragte ich mich ob es wohl der selbe „liebe Gott“ sei, von dem mir Mutti früher immer erzählt hatte, dass man zu ihm beten solle, damit der Papa wieder gesund aus Russland zurückkommt. Aber das war langer her, danach kam dann der Brief mit der Meldung dass Papa vermisst ist und dann der Einmarsch der Russen mit Hunger, Angst und Tod. Vom lieben Gott und vom beten zu ihm, sprach jetzt keiner mehr. Denn es war erwiesen, dass beten gegen Hunger nicht hilft.

Ich ging aber erstmal weiter regelmäßig in die Kirche, denn es war interessant und es störte sich auch niemand daran. Allerdings gehörte zum „zur Kirche gehen“ einiges dazu. Da waren die Rituale,

Beten, Singen und anderes. Das akzeptierte ich, denn so stand es im Gesangbuch von Mutti. Das Gesangbuch war gewissermaßen für mich die Bedienungsanleitung für den Kirchenbesuch. Wenn auch draußen die Welt völlig unberechenbar war und täglich, ja stündlich Tod und Verderben über einen hereinbrechen konnte und durch einen selber völlig unbeeinflussbar blieb. Also Chaos herrschte. Aber dann, wenn der Pastor vor uns in der Kirche stand, dann gab es wieder eine Ordnung und alles lief ausschließlich nach den festen Regeln des Gesangbuchs ab. Das wirkte auf mich unheimlich beruhigend. Ich hatte die Ordnung in meiner Hand und bestimmte selber mit, durch tätig werden.

Zur Kirche ging ich fast immer alleine. Der kürzeste Weg führte über das unserem Haus gegenüberliegende Ruinenfeld. Dort befand sich früher der Hof des Ackerbürgers mit Scheunen, Stallungen und Wohnhäusern. Fast alles waren Fachwerkhäuser oder Häuser aus Lehmziegel gewesen mit einem großen gepflasterten Innenhof und Wegen die zu den einzelnen Gebäudeteilen führten. Nach dem Einmarsch der Russen, war dieses wie üblich sinnlos abgebrannt worden. Diagonal mittendurch führte ein schmaler Trampelpfad, der neben der Kirche wieder auf die Strasse traf, die das ganze Trümmerfeld hufeisenförmig umschloss. Man kam also ohne die Strasse zu betreten zur Kirche. Was wegen der streunenden Polenbanden wie ein zusätzlicher Sicherheitsfaktor wirkte. Der Weg führte um kleine Steinhaufen herum oder darüber hinweg sowie über von Mauerresten überhäufte schmale Wege, von denen einige mit Kopfsteinen gepflastert waren. Oft verbummelte ich dort die Zeit auf dem Hinweg oder nach der Kirche.

Abseits des Trampelpfades hatte ich mir einen Sitzplatz aus herumliegenden Steinen errichtet und konnte dort sitzend die Ruinenlandschaft betrachten und mich als der Herrscher dieser Einsamkeit fühlen. Auf den Wegen und teilweise auch auf den Steinhaufen

wuchsen an einigen Stellen Blumen. Das blau der Kornblumen und das rot des Klatschmohn bildeten bunte Flächen in der bräunlichen Trümmerlandschaft. Besonders morgens, beim Schein der noch tiefstehenden Sonne nahmen die Ruinen einen schwer zu beschreibenden rosa-orange Farbton an, vergleichbar mit dem Farbton den die weich gekochten Wrucken in Omas Gänsefleisch-Eintopf gehabt hatten. Die Steine wandelten sich langsam wieder in ihr Ursprungselement Lehm zurück, sie wurden weich und ihre Kanten rundeten sich. Es waren offenbar nur schwach gebrannte Ziegel gewesen und der Brand des Feuers hatte ihnen bei ihrer Zerstörung auch nicht die schon bei ihrer Entstehung fehlende Härte noch nachträglich geben können. Der beginn des Wandels in den Ursprung zurück war unaufhaltsam.

Jetzt pflückte ich manchmal einen Strauß Kornblumen und je nachdem ob ich auf den Hinweg oder auf dem Rückweg von der Kirche war, bekam ihn der Pastor oder Oma. Beide freuten sich dann. Oma sagte, dass dies die Lieblingsblumen der Königin Luise gewesen waren, von der sie mir schon öfter erzählt hatte und die bei ihr den gleichen Stellenwert hatte, wie ihre Lieblingsschauspielerin Zarah Leander.

Die Petrikerche / Mai 1946

In der Nähe des Hauptfriedhofs und unserer früheren Wohnung befand sich die Petrikerche. Mutti hatte gehört, dass sich dort am Sonntag immer viele deutsche zu einem Gottesdienst zusammenfinden würden. Mit mir an der Hand traute sie sich an einem Sonntagnachmittag dorthin. Auf dem Weg warfen wir noch einen Blick auf den Hof unserer früheren Wohnung, bei der wir ja vorbeikamen. Hinein zu gehen trauten wir uns jedoch nicht.

Ich kannte die Petrikirche schon von einem Besuch mit Oma Zander her. Wir waren dort auf ein Vaterunser eingeekehrt, wie sie es nannte. Als wir jetzt ankamen, standen vor der noch geschlossenen Kirchentüre schon viele Menschen. Man spürte, dass es für sie mehr war, als ein normaler sonntäglicher Kirchenbesuch, wie sie sich da ängstlich und fast stumm zusammen drängten.

Nachdem die Kirchentüren geöffnet wurden, füllten sich die Bänke schnell und fast geräuschlos. Die Orgel begann zu spielen und die Anspannung, dass noch irgendetwas passieren könnte ließ nach. Der Gottesdienst begann und die Menschen machten routiniert mit, so gut es ging. Denn es hatten nur wenige Gesangbücher ausgelegt, weshalb eine Frau die vor dem Altar stand, immer laut die Nummer im Gesangbuch und den Titel des Liedes nannte. Viele kannten aber das jeweilige Lied auswendig oder die welche ein Gesangbuch mitgebracht hatten teilten es sich mit den Nachbarn. Sie sangen zunächst leise und dann mit einer Inbrunst, das man meinte die Fenster würden gleich klirren, wenn das in einer Kirche möglich gewesen wäre. Ich sah, dass vielen dabei die Tränen über die Wangen herabließen und sie sich kaum die Mühe machten sie abzuwischen.

In der Predigt kamen die bekannten Vorkommnisse beim Einmarsch der Russen und der Übernahme der Stadt durch die Polen diesmal ziemlich unverblümt zur Sprache. Es wurde aber auch ermahnt, dass man allen die Schuld auf sich geladen haben verzeihen müsse. Und das es auch verzeihlich sei, wer im Anblick der noch frischen Wunden, dafür kein Verständnis aufbringen kann. Zu Hause wurde natürlich ausführlich und lange mit allen darüber gesprochen, sogar mich fragte man nach meiner Meinung. Oma sagte später nur dazu, wer Wind sät der wird auch Sturm ernten und das hätte sie schon gesagt als Hitler an die Macht gekommen Ich hatte den Eindruck, dass das gemeinsame singen der uralten

Kirchenlieder am meisten Trost gespendet hatte. Ganz zum Schluss trat der Pastor noch einmal vor die Gemeinde und ermahnte alle, den Heimweg nicht einzeln anzutreten, da es immer wieder zu Überfällen kommt, sondern immer nur in Gruppen zu gehen um sich gegenseitig unterstützen zu können. Auf der Straße wären russische Patrouillen unterwegs, die könne man bei Gefahr zur Hilfe rufen aber nicht die polnische Miliz, denn die würde nicht helfen, sondern nur zusehen. Es war ein bedrückender Gedanke, dass Menschen auf dem Weg zur Kirche oder auf dem Nachhauseweg am hellen Tag in aller Öffentlichkeit überfallen und ausgeraubt werden und niemand hilft. Aber trotz dieser Gefahr war die Kirche auch an den kommenden Sonntagen wo wir sie aufsuchten, brechend voll.

Wir verlassen Stolp / Juni 1946

In der Mühle waren in den letzten Wochen einige Arbeiten eingestellt und auch schon Soldaten abgezogen worden. Der „Schutzpatron“ der Holzstrasse, der Sergeant Waldemar war versetzt worden. Außerdem wurden bei den Soldaten der Mühlenbesatzung strengere Disziplinarmaßnahmen durchgeführt. So erfolgten mehrmals wöchentlich Kontrollen der Militärpolizei und GPU in der Mühle. Wobei hauptsächlich der Alkohol im Fokus der Kontrolleure stand. Das Militärgefängnis im Mühlenkomplexes, das allein stehendes Haus auf dem Gelände, füllte sich ständig. Wenn das früher dort eher eine lustige Veranstaltung zu sein schien, wo die Insassen die leeren Wodkaflaschen aus dem Fenster warfen und wir sie auf sammelten weil manchmal noch was drin war, so herrschte jetzt Stille.

Es ging das Gerücht um, dass in wenigen Monaten die meisten russischen Truppen aus Stolp nach Russland zurück verlegt wür-

den. Zunächst nur nach Ostpreußen, in den Bereich Königsberg. Die deutschen Arbeiter sollten alle mitgenommen werden. Dass erschreckte uns sehr. Wir wollten auf keinen Fall nach Russland. Vor einem wegziehen aus der Holzstrasse oder dem dortigen verbleiben ohne den Schutz der Russen hatten alle Angst. Denn in den Bezirken der Stadt, die nicht von den Russen dominiert waren, nutzten die Polen die deutsche Bevölkerung als Arbeitssklaven aus, unter dem Motto, viel Arbeit wenig Essen und mit der Chance auf Ausplünderung, Prügel und Vergewaltigung. Die Absicht der Polen war ganz offensichtlich, durch immer stärker werdenden Druck, die Deutschen zu veranlassen aus Pommern zu fliehen. Die offizielle Vertreibung in großem Stil lief auch gerade an. Unser Entschluss stand deshalb nach vielen Diskussionen fest. Wir wollten weg. Über die Oder hieß das Motto. Was uns da erwartet war unklar. Dass jenseits der Oder der Rest von Deutschland mittlerweile in eine russische, amerikanische, französischen und britische Zone aufgeteilt worden war, war allerdings bekannt. Man wollte deshalb natürlich soweit wie möglich in den Westen und unter gar keinen Umständen in die russische Zone.

Der Weg in den Westen ging nur über Stettin. Die richtige Erkenntnis war, dass man dazu Geld, also Zloty brauchte. Zunächst wurde das Geld für die Bestechung der polnischen Eisenbahner, für die Beschaffung von Fahrkarten nach Stettin benötigt. Dafür wurde jetzt alles was nur ging auf dem schwarzen Markt verkauft. Dabei wurde die Erfahrung gemacht, dass die potentiellen Käufer mit der Miliz oft unter einer Decke steckten, die urplötzlich mitten in den Handelsgesprächen auftauchten und bedeuteten, dass man mit einem blauen Auge davon käme, wenn man die Ware jetzt da lässt und verschwindet.

Es gab auch Diskussionen mit Oma und Eta, ob sie nun mitkommen oder nicht. Sie hofften anscheinend noch auf eine Wendung

zum Guten und Oma beantwortete die Frage immer dankend mit dem Sprichwort, „einen alten Baum verpflanzt man nicht“. Eta fügte sich schweigend diesem Statement, ohne erkennen zu lassen ob sie auch voll dahinter steht. Die Polen nahmen ihnen dann bald die Entscheidung ab. Sie wurden beide 1947 mit einem der großen Transporte ausgewiesen. Sie kamen allerdings nicht in den Westen, sondern in die russische Zone nach Thüringen. Vielleicht waren sie auch froh darüber, dass sie dadurch nicht so weit von Pommern entfernt seien wie wir, da sie sicher anfangs hofften wieder zurück-zukehren.

Der Rest der Familie, Oma Schröder, Hilde, Christel, Mutti und ich dagegen fieberten einer Ausreise förmlich entgegen, denn wir hofften auf eine Zukunft, ohne Angst und Gewalt und ohne Hunger. Ich träumte davon in der Sonne vor dem Lübecker Rathaus spazieren zu gehen. Auch im Kreis der anderen Jungen aus der Holzstrasse wurde eine Ausreise in den Westen, also über die Oder, heiß diskutiert. Alle waren der Meinung, dass es in Stolp immer gefährlicher würde und es eine Zukunft nur im Westen gäbe. Wie diese Zukunft aussehen würde, stand für uns auch schon fest, wir dachten es würde so wie vor dem Einmarsch der Russen sein, ohne Angst und Not.

Die Planung für den Transport begann damit, dass Sachen aussortiert wurden die unbedingt mitgenommen werden mussten. Sie wurden auf Handgepäck und Rucksäcke aufgeteilt, denn jeder hatte einen Rucksack und ein Handgepäck. Falls uns Gepäck abgenommen werden sollte, so war der wichtigere Teil in den Rucksäcken. Was das im Einzelnen war weiß ich nicht, denn ich durfte keine Wünsche äußern. Die letzten Tage vor der Abfahrt verbrachte ich in einer angespannten Betäubung, denn ich musste in der Wohnung bleiben. Es durfte nicht bekannt werden, dass wir uns absetzen würden, denn es bestand die Gefahr, dass eine der Frauen

zu einem Arbeitseinsatz in der Mühle oder sonst wo hin beordert wurde und dann könnte der einzuhaltende Termin der Abfahrt dadurch gefährdet wurde.

Eines Tages ging es dann los. Wir schlichen uns im Morgengrauen in Gruppen aus dem Haus und gingen getrennt zum Bahnhof. Oma und Eta wollten dort dazu kommen um sich zu verabschieden. Unterwegs begegneten uns kaum Menschen.

Es kamen die Erinnerungen an den 8. März des Vorjahres hoch, als wir uns auch so früh aufmachten um unserer Flucht vor den Russen zu beginnen und wie es dann in einem Fiasko endete. Ich wollte mich an die Hand von Mutti klammern, die aber musste sich um ihr Handgepäck kümmern. Als wir am Bahnhof wieder zusammentrafen, herrschte eine nervöse und gereizte Atmosphäre, Hilde bezweifelte lautstark das die Aktion eine gute Idee war. Mutti ging entschlossen daran die Formalitäten mit den Fahrkarten erledigen. Es war noch reichlich Zeit, denn der Zug war offenbar noch nicht abfahrbereit denn wir waren ja auch absichtlich ziemlich früh von zu Hause, der Holzstrasse, losgegangen. Mutti stellte auf einmal fest, dass sie vergessen hatte die richtigen Schuhe einzupacken. Eta ging noch einmal alleine zurück die vergessenen Schuhe für sie zu holen. Alle warteten nervös auf ihre Rückkehr, ständig gingen die Fragen um, kommt sie rechtzeitig und wann fährt der Zug.

Endlich war sie da, jedoch erfolgte ein erneutes Lamento, weil sie statt der erwarteten Straßenschuhe nur Hausschuhe mitbrachte. Unausgesprochene und ausgesprochene Vorwürfe hingen in der Luft. Es erfolgte eine überhastete Verabschiedung bei der alle hofften dass es nicht für immer war jedoch das schlimmste mit einschloss. Was dann auch prompt eintraf.

Wir gingen zum Bahnsteig, dort stand nun der Zug mittlerweile schon bereit und es waren wie zu erwarten nur Güterwaggonen. Wir wurden zu einem dirigiert und mussten einsteigen. Der Zug füllte

sich langsam, denn immer mehr Menschen erschienen wie abkommandiert. Es stellte sich später heraus, dass die Leute alle zwangsweise aus ihren Wohnungen geholt worden waren, nach Strassen geordnet. Wir waren also in die organisierte Vertreibungs-Szenerie geraten. Wobei wir zunächst geglaubt hatten besonders schlau gewesen zu sein und uns mit Bestechung Fahrkarten nach Stettin ergattert zu haben und sozusagen privat zu fahren. Dabei hatten wir für unserer eigene Vertreibung Geld bezahlt. Aber es stellte sich später heraus, dass man allen anderen auch noch vorher Geld für die Bahnfahrt abgeknöpft oder das Gepäck beschlagnahmt hatte, mit anderen Worten eine neue Art der Plünderung. Andere mussten für ihre Erschießung noch ihr eigenes Grab schaufeln, wir mussten bloß für unsere eigene Vertreibung die Fahrkarten bezahlen. Zweifellos ein humaner Fortschritt.

Aber wir saßen ja erst mal schon im Zug und waren erleichtert, denn der erste Schritt war gemacht. Wir waren ungefähr fünfzig Personen im Waggon und lagerten uns alle mit dem Gepäck auf dem Fußboden. Es herrschte eine unangemessene Euphorische Stimmung, ähnlich wie beim Beginn einer Klassenfahrt. Dass ließ uns das brisante der Situation nicht erkennen.

Ich saß mit Christel in der Nähe der noch offen stehenden Waggon-tür und beobachteten vergnügt das Treiben auf dem Bahnsteig. Ein paar Männer, offensichtlich Polen waren stehen geblieben und unterhielten sich mit Christel, der das offenbar gefiel, obwohl Oma das nicht gerne sah und Christel dort weg bugsieren wollte, aber sie blieb. Neben ihr stand eine größere Tasche, die Oma aus Sackleinen sorgfältig genäht hatte, was sie genau alles enthielt weiß ich nicht, vermutlich Essen und Kleidung. Als sich der Zug in Bewegung setzte, offenbarte sich der Grund für die Anhänglichkeit der polnischen Männer die bei Christel gestanden hatten. Sie griffen auf einmal zu und versuchten soviel wie möglich von den in der

nähe der Tür befindlichen Gepäckstücken an sich zu bringen und wegzurennen. Wir alle schriegen entsetzt auf und klammerten uns an unser Gepäck, wobei wir drohten dadurch aus dem anfahren den Zug gerissen zu werden. Die Plünderer mussten sie allerdings das meiste los lassen, nur die Tasche die zwischen mir und Christel gestanden hatte ging verloren. Von überall war großes Geschrei zu hören, denn an den anderen Waggontüren des Zuges hatte sich das gleiche abgespielt. Auf dem Bahnsteig sah man Gepäckstück schwingende rennende Männer und tatenlos zusehende und grin sende Milizionäre und Bahner. Aus dem Zug heraus steigen das Gepäck retten war sinnlos, denn der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Und die Gefahr den Zug zu verpassen war groß und gegen die Plünderer hatten die Frauen keine Chance. Denn es gab in dem Zug nur Frauen, Kinder und sehr alte Männer. Der Zug wurde schneller und schneller, beide Waggontüren wurden bis auf einen Spalt zugeschoben, denn man wollte keine Wiederholung dieser Plünderung. Einige Frauen erzählten, dass es offenbar bei vorhergegangenen Transporten, eine Absprache zwischen Lokführer und plündernden Polen gegeben hätte, wobei dann der Zug an verabredeter Stelle auf offener Strecke gehalten hätte, und die Insassen zum Teil komplett bis auf die Unterwäsche ausgeraubt wurden.

Durchgangslager Stettin

Ankunft in Stettin / Juni 1946

Wir waren am späten Vormittag in Stolp in den Zug eingestiegen, kamen aber erst bei beginnender Dämmerung in Stettin an. Ungefähr acht lange Stunden waren wir unterwegs gewesen und dabei sind es von Stolp bis Stettin nur ungefähr 200 km. Die Fahrt war mit viel Bangen und Herzklopfen verstrichen, denn der Zug blieb mitunter auf offener Strecke stehen und jedesmal befürchteten wir schlimmstes. Da wir aber die Türen krampfhaft verschlossen hielten, wussten wir eigentlich nicht was sich draußen abspielte. Die Geräusche die man hörte, interpretierte jedoch jeder anders und niemand wagte seine Vermutungen den anderen mitzuteilen.

Während der ganzen Zeit hatte ich auf dem Boden des Waggons gesessen und mich an meinen Rucksack geklammert, wie an ein Kuscheltier. Endlich hielt der Zug endgültig an. Man erkannte es daran, dass in allen Waggons die Türen geräuschvoll geöffnet wurden. Als wir vorsichtig rausschauten, sahen wir einen Bahnsteig mit einem davor liegenden von Luftangriffen und Artillerie ziemlich ramponierten Gebäude, man konnte die Treffer an den Fassaden noch deutlich erkennen.

Einige stürzten sofort in das umliegende Gelände und unter den Zug, um ihre Notdurft zu verrichten. Auf der Fahrt hatte es dafür keine richtige Möglichkeit gegeben, so dass einige dies bei kurzem Halten des Zuges und offener Waggontüre erledigen mussten, was oft die lautstarke Missbilligung der anderen Mitreisenden zu Folge hatte. Denn es geschah immer so, dass bei einem Halt eine Waggontüre aufgeschoben wurde, und zwar die auf dem vermuteten Bahnsteig abgewandte Seite. Die jeweilige Person kletterte heraus

und lief ein Stück in Fahrtrichtung, wo sie dann ihr Geschäft verrichtete. Dadurch wurde vermieden, dass man von auf dem Bahnsteig herumlungern den Plünderern gesehen wurde. Wenn sich der Zug dann wieder in Bewegung setzte, konnte man noch durch die offen stehende Türe das rettende Waggoninnere erreichen. Trotzdem war es hochriskant und es hätte auch schlimmstenfalls Konsequenzen für die zurückgebliebenen Familienmitglieder und Kinder gehabt. Es macht mir noch heute deutlich warum die Bezeichnung Notdurft so treffend ist. Den Kindern war allerdings gestattet worden ihr Geschäft in einer Ecke des Waggons zu erledigen.

Nachdem alle den Zug verlassen hatten, wurden wir in das vor uns liegende Gebäude getrieben. Diese sprachlich undeutliche erscheinende Beschreibung, kennzeichnet aber im Nachhinein um was es sich hier durchgängig handelte. Ein Begriff, den damals niemand benutzte weil die Tragweite garnicht erkennbar war, das Wort Vertreibung. Es wurde zwar nicht mit Peitschen geknallt aber die Gesten der wenigen Bewacher, alle mit lässig über die Schulter gehängten Karabinern, waren doch erschreckend eindrucksvoll. Und alle die aus dem Zug ausstiegen, waren geprägt von Ereignissen, die ihre Spuren hinterlassen hatte und denen es ratsam schien einen Abstand zwischen sich und diesen Gestalten einzulegen. Es war das Verhalten einer Viehherde zu seinen Treibern.

Wir betraten eine große Halle, die den Eindruck einer ehemaligen Bahnhofsschalterhalle machte. Der Fußboden und die Wände bis in Kopfhöhe, bestanden aus bräunlichem Marmor. Teilweise waren aus ihnen Stücke heraus und abgebrochen, so dass ich den Eindruck hatte, das sähe so aus wie wenn ein Riese Stücke von einem Schokoladentafel abgebissen hätte.

Alle hatten sich mit ihrem Gepäck auf dem Fußboden niedergelassen, wir in der Nähe einer der Wände. Es herrschte nur das Ge-

räusch von den Stimmen der Menschen in der Halle und von ihrem hin und her gehen. Von draußen, war nichts zu hören.

Mutti war weggegangen, sie müsse mal austreten hatte sie gesagt. Ich wartete mit Herzklopfen auf ihr wiederkommen und war erst beruhigt als sie endlich wieder da war. Mutti erzählte, dass draußen alles ruhig wäre und bekannt gegeben worden sei, dass über Nacht die Türen verschlossen würden und dass niemand während dieser Zeit herumlaufen solle. Damit sollen mögliche Überfälle und Plünderungsversuchen verhindert werden.

Es gab einige Schwachleuchtende Lampen an der Decke, welche die ganze Nacht anblieben. In der Halle war es ziemlich still geworden, die Menschen schwiegen oder redeten leise und bedrückt miteinander. Beim einschlafen lag meine Kopf auf meinem kleinen Rucksack und ich blickte auf den zerschossenen Fahrkartenschalter mit den angebissenen Marmorsteinen und schlief ein.

Das Lager

Am nächsten Morgen, direkt nach dem es hell geworden war, standen wir alle abmarschbereit vor der Halle auf der Strasse. In der Nacht war es anscheinend ruhig geblieben aber ich war trotzdem müde, hungrig und durstig, denn zu Essen gab es nur dass, was wir bei uns hatten und damit ging Oma sparsam um.

Man sah jetzt, dass es draßene keine weiteren Häuser gab, nur niedrige Ruinenreste. Das Gelände auf der gegenüberliegenden Straßenseite lag etwas tiefer als die Fahrbahn. Als wir näher traten, sahen wir soweit man schauen konnte, Kleidungsstücke, aufgerissene leere Koffer, Teile von Kinderwagen und ähnliches säumte den Straßenrand. So was kannten wir von Stolp her als die Überreste von geplünderten Trecks. Dort waren sie mittlerweile von Arbeits-

kommandos beseitigt worden. Hier schienen die Spuren der Plünderungen jedoch noch frisch zu sein und sie stammten auch nicht von Trecks, denn die gab es ja schon lange nicht mehr. Vielmehr waren die ausgeplündert worden, die wie wir über die Oder in den Westen wollten. Wir schauten uns um, ob das Unheil schon nahte. Mutti riss mich zurück, denn es ging weiter. Wir dachten mit Oma und Mutti laut darüber nach, was wohl aus den Menschen geworden sei, denen diese Sachen mal gehört hatten. In unserer kleinen von den Russen geschützten Enklave in der Holzstrasse in Stolp, hatte man vergessen können, dass das Elend um uns herum seit dem Einmarsch der Russen ununterbrochen weiter gegangen war.

Die Straße schien sich mir unendlich lang zu ziehen. Ich schaute nur nach unten, auf meine Füße, ob ich Angst hatte zu straucheln oder nicht sehen wollte was rechts und links passierte, weiß ich nicht. Das Studium des Straßenbelags half mir mich abzulenken und ich dachte nicht an das was kommt. Auf einmal ging es steil bergab. Denn wir gingen über eine, genauer gesagt, auf einer eingestürzten Betonbrücke. Sie war in der Mitte eingeknickt. Von da ging es bis ans andere Ende wieder bergauf, wo wir wieder auf der geraden Straße standen.

Endlich hatten wir nach einiger Zeit, das Lager erreicht und sahen vor uns ein weit aufstehendes Tor in einem Stacheldrahtzaun. Zunächst mussten sich alle registrieren lassen. Dazu standen wir stundenlang in einer Schlange an und da es mittlerweile Mittag geworden und die Sonne vom Himmel brannte, war das quälend. Die Schlange bewegte sich nur langsam an einem Stacheldrahtzaun entlang. Einige versuchten vergeblich für die Kinder, bei den uns bewachenden Milizionären etwas zu trinken zu bekommen. Die saßen wie welkende Blumen still auf dem Boden zwischen den Beinen der Erwachsenen, um etwas Schutz vor der Sonne zu fin-

den. An der einer Seite des Zauns, also außerhalb des Lagers, boten sich einige Kinder und auch Erwachsene an, für uns Essen und vor allem Getränke einzukaufen. Oft aber wurden sie das Opfer von Betrügern, denn einige der angeblich so hilfsbereiten Menschen verschwanden mit dem Geld oder die Sachen wurden nur zu Wucherpreisen gebracht. Endlich, nach einigen Stunden, war die Registrierung erledigt. Wir durften nicht den eingezäunten Teil des Lagers betreten und erhielten die Information dass der Termin des nächsten Transportes am schwarzen Brett mitgeteilt würde. Das schwarze Brett befand sich am Stacheldrahtzaun und war ständig umlagert, denn es wurde von fast allen dauernd aufgesucht, weil die Furcht bestand, dass man seinen Transport verpassen würde. Wann unser Transport abgehen würde, war zunächst unbekannt. Man rechnete aber mit einigen Wochen.

Wir betraten den Teil des Lagers, der sich direkt neben dem Stacheldrahtzaun befand, wo wir uns einen Schlafplatz suchen mussten. Das war in einer Eigenheimsiedlung aus den zwanziger Jahren, die im Kern aus zwei Reihen zweistöckiger Doppelhäusern mit Mansarde bestand. Die früheren Bewohner waren offenbar durch die Kriegsergebnisse vertrieben worden. Hier sollten wir uns bis zur Abfahrt unseres Transportes aufhalten. Die Häuserreihen standen sich mit den Frontseiten gegenüber. Zwischen ihnen befand sich eine breite Grünanlage. Auf dieser hatte man eine große Latrinenanlage errichtet, da es in den Häusern kein fließendes Wasser gab und infolgedessen die Toiletten nicht benutzt werden konnten. Man hatte dafür eine tiefe Grube ausgehoben und mit Brettern überdeckt auf der sich in Mitte je eine Sitzreihe für Männer und Frauen befand, die eine Bretterwand von einander trennte. Es gab mindestens zwanzig Sitzgelegenheiten pro Seite. Um das ganze waren Bretterwände gezogen die nach oben offen waren. Es gab also kein Dach und wenn man bei Regen diesen Ort aufsuchen

musste, war es ziemlich ungemütlich. Denn da alle ständig auf der Suche nach essbaren waren und das Obst zu dieser Jahreszeit noch unreif war, hatte dies zu Folge, dass ein verstärkter Drang zur Benutzung dieser Einrichtung herrschte, so dass sie fast zu einem Kommunikationszentrum avancierte. Der Gestank war wegen der offenen Bauweise minimal. Frischwasser für Trinken oder zum Waschen, gab es nur an einigen Stellen im Lager. In den Häusern war das Wasser, vermutlich wegen der Zerstörung der Hauptwasserleitung oder aus anderen Gründen abgestellt. Eine der beiden Möglichkeiten für eine Wasserentnahme im Lager befand sich am Ende der Siedlung, dort stand die Ruine eines Gartenhauses, in dessen Keller das Wasser aus einem zerstörten Hauptanschluss herausströmte. Die Menge des herausströmenden Wasser schwankte stark, so dass sich der Keller bis zum Rand füllte und das Wasser über die Kellertreppe ins Freie lief. Dann musste das Wasser, wie aus einem Brunnen geschöpft werden, wobei man es immer nur vorsichtig aus der Mitte der Kellertreppenöffnung entnehmen durfte.

Das Leben im Lager mit den Lagerkindern

Der Transport ins Lager ab Stolp, erfolgte Ende Juni. Wann genau, ist mir unbekannt, da ich das Datum verständlicherweise nicht registriert habe und es sonst niemand mehr gibt, den ich fragen kann. Aber ich weiß genau wann wir es verließen, nämlich am 24. Juli 1946. Denn als wir am Ende Süderbrarup erreichten, erlebten wir dort den Brarupmarkt, der schon seit Jahrhunderten immer um dieselbe Zeit beginnt. Und noch eins ist sicher, ich verbrachte meinen Geburtstag den 16. Juli, im Lager. Zunächst versuchten wir in den Häusern der Siedlung einen Platz

zu finden, wo wir alle zusammen bis zum Abgang des Transportes leben konnten. Dasselbe versuchten natürlich alle anderen auch, die mit dem Transport aus Stolp gekommen waren. Die vor uns angekommen warteten ebenfalls auf den Weitertransport ins Reich und füllten vorher schon mehr als die Hälfte der verfügbaren Räume. Mit anderen Worten das Lager war nahezu überfüllt und bot nicht übermäßig Platz für uns Neuankömmlinge. Wir mussten uns also da hinlegen wo gerade Platz war. Aber alle waren sehr hilfsbereit und machten Platz so gut es ging. Zusammenbleiben konnte unsere Familie aber nicht. Wir trennten uns dann auch zum schlafen. Jeder ging an einen Schlafplatz den er fand und wir trafen am Morgen wieder zu einander. Mutti und ich blieben aber immer zusammen. Geschlafen werden musste auf dem nackten Fußboden und da es sehr warmes Wetter war, genügte zum zudecken ein kleines Stück Kleidung aus unserem Gepäck.

Morgens nachdem aufwachen, hielt Mutti meistens etwas zu essen bereit, dass musste für den Tag reichen. Manchmal tröstete sie mich aber auf später, sie hoffte offenbar ich würde sie nicht mehr darauf ansprechen und mir in der Zwischenzeit selber was beschaffen. Denn es gab nach meiner Erinnerung keine organisierte Versorgung mit Nahrungsmittel in diesem Teil des Lagers. Zusammen mit anderen gleichaltrigen Kindern zogen wir durch das Lager und in die umliegende Gegend. Wobei das Endziel war, etwas essbares zu finden. Wir stöberten auf den Dachböden und Kellern herum und fanden manchmal seltsam frisch erscheinende Lebensmittel und Weckgläser mit Schmalz und anderen Eingemachten. Bis ich eines Tages dahinter kam, dass dies von den Lagerinsassen angelegte Verstecke waren, wo sie ihre mitgebrachten Lebensmittel gehortet hatten aus Angst, dass sie ihnen abgenommen oder gestohlen würden. Einige größere Kinder hatten ein Gitter, wie es als Fußabtritt vor den Haustüren zu finden ist, auf Steine gelegt und unter ihm

ein Feuer gemacht. So hatten wir einen Grill, auf dem allerhand gebraten und auch in Töpfen gekocht wurde. Woher die Nahrungsmittel auch kamen, ich durfte dort mitessen und fühlte mich eigentlich in der Gruppe bei den anderen Kindern rundherum zufrieden und sicher. Aber die Gruppe löste sich nach einiger Zeit langsam auf, weil einigen Müttern wohl mittlerweile Bedenken zu unserem Treiben kamen. Sie sorgten dafür, dass ihrer Sprösslinge mehr unter ihrer Aufsicht blieben. Auch Mutti verbot mir, mich weiter mit den anderen Kindern zu treffen, was zwar nicht lückenlos befolgt wurde, denn es war natürlich nicht so interessant fast alleine durchs Lager zu streifen.

Wir Kinder hatten einen Aussichtsplatz auf einem Balkon im obersten Stockwerk in einem der Häuser gehabt, der nur vom Flur aus zugänglich war, diesen nutzte der harte Kern der Kinderbande weiter. Von diesem konnte man auf das Lager schauen und alles überblicken ohne aufzufallen. Von den Lagerstraßen blieben wir jetzt weitgehend fern, so konnte uns keiner vorwerfen, wir würden herumstreunen. Man sah von dort auch auf die Latrinenanlage. Da diese kein Dach hatte, konnte man die Köpfe der Menschen sehen, die dort ein- und ausgingen um ihr Geschäft zu verrichten. Wir versuchten mit unseren Schleudern Kirschen auf sie zu schießen. Die Kirschen waren zu der Zeit alle noch grün, also unreif und hart, und konnten schon einen erheblichen Eindruck hinterlassen, wenn man denn traf, was manchmal der Fall war. Man sah dann die erschrockenen Gesichter und das Geschimpfe der getroffenen. Wir gingen natürlich immer sofort in Deckung, wenn wir einen Einschlag registrierten. Aber irgendwann hatte man uns dann doch geortet und es gab ein gewaltiges Donnerwetter, damit endete dann alles und es gab Hausarrest.

Der Zuhörer

Dieser so genannte Hausarrest, reduzierte sich dann darauf, dass Mutti sagte, ich sollte am besten in der Nähe unseres Schlafplatzes bleiben. Alles anderer wäre im Lager auch illusorisch gewesen. Als Schlafplatz hatten wir jetzt den Treppenabsatz im obersten Stockwerk eines Hauses gefunden, wo wir schon mehrere Nächte hintereinander gut geschlafen hatten. Man schlief dort ruhig, denn es gab keinen Durchgangsverkehr und man konnte von oben alles überblicken, für Fluchttiere, die wir es mittlerweile waren, also hervorragend geeignet.

Einige ältere Männer schliefen auch dort, sie waren vermutlich weit über sechzig, denn sonst wären sie Soldaten oder als Zivilisten im wehrfähigen Alter gewesen und von den Russen oder der Miliz längst verhaftet worden. Sie wirkten auf Mutti offenbar vertrauen erweckend und sie hatten ihr sogar angeboten, mich im Auge zu behalten, wobei sie mir zugezwinkert hatten.

Ich blieb also morgens nach dem aufwachen und nach dem ich etwas gegessen hatte zunächst dort sitzen. Während Mutti zu Oma, Christel und Hilde ging oder um was zu Essen zu besorgen und am schwarzen Brett nach Neuigkeiten zu schauen. Die Männer neben unserer Schlafstelle, deren kommen und gehen offenbar nur mit ihren Toilettengewohnheiten zusammenhing, beachtete ich zunächst nicht. Ich war aber erfreut, als sie mir was zu essen und zu trinken anboten. Sie machten sich ein warmes Getränk auf einem Spirituskocher den sie aus ihrem Gepäck gekramt hatten, nachdem sie mich zuerst aufgefordert hatten, aufzupassen ob jemand Fremder die Treppe heraufkäme. Denn es war wegen der Brandgefahr verboten in den Häusern offenes Feuer zumachen. Diese verantwortungsvolle Funktion nahm ich mit Eifer und gerne war.

Die Männer unterhielten sich und ich hörte ihnen zunächst nur mangels anderweitiger Ablenkung zu. Nach einiger Zeit fesselten

mich ihre Erzählungen aber derart, dass ich weiter sitzen blieb und zuhörte. Ab und zu steckte mir der eine oder andere von ihnen, einen kleinen Leckerbissen in meinen meist offen stehenden Mund, denn ich fand das gehörte äußerst spannend. Ich vergaß beim zuhören alles um mich herum.

Wie dem gehörten zu entnehmen war, kamen sie alle drei aus einem Dorf, das in einer Wiesen- und Auenlandschaft gelegen war. Vermutlich in der Nähe der Warthe oder Netze. Sie erzählten von Wiesen, Bächen, Weidenbäumen, genauer gesagt von Korbweiden, von der Ernte der Weidenruten, von der Verarbeitung der Ruten, von Störchen und von Storchennestern in Bäumen, von den Menschen und alle den sonstigen Tieren in dieser Landschaft. Sie erzählten von Begebenheiten, von Festen, von der Arbeit, von Begegnungen mit der Natur. Für sie war jede Weide, jeder Baum fast eine Persönlichkeit, was für die Störche auch zutraf, die ganz individuell nur in ganz bestimmten Bäumen oder Häusern nisteten.

Die Gespräche der Männer begannen meistens, nach längerem gemeinsamem Schweigen. Wobei es schien, als ob ihre Gedanken zuvor gemeinsam die Wiesen und Bäche ihre Heimat entlang schweiften weil sie unentschlossen waren und so um den richtigen Anfang des Gesprächs mit sich rangen. Bei der Fülle des vorhandenen Erzählstoffes war das zögern für mich verständlich. Manchmal schien ihr schweigen durch die Rührung die sie überkam bedingt zu sein, denn die Stimmlage änderte sich, so dass ich betroffen zu Boden blickte. Aber nach einem kräftigen Räuspern und ausschneuzen ging es dann weiter. Das Thema vertiefte sich danach ganz von selbst, sie ergänzten sich gegenseitig und setzten angefangene Geschichten des Vorredners fort und verknüpften sie mit anderen Geschichten von Personen oder Ereignissen.

Die ausgesprochenen Erinnerungen liefen immer weiter, bis die anbrechende Dunkelheit der kommenden Nacht oder die Müdig-

keit, einen nach dem anderen zum schweigen brachte. Es ging meistens, aber nicht immer, um unsentimentale anschauliche und für mich deshalb verständliche Details, das machte es so spannend. Es wurde erinnert an die auf den einzelnen Bäumen horsteten Storchepaare, die man so wie gute Nachbarn kannte, die im Winter verreist waren und im Frühling wieder kamen. An die Ernteergebnisse von Weidenruten, die an einigen Bäumen gut und an anderen weniger berauschend waren, dass der Baum aber deshalb nicht gefällt werden konnte, da ein neuer Baum ja auch erst in einigen Jahren wieder was abwirft und was würde in der Zwischenzeit aus dem, gerade hier immer brütenden Storchepaar werden. Fragen die heiß diskutiert wurden, ohne daran zu denken, das eine Wiederkehr gar nicht absehbar war. Man hoffte aber, dass die Abwesenheit sich nicht lange ausdehnen würde. Schon jetzt war durch die vergangenen Kriegsmonate und die Zeit danach viel Schaden entstanden, der nicht so schnell wieder behoben werden könne. Und was wird aus dem Nachbargehöft, wo die ganze Familie von den Russen ausgelöscht worden war, wo der Jungbauer doch erst im Herbst geheiratet hatte und er dafür noch Sonderurlaub von der Front bekommen hatte. Im Detail wurde noch mal das ganze Hochzeitsfest durchgekaut.

Und so ging es Tag für Tag weiter. Es war für mich nicht langweilig zuzuhören. Ich erwartete jeden Morgen gespannt, auf das was jetzt erzählt würde und war mittlerweile in die Rolle eines Stichwortgebers in der Runde herangewachsen. Denn wenn ich etwas nicht verstand fragte ich nach, was mitunter eine heftige Diskussion auslöste, da die jeweilige Antwort des einen unbedingt die Präzisierung oder Richtigstellung des anderen notwendig erscheinen ließ. Was oft zur Folge hatte, was ja im Allgemeinen recht häufig passiert, dass man den Diskussionsfaden verlor und man hinterher gemeinsam an einer ganz unerwarteten Stelle der Erzählung wieder auf-

tauchte. Auch wurde ich oft als Schiedsrichter bemüht, um zu bestätigen, dass es gestern oder vorgestern doch ganz anders erzählt worden war.

Geburtstag am Lagerzaun

Eines Tages und ganz unerwartet, es war der sechzehnte Juli, gratulierten mir die Männer der Erzählerrunde formvollendet mit Handschlag zu meinem Geburtstag und schenkten mir einen zwanzig Reichs-Mark Schein. Ich hatte meinen Geburtstag ganz vergessen und auch nicht mitbekommen wer ihnen den verraten hatte. An andere Geburtstage kann ich mich nicht besonders entsinnen, außer an diesen im Lager Stettin, mit dem denkwürdigen Geburtstagsgeschenk. Ich hatte in dem Augenblick konkret noch keine Idee was ich mit dem Geld anfangen solle, aber es berührte mich doch, dass wildfremde Menschen an mich gedacht hatten. Nachdem ich das Geld erhalten hatte, begab ich mich direkt an den Lagerzaun, wo verschiedene polnische Händler ihre Verkaufsstände aufgeschlagen hatten und versuchte herauszufinden, was man dafür alles erhalten kann. Das war äußerst schwierig, denn Ware gab es nur gegen Zloty. Und Fragen nach einem umtausch meines Geldes lockte direkt einige Gauner an, die versuchten mich übers Ohr zu hauen. Zum Glück hatte ich das Geld nicht bei mir. Das war der erste Versuch mit Geld, meinem Geburtstagsgeschenk, aktiv zu werden und es war prompt misslungen. Ich sah auch ein, dass das Terrain um den Lagerzaun dafür keine Erfolg versprechende Gegend war. Und als Mutti davon erfuhr, nahm sie das Geld in Verwahrung, und tröstete mich mit den Worten, wenn wir im Westen sind, kannst du dir dafür was Schönes kaufen.

Einige Wochen später, als wir endlich im Westen waren, suchte ich für das Geld einen Verwendungszweck, das heißt ich wollte es unbedingt ausgeben. Ich fand aber nichts, bis man mir den Rat gab zum Friseur zu gehen und mir die Haare schneiden zu lassen. Das machte ich dann auch und verwandte somit das Geburtstagsgeschenk von meinem neunten Geburtstag, zum Haarschneiden. Das war das erste Mal das ich zum Friseur ging. Denn bisher hatte meine Tante Eta mir immer die Haare geschnitten. Sie hatte jedesmal zum Schluss der lästigen Prozedur gesagt, wenn der Papa wieder da ist, schneidet er dir die Haare. Denn der war ja Friseur. Aber Eta sah ich nie wieder und Papa kam nie nach Hause, so kam es dass ich mein leben lang weiter zum Friseur gehen musste, wenn ein Haarschneiden fällig war.

Morgens wenn ich im Lager aufwachte und wenn ich mich von meinem jetzt angestammten Schlafplatz entfernte, ging jetzt mein erster Weg immer häufiger an den Stacheldrahtzaun, in die Nähe des Tores hinter dem sich der abgetrennte Bereich des Lagers befand, dort wo sich die, „das schwarze Brett“ genannte Anschlagtafel befand. Man konnte immer schon auf einem Blick sehen, dass es keine Neuigkeiten gab. Denn die schwarze Anschlagtafel glänzte Tag für Tag vor Nacktheit. Keine Ankündigung über einen demnächst abgehenden Transport nach Deutschland. Wir sagten schon einige Zeit nicht mehr das Reich, wenn wir den Bereich jenseits der Oder meinten.

Am Zaun drängten sich Neuankommende in einer langer Reihe und warteten auf ihre Registrierung. In der heißen Sommersonne war das eine Tortur, wir hatten das selber schon bei unserer Ankunft mitgemacht. Einige Polen hatten Verkaufsstände aufgemacht und boten Getränke und Essen an, zu deftigen Preisen. Ich beobachtete einen etwas älteren Jungen, von dem ich annahm dass es ein Pole war, denn er lief am Zaun entlang und bot den Leuten in der

Schlange seine Dienste an, für sie einzukaufen und quittierte ihr zögern ob der genannten Preise, mit Schimpftiraden in Polnisch. Aber schließlich schmolz ihr Widerstand in der Sonne und sie nahmen murrend das Angebot an und deutlich feixend erledigte er für sie die Einkäufe bei den Händlern.

Die letzten Tage im Lager

Es vergingen noch weitere Tage, ohne das was passierte, mit immer dem gleichen Rhythmus, aufstehen und essen, bei den Männern die immer gleichen Geschichten mit immer kleiner werdenden Variationen anhören, am Zaun das leere schwarze Brett anstarren, die Schlange der Neuankommenden mustern und keine Bekannten erkennen und das Gezeter des Jungen anhören der den wartenden die Waren der polnischen Händler aufdrängen will.

Aber eines Morgens lag eine Veränderung in der Luft. Die Menschen gestikulierten, sie sprachen laut miteinander, nicht mehr leise und verhalten und sie bewegten sich schneller, sie strebten zum Zaun, zum schwarzen Brett und zurück. Es war ein kommen und gehen. Mutti und ich rannten fast zum schwarzen Brett. Das war von Menschen belagert. Mutti drängte sich dazwischen und ich blieb am Rande der aufgeregten Menge stehen und wartete. Nach einer Weile kam sie zurück und sagte, wir müssen sofort zu Oma, denn morgen geht unser Transport, lauf ja nicht weg sondern bleib bei mir.

Am nächsten Morgen standen wir fünf, Oma, Hilde, Christel, Mutti und ich vor dem Lagertor, das jetzt weit geöffnet war. Mutti sagte, dass alle zu fünft in einer Reihe antreten müssen und jeweils zehn Reihen kämen in einen Waggon. Deshalb müssten wir immer zusammenbleiben und uns nicht trennen und nicht andere zu uns in

die Reihe lassen. Man hatte mich vorsichtshalber in die Mitte genommen, so dass ich leider nur schlecht erkennen konnte was sich außerhalb der Kolonne abspielte. Ruckweise bewegte sie sich, nur immer jeweils wenige Zentimeter wie mir schien, an der rechten Seite kam ein Tisch in Sicht. Wir erreichten den Tisch, es erfolgte eine Gespräch von Mutti und Oma mit den hinter dem Tisch sitzenden Uniformierten, die Listen vor sich hatten und darin manchmal gelangweilt blättern und schrieben. Nach einiger Zeit winkte man uns zu, weiterzugehen aber es ging natürlich nicht weiter nur langsam vorwärts.

Endlich waren wir vor den Treppenanlagen eines großen Hauses mit arkadenähnlichen Vorbauten angelangt und es wurde uns bedeutet stehenzubleiben, dabei hatten wir sowieso keine andere Wahl. Es kamen weißbekleidete Personen mit merkwürdigen Geräten und sagten, dass wir die Augen schließen sollten. Dann besprühten sie uns mit einem weißen Pulver. Dass kannte ich schon von der Entlausung die wir in der Fischerstrasse über uns ergehen lassen mussten.

Jetzt war es schon bald Abend und noch war nicht zu erkennen wie es weiter geht. Wir hatten also bis jetzt fast den ganzen Tag in der Schlange verbracht. Die Schlange wurde jetzt in Blöcke von jeweils zehn Reihen geteilt. Dann wurden wir zu einem Haus geführt und jeder Block wurde in einen Raum gesperrt. Hier sollten wir die Nacht verbleiben und Morgen früh ginge dann der Transport ab. Es dürfe keiner den Raum verlassen, die Tür werde verschlossen, wer zur Toilette wolle müsse das jetzt innerhalb der nächsten Stunde machen, danach ginge es nicht mehr, wurde uns mitgeteilt. Der Raum war ganz leer und sauber, so dass sich alle auf dem Fußboden und vorwiegend an den Wänden entlang einen Platz zum schlafen suchten. Alles verhielt sich ruhig, war geduldig und wartete gespannt, niemand wollte so kurz vorm Ziel etwas riskieren. Was in

den Köpfen der Menschen vorging ist nur zu vermuten, viele Erwachsene hielten sich an den Händen und schauten mit offenen Augen in die nur langsam dunkel werdende Nacht oder beruhigten die Kinder mit belegt klingender leiser Stimme.

Die Fahrt in die Freiheit

Am nächsten Morgen begann die von allen mit Herzklopfen erwartete Fahrt in den Westen. Alle wussten von den Zerstörungen außerhalb Pommerns und hatten auch mittlerweile von den Grenzziehungen der Alliierten gehört und der Einteilung Deutschlands in Besatzungszonen. Aber niemand wusste wo unsere Fahrt enden würde. Wir hofften, dass wir nicht in die russische Zone kommen würden. Von den Polen hatten alle genug, all zu frisch bis in die letzten Tage hinein hatten alle sie erlebt, uns waren alle ihre Plünderungen und Übergriffe bei der Vertreibung noch präsent. Aber auch die Gräueltaten der Russen, aus den letzten Kriegstagen und der unmittelbaren Zeit danach, hatten wir auch noch in Erinnerung. Niemand glaubte, dass sie sich geändert hatten, deshalb traute man ihnen nicht und hatte sich ihnen immer nur mit aller Vorsicht genähert. Also lieber nicht in die russische Zone.

Zunächst stiegen wir in die Güterwaggons des bereit stehenden Zuges. Wir waren die ganze Zeit von polnischer Miliz begleitet worden, die darauf achtete dass die Kolonne von zehn mal fünf Personen zusammenblieb und sich niemand uns näherte. Vor dem Zug standen ebenfalls Milizionäre. Wir hofften sie nie wieder zu sehen. Nachdem einsteigen wurden die Wagentüre zugeschoben aber nicht verriegelt. Das wurde von einigen gewitzten Mitfahrenden sofort mit Misstrauen registriert. Man befürchtet, dass man dadurch den Zugang für die Plünderer erleichtern wollte, denn so

was war in der Vergangenheit schon passiert. Als wir im Waggon waren und die Türen vorsichtshalber ganz zuschoben, konnten wir nicht mehr sehen was auf dem Bahnsteig vor sich ging, aber wir hörten ein Gerenne und ein Geschrei auf polnisch, sowohl auf dem Waggondach als auch auf dem Bahnsteig. Als der Zug anfuhr, endete das nicht sofort auf sondern setzte sich einige Zeit, langsam verklingend fort. Wie sich später herausstellte, hatten polnische Zivilisten versucht mit unserem Zug, auf dem Dach und auf den Puffern in den Westen zu gelangen, das hatten die Milizionäre verhindern sollen, darum der Aufwand. Warum selbst Polen aus dem polnischen Machtbereich fliehen wollten, war für uns mehr als rätselhaft.

Der Zug begann Fahrt aufzunehmen und man lockerte die Türverriegelung um durch einen Blick nach draußen zu erkennen, wo wir uns gerade befanden. Unmittelbar nach unserer Abfahrt fuhr der Zug auf einer Brücke ganz langsam über einen Fluss. Das war wahrscheinlich die Oder, mutmaßten einige. Also hatten wir die polnische Einflussphäre verlassen. Wir erlaubten uns ein klein bisschen aufzuatmen. Der Zug befand sich demnach jetzt auf dem Gebiet der russischen Zone. Ab und zu fuhr er langsamer oder hielt auch mal kurz an, während wir alle mit angezogenen Knien und verhaltenem Atem auf die Weiterfahrt hofften, die aber stets nach einiger Zeit auch erfolgte. Dies Wechselspiel zwischen Anspannung und Gelöstheit erlebten wir während der ganzen Fahrt. Mit Anspannung warteten auch alle auf das Erreichen der Grenze zwischen russischer und britischer Zone, die sich nach einigen Stunden durch ein längere Zeit andauerndem langsam fahren ankündigte. Wir hatten die Türe einen Spalt geöffnet und lugten vorsichtig heraus. Einige zusammenstehende russische Soldaten sahen aus einiger Entfernung zu uns gelangweilt herüber, sonst war nur eine leer wirkende Landschaft zu sehen, in welcher der Zug auf

einmal hielt. Das ist das Niemandsland flüsterte jemand. Ich sah auch heraus um mir das anzusehen. Aber ich sah nichts Bemerkenswertes. Auf meine Frage noch der Besonderheit sagte man mir, dass dies ein Streifen Land zwischen der russischen Zone und dem Westen wäre, der niemanden gehöre, also sozusagen neutral wäre. Die Konsequenz von derartigem, versuchte ich mir vergeblich auszumalen während der Zug wieder Fahrt aufnahm.

Offenbar hatten wir die Grenze schon hinter uns gelassen und waren im Westen. Den Rest der Fahrt, den die ich gelöst und unbefangen verbrachte verging Ereignislos. Der Zug durchfuhr kleine Dörfer und Ansiedlungen die sich in der Abendsonne wohlig zu strecken schienen, als ob es nie einen Krieg gegeben hätte.

Bad Segeberg.

Am Spätnachmittag hielt der Zug an, die Türen wurden geöffnet und wir blickten auf freundliche und aufmunternd wirkende Gesichter herab. Es roch nach frisch gemähter Wiese, wie früher an den Sommerabenden in der Fischerstrasse. Man sagte uns, dass wir in Bad Segeberg in Schleswig-Holstein sind und unbesorgt aussteigen können. Damit war klar, dass wir in der britischen Zone waren und von den Russen und Polen vorerst nichts mehr zu befürchten hatten. Die Furcht und Besorgnis vor ihnen war aber nicht ein für immer abgestreift. Bei vielen Entscheidungen taucht im Unterbewusstsein immer wieder die Frage auf, ob das Sinn macht, wenn doch morgen der Russe kommt.

Oma wollte sich nicht beim aussteigen helfen lassen oder es ging ihr nicht schnell genug, jedenfalls rutschte sie auf dem Hinterteil aus dem Waggon heraus wobei sie versuchte sich die Tränen abzuwischen, so konnte sie nicht verhindern, das auch sie umarmt wur-

de, obwohl sie Gefühle nur ungern zeigte. Ich wurde an der Kante des Waggons stehend, heruntergehoben. Es war für mich ein überraschender Empfang. Wie betäubt aber erfreut, betrachtete ich alles genau. Obwohl ich mir gewünscht hätte mit dem Transport nach Lübeck gekommen zu sein, denn über die Stadt hatte ich mich ausführlich informiert, Bad Segeberg dagegen war mir völlig unbekannt.

Der Zug schien direkt neben einer Wiese gehalten zu haben. Wir wurden zu Tischen geführt, die auf grünem Grass standen, der auf mich wie ein Teppich wirkte, so sauber und gleichmäßig war er. Es gab Tee zu trinken und auf den Tischen an die wir uns setzten, standen Blechkannen aus denen man sich nachschenken konnte, so oft man wollte. Frauen mit weißen Schürzen und Rotkreuz-Binden am Arm gingen umher und sprachen mit den Erwachsenen.

An mehreren kleinen einzelnen Tischen saßen englische Soldaten. Die mit den ihnen gegenüberstehenden Flüchtlingen redeten und sie nach allem möglichen fragten und es in Papiere eintrugen. Dies war der Zeitpunkt wo wir nicht mehr nur Stolper oder Pommern waren, sondern nur noch Flüchtlinge. Das galt ab jetzt für alle bis ans Lebensende. Lediglich die bürokratische Normierung belegte noch, dass wir zum Beispiel aus Stolp in Pommern waren. Eine Klassifizierung von nicht größerer Bedeutung als die der Schuhgröße. Anschließend bekam jeder einen Zettel für einen Schlafplatz in einem der großen Zelte, die auf der Wiese aufgebaut waren.

Während Mutti wie alle anderen, in einer Schlange vor den Tischen mit den englischen Soldaten wartete bis sie dran käme, erkundete ich das Lager, das hauptsächlich aus großen Zelten bestand. In diesen Schlafzelten stand beidseitig vom Mittelgang je eine Reihe von Feldbetten, in einem anderen Zelt befand sich die Küche und in einem weiteren war eine Sanitätsstation eingerichtet. Dann gab es noch Zelte, die offenbar für die englischen Soldaten reserviert wa-

ren, deren Uniformen mit seltsamen Mützen, ich ausgiebig bestaunte. Es war ein warmer Sommerabend und alles hatte aus heutiger Sicht, entfernte Ähnlichkeit mit einem Picknick. Männer saßen zusammen auf dem Rasen und spielten Karten, neben ihnen stapelten sich Geldbündel mit der in Polen so gefragtem Reichs-Mark, die hier offenbar nur noch als Spielgeld gewürdigt wurde.

Mittlerweile hatten sich die Schlangen vor den kleinen Tischen aufgelöst und wir durften an den langen Tischen auf den Bänken Platz nehmen und es gab was zu essen. Jeder bekam einen tiefen Teller mit einer Graupensuppe in der etliche kleine Fleischstücke schwammen und herrlich schmeckende Marmeladenstullen und dazu Tee.

Danach ging Mutti mit mir zu dem uns zugewiesenen Zelt und wir nahmen zwei nebeneinander stehende Feldbetten in Beschlag. Eine Decke gab es leider nicht. Ich konnte zunächst nicht einschlafen, denn da ich mich an den harten Fußboden der letzten Wochen in Stettin gewöhnt hatte, war mir das Feldbett zu weich. Das Segeltuch des Bettes war so straff gespannt wie ein Trommelfell und ich fürchtete von ihm runterzurutschen. Aber Mutti rückte ihr Bett dicht neben meins, so dass ich ihre Hand halten konnte. Und irgendwann war ich dann auch eingeschlafen und wachte erst am nächsten Morgen auf, als sie mich wachrüttelte. Das aufstehen ging schnell, da ich wie immer in den letzten Wochen in den Kleidern geschlafen hatte.

Draußen an den Tischen gab es Marmeladenstullen und Tee. Und dann stiegen wir in den bereitstehenden Zug. Doch diesmal war es kein Güterzug, sondern ein richtiger Personenzug, wie ich ihn noch von früher, von den Fahrten nach Stolpmünde kannte, mit sauberen Holzbänken, Gepäcknetzen, abschließbaren Toiletten in jedem Wagen und Glasfenster die man mit einem Lederriemen herunterlassen konnte.

Fahrt und Ankunft. / 24. Juli 1946

Der Zug setzte sich hörbar schnaufend in Bewegung und alle star-
ten leise miteinander murmeln aus dem Fenster auf die rollende
und sanft stampfende Landschaft. Auf einmal waren einige Sitzrei-
hen weiter vorne, aufgeregte Frauenstimmen zu hören. Eine Frau
schrie, was macht denn dieser Polenjunge hier. Alle schauten auf-
geschreckt auf einen Jungen der zwischen einigen Frauen saß und
auf den die ihm gegenüber sitzende zeigte. Und ich erkannte ihn
plötzlich wieder und einige andere wohl auch. Es war der Junge,
der immer am Stacheldrahtzaun des Lagers herum gesprungen war
und die ankommenden auf Polnisch bedrängte, bei den neben dem
Zaun stehenden Händlern Getränke und Lebensmittel zu kaufen.
Nicht nur, dass die Preise überteuert waren und er wahrscheinlich
von den Händlern eine nicht geringe Provision erhielt, die protes-
tierende Frau behaupteten auch er wäre mit dem eingesammelten
Geld spurlos verschwunden. Die neben dem Jungen sitzenden
Frauen, gaben sich als Mutter und Schwestern zu erkennen und
beteuerten, dass sie Deutsche aus Danzig wären und keine Polen.
Der Junge wäre nur stolz darauf gewesen, seine polnischen Sprach-
kenntnisse anwenden zu können. Dass er dieses am Lagerzaun in
Stettin gemacht hätte, wäre nur Zufall gewesen. Man nahm das
schweigend zu Kenntnis, allerdings betrachteten alle ihn fortan mit
Misstrauen. Er war auch später in der Volksschule einige Jahre in
meiner Klasse, hielt sich aber immer von den anderen Mitschülern
abseits. Seine erwachsenen Schwestern schienen ihn sorgfältig zu
behüten, was ihn nicht sympathischer machte.

Nach dieser kleinen Störung besserte sich aber schon bald die
Stimmung wieder und an Hand der Namen der Bahnstationen, die
der Zug meistens ohne Halt durchfuhr, diskutierte man was wohl
das Ziel unserer Fahrt sein würde. Die Fahrt konnte ja nur bis zur
dänischen Grenze gehen und die Möglichkeiten waren also be-

grenzt. Da niemand eine Landkarte bei sich hatte, wurde gerätselt ob Rendsburg oder Flensburg die Grenzstadt wäre, beides Namen die ähnlich klangen.

Als dann Rendsburg ohne zu halten passiert wurde war dies klar. Obwohl diese Erkenntnis uns auch nicht weiterbrachte. Der Zug fuhr durch eine ganz andere Landschaft als Pommern mit seinen großen Wäldern und großen Äckern vorbei. Hier gab es wenig Wald und nur kleine Äcker, das war besonders für die Bauern unter den Mitreisenden ein fortwährendes Gesprächsthema. Endlich hielt der Zug und es hatte den Anschein, dass wir am Ziel waren. Der Name des Haltepunktes lautete Süderbrarup. Das stand auf den großen Stationsschildern. Das Bemühen den zungenbrecherischen Namen richtig auszusprechen, gaben viele bald auf. Es war ein kleiner Bahnhof mit einem Sperrenhäuschen durch das sich alle drängten und dann vor dem aus gelben Ziegeln bestehenden Bahnhofsgebäude wieder zusammen fanden. Vor dem Bahnhof verlief eine ungepflasterte aber saubere Straße. Auch sonst wirkte alles sauberer als das was ich bisher gewohnt waren. Der Bahnhofsvorplatz war ebenfalls ungepflastert aber mit einer losen wie glatt gewalzten Steinschicht belegt. Mein Blick der auf diese Steine fiel, ließ mich stutzen und ich hob einige auf. Sie wirkten zum Teil wie zersplittert mit glasigen Bruchflächen in unterschiedlichen Farbnuancen, bräunlich und grünlich-grau waren die meisten. Zuerst dachte ich das wäre Bernstein und dann Horn, aber verwarf bald beides. Es waren die dort sehr häufig vorkommenden Flintsteine, die mir aufgefallen waren. Mutti drängte mich mit der Spielerei aufzuhören, wie sie es nannte, da sich alle in Bewegung setzten, weil wir offenbar unserem neuen Zuhause zugeführt werden sollten. Das war die Ankunft in Süderbrarup. Es sollte für viele Jahre meine neue Heimat werden, ohne dass ich meine alte, meine erste Heimat, die mich entscheidend geprägt hatte, je vergaß.

